

dtv
premium

HINTER
DIESEN
TÜREN

Thriller

RUTH WARE

Ruth Ware

Hinter diesen Türen

Thriller

dtv

*Für Ian, den ich mehr liebe,
als ich mit Worten auszudrücken vermag.*

3. September 2017

Sehr geehrter Mr Wrexham,

ich weiß, Sie kennen mich nicht, aber bitte, bitte, bitte, Sie müssen mir helfen

3. September 2017
HMP Charnworth

Sehr geehrter Mr Wrexham,

wir kennen uns nicht persönlich, aber Sie haben bestimmt in den Medien von meinem Fall gehört. Ich schreibe Ihnen, weil ich Sie bitten möchte

4. September 2017
HMP Charnworth

Sehr geehrter Mr Wrexham,

ich hoffe, das ist die korrekte Anrede. Ich habe bis jetzt noch nie einem Strafverteidiger geschrieben.

Ich weiß, dass diese Form der Kontaktaufnahme ungewöhnlich ist. Eigentlich hätte ich meinen Rechtsbeistand damit beauftragen müssen, aber der

5. September 2017

Sehr geehrter Mr Wrexham,

vielleicht sind Sie selbst Vater? Oder Onkel? Falls ja, möchte ich an
Ihre

Sehr geehrter Mr Wrexham,

bitte helfen Sie mir. Ich habe niemanden umgebracht.

7. September 2017
HMP Charnworth

Sehr geehrter Mr Wrexham,

Sie ahnen nicht, wie oft ich diesen Brief neu angefangen und wieder zerrissen habe. Eine Zauberformel gibt es nicht, das weiß ich inzwischen, und ich kann Sie kaum zwingen, sich meines Falls anzunehmen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als Ihnen alles so klar wie möglich darzulegen. Egal wie lange es dauert und ob ich damit womöglich alles vermassele, ich werde einfach die Wahrheit erzählen.

Mein Name ist ... hier würde ich das Papier am liebsten gleich wieder zerreißen. Denn wenn Sie meinen Namen lesen, wissen Sie sofort, warum ich Ihnen schreibe. Mein Fall ging durch die Presse, mein Name tauchte in sämtlichen Schlagzeilen auf und mein gequältes Gesicht prangte auf allen Titelseiten. Meine Schuld gilt als ausgemacht. Das Maß an öffentlicher Vorverurteilung lässt mir kaum noch Hoffnung auf einen gerechten Prozess. Ich habe Angst, dass Sie mich als aussichtslosen Fall abschreiben und den Brief wegwerfen, sobald Sie meinen Namen lesen. Was ich Ihnen noch nicht mal verdenken könnte. Dennoch bitte ich Sie inständig, mich vorher anzuhören.

Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, und wie Sie der Absenderadresse entnehmen können, befinde ich mich derzeit im schottischen Frauengefängnis HMP Charnworth. Ich habe noch nie Post aus dem Gefängnis bekommen, und weiß gar nicht, wie die Briefe von außen aussehen, aber bestimmt war Ihnen meine derzeitige Wohnsituation schon klar, bevor Sie den Umschlag aufgemacht haben.

Was Sie wahrscheinlich nicht wissen, ist, dass ich in Untersuchungshaft sitze.

Und was Sie nicht wissen *können*, ist, dass ich unschuldig bin.

Natürlich, das sagen sie alle. Alle, die ich hier getroffen habe, sind unschuldig – laut eigener Aussage zumindest. Aber in meinem Fall ist es wahr.

Sie können sich denken, was jetzt kommt: Ich möchte Sie bitten, mich vor Gericht als mein Strafverteidiger zu vertreten.

Mir ist bewusst, dass das nicht das korrekte Vorgehen ist und dass Angeklagte nicht selbstständig mit einem Anwalt Kontakt aufnehmen sollten. (Oder ist Advokat der richtige Ausdruck? Leider kenne ich mich in der Rechtssprache nicht aus, erst recht nicht mit dem schottischen System. Alles, was ich weiß, habe ich von den Frauen im Gefängnis aufgeschnappt, auch Ihren Namen.)

Einen Rechtsbeistand habe ich schon, er heißt Mr Gates. Und wenn ich es richtig verstehe, müsste eigentlich er einen Anwalt für mich beauftragen. Allerdings ist er auch der Grund, warum ich überhaupt hier gelandet bin. Die Polizei hat ihn für mich bestellt, als ich es mit der Angst zu tun bekam und endlich so schlau war, keine Fragen mehr zu beantworten, bis ich mit einem Anwalt sprechen konnte.

Natürlich dachte ich, er würde die Sache wieder geradebiegen und mir dabei helfen, für mich zu sprechen. Doch als er kam – ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll. Jedenfalls machte er alles nur noch schlimmer. Er ließ mich nicht *reden*. »Meine Mandantin wird sich dazu vorerst nicht äußern.« So hat er mir ständig das Wort abgeschnitten, was mich natürlich erst recht verdächtig machte. Ich glaube, wenn ich die Chance gehabt hätte, alles richtig zu erklären, wäre es nie so weit gekommen. Und die Polizei drehte mir die wenigen Worte, die ich sprach, im Mund um.

Natürlich kennt Mr Gates meine Seite der Geschichte. Aber irgendwie – ach, es ist schwer, das in einem Brief zu erklären. Er hört einfach nicht richtig zu. Und wenn doch, dann glaubt er mir nicht. Immer wenn ich ihm meine Geschichte von Anfang an erzählen will, fährt er mit diesen Fragen dazwischen, die bringen mich durcheinander, und so wird alles verzerrt. Und dann will ich ihn nur noch anschreien, dass er endlich still sein soll.

Und ständig kommt er auf das erste Verhörprotokoll zurück, von dieser schrecklichen ersten Nacht auf der Wache, als sie mich stundenlang ausgequetscht haben – Gott, ich weiß gar nicht, was ich da alles gesagt habe. Entschuldigung, jetzt sind mir die Tränen gekommen. Entschuldigen Sie die Flecken. Ich hoffe, Sie können alles noch lesen.

Diese Aussage kann ich nicht rückgängig machen, das ist mir klar. Es wurde alles aufgezeichnet. Und es klingt schlimm, das weiß ich auch. Aber es ist falsch rübergekommen, und ich bräuchte nur die Chance, die Geschichte aus meiner Perspektive zu erzählen. Und zwar jemandem, der wirklich zuhört ... Verstehen Sie?

Aber vielleicht können Sie es gar nicht verstehen. Sie haben es noch nicht erlebt. Sie wissen nicht, wie das ist, wenn man an diesem Tisch sitzt und fast zusammenbricht vor Erschöpfung und einem vor Angst so schlecht ist, dass man fast kotzen muss. Sie löchern einen so lange, bis man gar nicht mehr mitbekommt, was man da eigentlich von sich gibt.

Um es auf den Punkt zu bringen:

Ich bin das Kindermädchen im Fall Elincourt, Mr Wrexham.

Und ich habe das Kind nicht umgebracht.

Diesen Brief habe ich gestern Abend begonnen, Mr Wrexham, und als ich heute Morgen beim Aufwachen all die Zettel mit meinen hingekritzelten, flehenden Worten sah, war mein erster Impuls, sie zu zerreißen und noch mal von vorn anzufangen, wie schon ein Dutzend Mal zuvor. Denn ich hatte doch gefasst bleiben und Ihnen alles in Ruhe schildern wollen, klar und verständlich. Und stattdessen heule ich aufs Papier und flüchte mich in Schuldzuweisungen.

Aber ich kann nicht wieder von vorn anfangen, ich muss weitermachen.

Die ganze Zeit schon denke ich, mir muss nur endlich jemand zuhören, damit ich die Dinge in meinem Kopf geraderücken und meine Version der Geschichte erzählen kann, ohne Unterbrechung. Dann wird sich alles klären.

Also. Das ist meine Chance, nicht wahr?

140 Tage lang kann man in Schottland ohne Prozess festgehalten werden. Aber hier im Gefängnis sitzt eine Frau, die seit beinahe zehn Monaten wartet. Wissen Sie, wie lang zehn Monate sind, Mr Wrexham? Lassen Sie mich es Ihnen sagen: Im Fall dieser Frau sind es genau 297 Tage. Sie konnte Weihnachten nicht mit ihren Kindern verbringen, sie hat Muttertag und Ostern sowie Geburtstage und erste Schultage verpasst.

297 Tage. Und immer wieder wird der Beginn ihres Prozesses verschoben.

Laut Mr Gates wird es in meinem Fall nicht so lange dauern, schon allein wegen des öffentlichen Interesses, aber wie kann er sich da sicher sein?

Doch egal, ob 100 Tage, 140 oder 297 ... man hat viel Zeit zum Schreiben, Mr Wrexham. Auch zum Grübeln und zum Erinnern. Ich muss herausfinden, was wirklich passiert ist. Denn es gibt so vieles, was ich nicht verstehe, aber eins weiß ich sicher: Ich habe das Mädchen nicht getötet. Und ganz gleich, wie sehr die Polizei versucht, die Fakten zu verdrehen und mir etwas anzuhängen, an dieser Tatsache können sie nicht rütteln.

Ich habe sie nicht getötet – was heißt, dass jemand anders es getan hat. Und dieser Jemand läuft noch frei herum.

Während ich hier drinnen versaure.

Ich sollte wohl langsam zum Punkt kommen. Sie sind ein vielbeschäftigter Mann, vielleicht haben Sie gar nicht bis hierher gelesen.

Aber ich bitte Sie: Glauben Sie mir. Nur Sie können mir helfen.

Bitte kommen Sie mich besuchen, Mr Wrexham. Lassen Sie mich Ihnen die Situation schildern und erklären, wie ich in diesen Albtraum geraten bin. Denn wenn irgendjemand die Geschworenen überzeugen kann, dann Sie.

Übrigens habe ich schon einen Besucherausweis für Sie beantragt – aber sollten Sie vorher noch Fragen haben, können Sie mir jederzeit schreiben. Ich lauf ja nicht weg ... haha.

Es ist nicht witzig, ich weiß. Im Fall einer Verurteilung drohen mir –

Aber nein. Darüber denke ich jetzt nicht nach. Es wird nicht geschehen. Ich werde nicht verurteilt, weil ich unschuldig bin. Ich muss nur alle anderen davon überzeugen, und als Erstes Sie.

Bitte, Mr Wrexham, melden Sie sich bei mir und nehmen Sie sich meines Falls an. Ohne allzu pathetisch klingen zu wollen: Sie sind meine einzige Hoffnung.

Mr Gates glaubt mir nicht, das erkenne ich an seinem Blick.

Aber Sie vielleicht schon.

12. September 2017
HMP Charnworth

Sehr geehrter Mr Wrexham,

seit drei Tagen sitze ich hier wie auf heißen Kohlen und warte auf eine Antwort von Ihnen. Jedes Mal, wenn die Post kommt, pocht mein Herz vor lauter Hoffen und Bangen, und jedes Mal werde ich enttäuscht.

Entschuldigung. Das grenzt an emotionale Erpressung. Aber so meine ich es gar nicht. Sie sind sicher vielbeschäftigt und es sind erst drei Tage vergangen, aber trotzdem ... Vielleicht hatte ich gehofft, dass die Aufregung um meinen Fall, wenn sie schon sonst nichts Gutes bewirkt hat, mir zumindest zu einer gewissen zweifelhaften Berühmtheit verhelfen würde. Und dass Sie deshalb meinem Brief vielleicht mehr Beachtung schenken würden als all den anderen, die Sie wahrscheinlich täglich von Mandanten, Möchtegern-Mandanten und Geistesgestörten bekommen.

Interessiert Sie denn gar nicht, was passiert ist, Mr Wrexham? Mich an Ihrer Stelle würde es interessieren.

Jedenfalls ist es jetzt drei Tage her (erwähnte ich das schon?) und ... tja, ich mache mir langsam Sorgen. Hier drin gibt es nicht viel zu tun, da hat man viel Zeit, sich verrückt zu machen und sich die schrecklichsten Dinge auszumalen.

Die letzten paar Tage und Nächte habe ich genau das getan. Was, wenn Sie den Brief nicht bekommen haben? Wenn die Gefängnisverwaltung ihn einbehalten hat? (Könnten sie das einfach, ohne mich zu informieren? Ich weiß es ehrlich nicht.) Und was, wenn ich mich nicht gut genug erklärt habe?

Besonders diese letzte Frage hat mich wach gehalten. Denn dann wäre es meine Schuld, dass Sie nicht geantwortet haben.

Ich wollte meine Geschichte möglichst knapp halten, aber vielleicht war das keine gute Idee. Vielleicht hätte ich gleich mehr ins Detail gehen sollen, um klarzustellen, dass ich unschuldig sein *muss*. Denn natürlich können Sie mich nicht einfach beim Wort nehmen, das leuchtet mir ein.

Bei meiner Ankunft hier kamen mir – unter uns gesagt – die anderen Frauen vor wie eine andere Spezies Mensch. Nicht, dass ich mich für etwas Besseres halten würde. Aber sie alle schienen so ... sie passten so gut hier rein. Sogar die ganz Verängstigten, die Selbstverletzer und die, die nachts schrien, heulten und mit dem Kopf gegen Zellenwände schlugen, sogar die Mädchen, die gerade erst die Schule hinter sich hatten. Sie sahen so ... ich weiß auch nicht. Sie sahen aus, als gehörten sie hierher, mit ihren blassen, ausgemergelten Gesichtern, den straff zurückgebundenen Haaren und verpfuschten Tattoos. Sie sahen eben ... nun ja, schuldig aus.

Aber ich war anders.

Schon allein, weil ich aus England komme, was es nicht leichter gemacht hat. Manchmal habe ich die anderen gar nicht verstanden, wenn sie wütend wurden und mir irgendwas entgegenbrüllten. Von dem Slang habe ich die Hälfte nicht kapiert. Und man sah mir wohl an, dass ich aus der Mittelschicht bin – woran, weiß ich auch nicht genau, aber für die anderen war es offensichtlich, als hätte ich einen Stempel auf der Stirn mit der Aufschrift »bürgerlich«.

Und vor allem, ich war nie vorher im Gefängnis. Ich glaube, ich habe auch niemanden gekannt, der schon mal im Gefängnis saß – bis ich hierherkam. Überall diese geheimen Codes, die ich nicht verstand, all die Untiefen, die es zu umschiffen galt. Ich begriff nicht, was los war, wenn eine im Flur einer anderen was zusteckte und

plötzlich die Wärterinnen brüllend angerannt kamen. Ich habe auch die Prügeleien nie kommen sehen. Ich wusste nie, welche der Frauen mal wieder ihre Medikamente abgesetzt hatte oder gerade von einem Drogentrip runterkam und deshalb um sich schlagen könnte. Ich wusste nicht, wem man zu bestimmten Zeiten unbedingt aus dem Weg gehen sollte und wer unter Dauer-PMS litt. Ich wusste nicht, wie ich mich kleiden oder verhalten sollte, wofür man von anderen Insassinnen geschlagen oder bespuckt werden würde und womit man die Wärterinnen so provozierte, dass sie einen hart angingen.

Ich hörte mich anders an, sah anders aus und fühlte mich anders als die anderen.

Aber dann eines Tages sah ich im Duschaum eine Frau, die von der gegenüberliegenden Seite des Raums auf mich zulief. Sie hatte die Haare straff nach hinten gebunden wie die anderen, ihr Gesicht war versteinert, starr und kalkweiß, Augen wie Granitsplitter. Mein erster Gedanke war: Gott, ist die angepisst, wer weiß, was die vorhat.

Mein zweiter Gedanke war: lieber das andere Bad benutzen.

Und dann begriff ich.

Da war ein Spiegel an der Wand gegenüber. Die Frau war ich.

Im ersten Moment war es ein Schock – die Erkenntnis, dass ich nicht anders war als die anderen. Nur eine weitere Frau, die von diesem seelenlosen System verschluckt wurde. Und doch hat es irgendwie geholfen.

Ich bin immer noch nicht vollständig angepasst. Ich bin immer noch die Engländerin und alle wissen, warum ich hier bin. Im Gefängnis haben Leute, die Kindern was angetan haben, keinen guten Stand, wie Sie sicher wissen. Natürlich habe ich allen gesagt,

dass es nicht stimmt. Aber ich weiß ja, was sie denken: *Das sagen alle.*

Und ich weiß, dass auch Sie das denken. Ich verstehe, dass Sie skeptisch sind. Die Polizei habe ich schließlich auch nicht überzeugt. Ich sitze nun mal im Gefängnis. Ohne Aussicht, auf Kautionsfreizukommen. Ich muss schuldig sein.

Aber ich bin es nicht.

Wenn sie mich wirklich 140 Tage hierbehalten, bleibt mir ja noch Zeit, Sie zu überzeugen. Das geht wohl am besten mit der Wahrheit, stimmt's? Also erzähle ich Ihnen jetzt in Ruhe die ganze Geschichte, vom Anfang bis zum Ende.

Und am Anfang war das Inserat.

GESUCHT: Familie sucht erfahrene Kinderfrau

ÜBER UNS: Wir sind eine quirlige sechsköpfige Familie und wohnen in einem wunderschönen (aber sehr abgelegenen!) Haus im schottischen Hochland. Vater und Mutter betreiben gemeinsam ein kleines Architekturbüro.

ÜBER SIE: Sie haben als Erzieherin oder Nanny Erfahrung mit Kindern aller Altersgruppen, vom Kleinkind bis zum Teenager. Sie sind praktisch veranlagt und durch nichts aus der Ruhe zu bringen und kümmern sich eigenverantwortlich um die Kinder.

Ausgezeichnete Referenzen, ein einwandfreies polizeiliches Führungszeugnis sowie ein Erste-Hilfe-Zertifikat und einen punktefreien Führerschein setzen wir voraus.

DIE STELLE: Die Arbeitszeiten sind wochentags von 8:00 bis 17:00 Uhr, zusätzlich ein Abend Babysitting pro Woche. Die Wochenenden stehen zur freien Verfügung. Wir arbeiten meist von zu Hause aus und koordinieren nach Möglichkeit alle Dienstreisen so, dass immer ein Elternteil zu Hause ist. Gelegentlich kommt es jedoch vor, dass wir beide zeitgleich verreisen müssen, ganz selten auch mal bis zu zwei Wochen. Während dieser Abwesenheiten agieren Sie in loco parentis.

Im Gegenzug erwarten Sie ein attraktives Jahresgehalt von 55000 GBP brutto (inkl. Bonus), Pkw-Mitbenutzung sowie acht Urlaubswochen pro Jahr.

Bewerbungen bitte an Sandra und Bill Elincourt, Heatherbrae House, Carn Bridge.

Ich habe den Wortlaut der Anzeige noch im Kopf. Dabei war ich nicht mal auf Jobsuche, als ich beim Googeln darauf stieß – eigentlich wollte ich nur ... Ach, spielt ja keine Rolle. Jedenfalls etwas ganz anderes. Und da war sie plötzlich – wie ein Geschenk, das mir jemand so unerwartet zugeworfen hatte, dass ich es fast nicht gefangen hätte.

Ich las die Anzeige einmal und dann noch ein zweites Mal mit klopfendem Herzen, denn was da stand, klang perfekt. Fast ein bisschen zu perfekt.

Dann las ich sie ein drittes Mal und traute mich fast nicht, auf den Bewerbungsschluss zu schauen – aus Angst, ihn verpasst zu haben.

Aber nein: Er war genau an jenem Tag und ich hatte bis zum Abend Zeit.

Es war unglaublich. Nicht nur das Gehalt – wobei es sich um eine wirklich stolze Summe handelte. Nicht nur die Stellenbeschreibung. Sondern diese glückliche Fügung – wie mir das ganze Paket einfach so in den Schoß fiel, und das zu einem Zeitpunkt, der nicht günstiger hätte sein können.

Meine Mitbewohnerin war gerade auf Reisen. Wir hatten uns in der Kleine-Strolche-Kita in Peckham kennengelernt. Wir arbeiteten beide in der Babygruppe und lästerten immer zusammen über die schreckliche Chefin und die anstrengenden Öko-Eltern mit ihren ~~Scheiß~~-Stoffwindeln und selbstgemachten ...

Entschuldigen Sie die Ausdrucksweise. Ich habe es durchgestrichen, aber Sie können es bestimmt noch lesen, tut mir leid. Und wer weiß, vielleicht haben Sie selbst Kinder, und vielleicht haben Sie sie ja selbst mit Baumwoll-*Popolinchen* gewickelt, oder welche Marke zu der Zeit gerade in war.

Und ich verstehe es auch, ehrlich. Es sind die eigenen Kinder, und die sind natürlich jede Anstrengung wert. Sehe ich ein. Aber wenn einem den ganzen Tag die Augen vom beißenden Ammoniakgeruch tränen, weil man all die vollgepinkelten und vollgekackten Stoffteile irgendwo stapeln und am Ende den Eltern übergeben muss ... Dabei macht es mir eigentlich nicht viel aus, es gehört zum Job dazu. Aber manchmal muss man eben ein bisschen Dampf ablassen, damit man vor Frust nicht platzt.

Entschuldigung, ich schweife ab. Vielleicht schneidet mir Mr Gates deshalb immer das Wort ab. Weil ich mich mit Worten immer weiter hineinreite und nie weiß, wann es genug ist. Sie zählen wahrscheinlich gerade eins und eins zusammen. *Mag wohl Kinder nicht besonders. Steht offen zu ihrem beruflichen Frust. Was, wenn sie auf einmal mit vier Kindern allein ist, ohne einen Erwachsenen zum Dampfablassen?*

Genau das hat die Polizei auch getan, hat all die achtlos hingeworfenen Bemerkungen und belastenden Details zu einem Bild zusammengesetzt. Der Triumph in ihren Gesichtern, wenn mir wieder irgendwas rausrutschte – wie die Krähen stürzten sie sich auf jeden Krümel, alles, was sie gegen mich verwenden konnten.

Aber sehen Sie, Mr Wrexham. Ich könnte Ihnen hier den größten Mist auftischen darüber, was für eine fürsorgliche, herzensgute und rundum großartige Person ich bin. Aber es wäre eben genau das: Mist. Und ich habe nicht vor, Ihnen Mist zu erzählen. Ich möchte, mehr als alles andere, dass Sie mir glauben.

Darum erzähle ich Ihnen die Wahrheit. Die ungeschminkte Wahrheit. Und die ist nun mal unangenehm und hässlich. Natürlich bin ich kein Engel. Aber umgebracht habe ich verdammt noch mal niemanden.

Es fällt mir nicht leicht, mich zusammenzureißen. Aber ich muss unbedingt einen klaren Kopf bewahren, alles gedanklich sortieren. Und wie Mr Gates sagt: Ich muss mich an die Tatsachen halten.

Also gut. Tatsachen. Nummer eins. Die Anzeige. Die Anzeige ist eine Tatsache, ja?

Die Anzeige ... mit dieser gigantischen Summe.

Da hätten natürlich schon die Alarmglocken schrillen müssen. Es war wirklich ein absurd hohes Gehalt. Es wäre sogar für Londoner Verhältnisse üppig gewesen, und auch für eine Nanny, die nicht mit im Haus wohnte. Aber mit kostenloser Unterkunft, Verpflegung und allem Drum und Dran bis hin zum Auto war es astronomisch.

Es war sogar so astronomisch, dass ich überlegte, ob es sich nicht vielleicht um einen Tippfehler handelte. Oder ob etwas verschwiegen wurde – vielleicht war ja eines der Kinder verhaltensauffällig? Aber so etwas müsste man doch in der Anzeige erwähnen ...

Sechs Monate früher hätte ich vielleicht kurz innegehalten, die Stirn gerunzelt und dann die Sache abgehakt, ohne mir weiter Gedanken zu machen. Aber sechs Monate früher wäre ich wohl gar nicht erst auf die Anzeige gestoßen. Sechs Monate früher hatte ich noch eine Mitbewohnerin, einen Job, den ich mochte, und sogar Aussicht auf eine Beförderung. Mir ging es eigentlich richtig gut. Doch inzwischen sah die Sache ein wenig anders aus.

Meine Freundin, die Kollegin bei den Kleinen Strolchen, war zwei Monate zuvor auf Reisen gegangen. In dem Moment, als sie mir ihre Pläne angekündigt hatte, hatte ich es gar nicht so schlimm gefunden – ehrlich gesagt ging sie mir oft auf die Nerven mit ihrer Angewohnheit, die Spülmaschine zwar einzuräumen, aber nie anzuschalten, und mit ihrem endlosen Europop-Gedudel, das durch die Wände dröhnte, bevorzugt genau dann, wenn ich schlafen

wollte. Ich wusste schon, dass ich sie vermissen würde, aber mir war nicht klar, wie sehr.

Sie hatte ihre Sachen dagelassen, denn ausgemacht war, dass sie die Hälfte ihrer Miete weiterzahlen und ich ihr dafür das Zimmer freihalten würde. Für mich war das ein guter Kompromiss – vor ihr hatte ich einen Horrormitbewohner nach dem anderen gehabt und war nicht scharf darauf, schon wieder eine Facebook-Anzeige zu schalten und stundenlang per WhatsApp und E-Mail die schrägsten Vögel auszusortieren. Außerdem fühlte es sich gut an – wie eine Garantie, dass sie zurückkommen würde.

Am Anfang genoss ich die Freiheit, die Wohnung für mich zu haben, im Wohnzimmer jederzeit fernsehen zu können, was immer ich wollte, doch irgendwann war der Reiz des Neuen verflogen und ich fühlte mich immer einsamer. Ich vermisste ihr *Auf einem Wein kann man nicht stehen* am Feierabend. Ich vermisste es, mit ihr über Val, die Kitaleiterin, zu lästern und Anekdoten über nervige Eltern auszutauschen. Als ich mich um die Beförderung beworben und sie nicht bekommen hatte, ging ich allein ins Pub und weinte in mein Bier, während ich mir vorstellte, wie viel besser es mit ihr wäre. Wir hätten uns zusammen aufgeregt und sie hätte Val auf der Arbeit hinterm Rücken den Mittelfinger gezeigt. Und die hätte sich umgedreht und es fast mitbekommen, und wir hätten uns kaputtgelacht.

Mit Niederlagen umgehen ist nicht meine Stärke, Mr Wrexham. Egal, ob es um Prüfungen, Dating oder Jobs geht. Also eigentlich alles, wobei man scheitern kann. Um mir Kummer zu ersparen, stecke ich mir die Ziele immer möglichst niedrig. Oder stecke mir, wie im Bereich Dating, gleich gar keine Ziele und versuche es lieber gar nicht erst, um bloß keine Abfuhr zu riskieren. Darum bin ich auch nicht an die Uni gegangen. Meine Noten waren zwar in Ordnung,

aber aus Angst, nicht angenommen zu werden, bewarb ich mich nicht um einen Studienplatz. Ich stellte mir vor, dass sie meine Bewerbung lesen und nur verächtlich lachen würden: »Was bildet die sich ein?«

Mein Motto war immer: Lieber die einfache Prüfung mit Bravour bestehen als in der schwierigen durchfallen. So kannte ich es von mir. Was ich aber nicht von mir wusste, bevor meine Mitbewohnerin auszog, war, dass Alleinsein auch nicht meine Stärke ist. Und ich glaube, das war es, was mich über meinen Schatten springen und bis zum Ende der Anzeige scrollen ließ, nervös und neugierig zugleich.

Die Polizei hat bei der ersten Befragung um das Gehalt viel Aufhebungs gemacht. Dabei habe ich mich gar nicht deswegen beworben. Auch nicht wegen meiner Mitbewohnerin, obwohl ich nicht bestreiten kann, dass alles nie passiert wäre, wenn sie nicht gegangen wäre. Nein, der wahre Grund ... Tja, den wahren Grund kennen Sie wahrscheinlich. Er stand ja in allen Zeitungen.

In der Kita meldete ich mich krank und verbrachte den ganzen Tag damit, an meinem Lebenslauf zu feilen und alles zusammenzutragen, was nötig sein würde, um die Elincourts davon zu überzeugen, dass ich genau die war, die sie suchten. Polizeiliches Führungszeugnis, tick. Erste-Hilfe-Zertifikat, tick. Lobhudele Arbeitszeugnisse, tick, tick, tick.

Nur der Führerschein war ein Problem. Aber das schob ich beiseite, darum würde ich mich kümmern, wenn es so weit war. Wenn es überhaupt so weit käme. Ich dachte nicht weiter als bis zum Vorstellungsgespräch.

Dem Bewerbungsschreiben fügte ich die Bitte hinzu, bei den Kleinen Strolchen keine Referenz einzuholen. Meine Chefin solle

nicht wissen, dass ich mich nach einer anderen Stelle umsah. Was ja auch stimmte. Ich schickte das Ganze per Mail an die Elincourts, und dann hieß es abwarten.

Ich hatte mein Bestes für eine Einladung zum Vorstellungsgespräch gegeben. Mehr konnte ich nicht tun.

Die folgenden Tage waren hart, Mr Wrexham. Nicht so hart wie das Warten hier drin, aber trotzdem schlimm. Denn ich wollte dieses Vorstellungsgespräch unbedingt. Ich war selbst überrascht davon, wie wichtig es mir war. Mit jedem Tag, der verging, schwand meine Hoffnung ein bisschen mehr, und ich musste mich zusammenreißen, um nicht bei den Elincourts nachzufragen. Ich wusste, dass ich mir keinen Gefallen damit täte, wenn ich allzu verzweifelt wirkte.

Sechs Tage später aber bekam ich eine Mail:

An: supernanny1990@ymail.com

Von: sandra.elincourt@elincourtandelincourt.com

Betreff: Stellenanzeige

Elincourt. Schon der Name versetzte meinen Magen in den Schleudergang. Meine Finger zitterten so stark, dass ich die Mail kaum öffnen konnte, und mein Herz pochte wie verrückt.

Aussortierten Bewerberinnen würden sie doch nicht extra schreiben, oder? Eine E-Mail bedeutet doch sicher ...

Ich öffnete die Mail.

Liebe Rowan Caine,
vielen Dank für Ihre Bewerbung und bitte entschuldigen Sie, dass wir uns erst jetzt bei Ihnen melden, aber wir waren tatsächlich von der Vielzahl an Bewerbungen überrascht. Von Ihrem Lebenslauf waren wir sehr beeindruckt und wir würden Sie gern zu einem persönlichen

Gespräch einladen. Die Kosten für die Zugfahrt von und nach London erstatten wir Ihnen selbstverständlich. Außerdem möchten wir Ihnen anbieten, in unserem Haus zu übernachten, da wir sehr abgelegen wohnen und die An- und Abreise nicht in einem Tag zu schaffen ist.

Auf eines möchte ich Sie vorweg hinweisen, für den Fall, dass es sich auf Ihr Interesse an der Stelle auswirken sollte.

Seit dem Kauf von Heatherbrae haben wir Kenntnis bekommen von allerlei abergläubischen Vorstellungen, die sich um das Haus und seine Geschichte ranken. Zwar haben sich hier nicht mehr Todesfälle und Tragödien ereignet als in jedem anderen alten Gebäude auch, doch aus irgendeinem Grund waren die Ereignisse in unserem Haus Nährboden für so manche Spukgeschichte hier in der Gegend. Leider hat das unsere bisherigen Nannys derart beunruhigt, dass in den letzten vierzehn Monaten vier von ihnen gekündigt haben.

Wie Sie sich vorstellen können, war das für die Kinder jedes Mal sehr belastend, ganz zu schweigen von den beruflichen Unannehmlichkeiten, die für meinen Mann und mich daraus entstanden.

Deshalb möchten wir von vornherein auf diese Misslichkeit hinweisen und bieten außerdem ein großzügiges Gehalt in der Hoffnung, eine Person zu finden, die sich verbindlich auf eine langfristige Zusammenarbeit von mindestens einem Jahr einlassen möchte.

Falls Ihnen das nicht zusagt oder der Aberglaube um das Haus Sie abschreckt, teilen Sie uns das bitte umgehend mit, da uns wirklich daran gelegen ist, das Hin und Her für unsere Kinder zu minimieren. Vor diesem Hintergrund setzt sich das Gehalt aus zwei Komponenten zusammen: einer monatlich ausbezahlten

Grundvergütung und einem großzügigen Jahresbonus, der nach Ablauf von zwölf Monaten fällig wird.

Sollten Sie nach wie vor Interesse an der Stelle haben, lassen Sie mich bitte wissen, wann Sie in der kommenden Woche für ein Vorstellungsgespräch zur Verfügung stehen.

Ich freue mich darauf, Sie kennenzulernen.

Mit herzlichen Grüßen,

Sandra Elincourt

Ich beendete das E-Mail-Programm und starrte einen Moment lang schweigend auf den Bildschirm. Dann stand ich auf, gab einen stummen Freudenschrei von mir und reckte die Faust in die Luft.

Ich hatte es geschafft. Ich hatte es wirklich geschafft.

Aber ich hätte wissen müssen, dass das alles zu schön war, um wahr zu sein.

Ich hatte es geschafft, Mr Wrexham. Die erste Hürde war genommen. Aber mehr war es auch nicht: die erste Hürde. Als Nächstes galt es, das Vorstellungsgespräch ohne Patzer zu überstehen.

Fast exakt eine Woche nach Sandra Elincourts Mail saß ich in meiner Aufmachung als Rowan die Musternanny im Zug nach Schottland. Meine sonst eher buschigen Haare glänzten sauber gekämmt in einem ordentlichen, aber flotten Pferdeschwanz, meine Nägel waren gepflegt, das Make-up sorgfältig, aber dezent. Mein Outfit sollte vermitteln, dass ich sympathisch und nahbar war, dabei tüchtig und verantwortungsbewusst, hochprofessionell, aber nicht zu stolz, um über den Boden zu kriechen und Babykotze aufzuwischen: ein schicker Tweed-Rock, ein perfekt sitzendes weißes Baumwolloberteil mit Cashmere-Strickjacke drüber. Noch nicht ganz Norland-College-würdig, aber die Richtung stimmte.

Ich hatte Schmetterlinge im Bauch. Ich hatte so etwas noch nie gemacht. Nicht die Kinderbetreuung, das natürlich schon. Das war seit fast zehn Jahren mein Beruf, wenn auch hauptsächlich in Kitas und weniger in Familien.

Nein: *das hier*. Mich so weit aus dem Fenster zu lehnen. Eine Zurückweisung zu riskieren.

Ich wollte es so sehr. Ich wollte diesen Job so sehr, dass ich beinahe Angst davor bekam, was mich erwarten würde.

Zu meinem Ärger hatte der Zug Verspätung, weshalb ich statt der planmäßigen viereinhalb Stunden am Ende sechs Stunden bis nach Edinburgh brauchte. Als ich endlich am Bahnhof Waverley ausstieg und meine steifen Beine strecken konnte, war es schon nach fünf und ich hatte meinen Anschluss nach Carn Bridge verpasst. Zum Glück sollte jeden Moment der nächste Zug dorthin kommen, und während ich am Gleis wartete, schrieb ich Mrs Elincourt eine

Nachricht, um ihr die Verspätung mitzuteilen und mich mit Nachdruck dafür zu entschuldigen.

Dann endlich kam der Zug – viel kleiner als der Intercity und viel älter. Ich suchte mir einen Fensterplatz und weiter ging es nach Norden. Ich beobachtete, wie sich die Landschaft veränderte. Nach und nach wurde die grüne Hügellandschaft vom Aschblau und Lila der Heidemoore abgelöst, dahinter erhoben sich Berge, die mit jedem Bahnhof, den wir passierten, dunkler und schroffer wirkten. Die Schönheit der Gegend ließ mich den Ärger über die Verspätung vergessen, beim Anblick der steilen, unerbittlichen Berge wirkte alles andere klein und unbedeutend. Ich merkte, wie auch meine Anspannung, die mir wie ein Stein im Magen gelegen hatte, langsam nachließ. Und etwas in mir begann zu ... ich weiß nicht, Mr Wrexham. Es war, als spürte ich auf einmal Hoffnung. Hoffnung, dass es tatsächlich wahr werden könnte.

Es ist schwer zu beschreiben, aber irgendwie fühlte es sich an, wie nach Hause zu kommen.

Wir passierten Perth, Pitlochry, Aviemore – Namen, die mir vage bekannt vorkamen. Der Himmel zog sich immer mehr zu. Schließlich die Ansage »Carn Bridge, nächster Halt Carn Bridge«, und der Zug lief in einem kleinen viktorianischen Bahnhof ein. Ich stieg aus und blickte mich unschlüssig auf dem Bahnsteig um.

Sie werden abgeholt, hatte Mrs Elincourt in ihrer E-Mail vor meiner Abreise geschrieben. Was hieß das? Würde ein Taxi kommen? Jemand mit einem Schild mit meinem Namen drauf?

Ich folgte der kleinen Gruppe von Reisenden zum Ende des Bahnsteigs und blieb dann etwas ratlos stehen, während die anderen sich auf parkende Autos verteilten und Freunde und Verwandte begrüßten. Meine Tasche war schwer und ich stellte sie ab und ließ den Blick über den dämmrigen Bahnsteig schweifen. Die

länger werdenden Schatten kündigten den Abend an und der flüchtige Optimismus, den ich auf der Zugfahrt gespürt hatte, schwand langsam dahin. Was, wenn Mrs Elincourt meine Nachricht von unterwegs nicht bekommen hatte? Geantwortet hatte sie nicht. Vielleicht war ein vorbestelltes Taxi schon vor Stunden unverrichteter Dinge wieder weggefahren, und mich hatten sie längst abgeschrieben.

Auf einmal waren die Schmetterlinge im Bauch zurück – schlimmer als vorher.

Es war zwar Anfang Juni, aber so weit nördlich war die Abendluft überraschend kühl, vor allem nach der stickigen Wärme in London. Ich fröstelte leicht und zog meine Jacke fester zu gegen den kalten Wind, der von den Hügeln kam. Der Bahnsteig hatte sich geleert und ich war allein.

Ich hatte große Lust auf eine Zigarette, wusste aber aus Erfahrung, dass es keinen guten Eindruck machte, beim Vorstellungsgespräch nach Rauch zu stinken. Ich warf einen Blick aufs Handy. Der Zug war auf die Minute pünktlich gekommen – also pünktlich zu der neuen Zeit, die ich Mrs Elincourt mitgeteilt hatte. Fünf Minuten würde ich ihr noch geben und dann anrufen.

Doch dann waren die fünf Minuten um und ich beschloss, mich noch mal fünf Minuten zu gedulden. Ich wollte sie nicht bedrängen, falls sie sich nur ein bisschen verspätete. Vielleicht war ja einfach nur viel Verkehr.

Weitere fünf Minuten vergingen, und als ich gerade in meiner Tasche wühlte auf der Suche nach dem Ausdruck von Mrs Elincourts Mail, kam mir ein Mann auf dem Bahnsteig entgegen, die Hände in den Hosentaschen.

Im ersten Moment blieb mir das Herz stehen. Aber dann kam er näher und unsere Blicke begegneten sich. Das konnte er unmöglich

sein. Viel zu jung. Dreißig, fünfunddreißig dem Aussehen nach. Er war außerdem – was mir selbst in meiner Aufregung nicht entging – extrem gutaussehend, auf diese unrasierte Art, hochgewachsen und schlank, mit strubbeligem braunem Haar.

Er trug einen Overall, und als er die Hände aus den Taschen nahm, sah ich den Schmutz an seinen Fingern – Erde oder Motoröl, vermutete ich, allerdings hatte er offenbar versucht, es abzuwaschen. Kurz überlegte ich, ob er vielleicht Gleisarbeiter war, aber dann stand er vor mir und sprach mich an.

»Rowan Caine?«

Ich nickte.

»Ich bin Jack Grant.« Ein leichtes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als amüsierte er sich über einen Witz, der nur für ihn bestimmt war. Er hatte einen schottischen Akzent, der aber weicher und klarer klang als bei der Frau aus Glasgow, mit der ich mal zusammengearbeitet hatte. Seinen Nachnamen sprach er kürzer und heller aus, als ein Engländer es tun würde. »Ich arbeite im Heatherbrae House. Sandra hat mich gebeten, Sie abzuholen. Tut mir leid, dass ich etwas zu spät bin.«

»Hallo«, sagte ich, auf einmal schüchtern, ohne zu wissen warum. Ich räusperte mich und fügte hinzu: »Ähm, kein Problem.«

»Darum sehe ich auch so aus.« Er blickte etwas beschämt auf seine Hände. »Sie hat mir erst vor einer halben Stunde gesagt, dass ich Sie abholen soll. Ich war gerade dabei, den Rasenmäher zu reparieren, aber ich wollte nicht zu spät kommen, also bin ich direkt los. Soll ich Ihre Tasche nehmen?«

»Ist nicht nötig, danke.« Ich hob die Tasche auf. »Ist gar nicht schwer. Danke fürs Abholen.«

Er zuckte die Schultern. »Nichts zu danken. Ist ja mein Job.«

»Sie arbeiten also für die Elincourts?«

»Für Bill und Sandra, ja. Sag einfach Jack zu mir, okay? Ich bin der ... hm, ich weiß gar nicht, wie ich meinen Job nennen würde. Ich glaube, auf der Gehaltsliste der Firma führt Bill mich als Fahrer, aber ›Mädchen für alles‹ würde es besser treffen. Ich mach den Garten, repariere die Autos, fahre die Familie nach Carn Bridge rein und zurück. Und du wirst die neue Nanny?«

»Ist noch nicht klar«, antwortete ich nervös, doch als er mich von der Seite angrinste, musste ich gegen meinen Willen lächeln. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Ansteckendes. »Ich habe mich jedenfalls beworben. Haben sie viele eingeladen?«

»Zwei oder drei. Du machst dich schon mal besser als die erste. Die konnte kaum Englisch – wer weiß, wer ihr die Bewerbung geschrieben hatte, aber nach dem, was ich von Sandra gehört habe, wird's die ganz sicher nicht werden.«

»Oh.« Irgendwie war ich erleichtert. Ich hatte mir schon reihenweise Mary-Poppins-Verschnitte in frisch gestärkten Blusen vorgestellt. Ich strich mir den Rock glatt und machte mich ein bisschen größer. »Gut. Nicht für sie, meine ich. Gut für mich.«

Wir waren jetzt auf dem fast leeren Parkplatz vor dem Bahnhof und gingen auf einen langen schwarzen Wagen zu, der auf der anderen Straßenseite stand. Jack klickte in seiner Hosentasche auf den elektronischen Schlüssel, die Lichter blinkten auf, und die Türen klappten nach oben auf wie Fledermausflügel. Ich starrte mit offenem Mund auf das Gefährt. Ich musste an den langweiligen grauen Volvo meines Stiefvaters denken, der sein ganzer Stolz war, und lachte kurz auf. Jack grinste.

»Ein Tesla. Ziemlicher Hingucker, oder? Vollelektrisch. Für mich persönlich wär's nichts, aber Bill ... Na ja, wirst du ja sehen. Er ist ein Technikfreak.«

»Ach ja?« Meine Antwort klang gleichgültig, aber insgeheim war ich froh, etwas über diesen Mann ohne Gesicht zu erfahren, ein Informationshappen, eine erste Verbindung.

Jack trat einen Schritt zurück und ich legte meine Tasche auf dem Rücksitz ab.

»Willst du hinten sitzen oder lieber vorne?«, fragte er.

»Oh, vorne, bitte!«, sagte ich. Die Vorstellung, hoheitsvoll hinten zu sitzen und ihn als Chauffeur zu behandeln, war mir mehr als unangenehm.

»Da hat man auch die bessere Aussicht«, sagte er, ließ die Fledermausflügel per Knopfdruck wieder einklappen und hielt mir die Beifahrertür auf.

»Nach Ihnen, Ms Caine.«

Ich registrierte zuerst gar nicht, dass er mit mir sprach, und rührte mich nicht. Dann machte es klick bei mir, ich schreckte auf und stieg hastig in das Auto.

Ich hatte mir schon gedacht, dass die Elincourts Geld hatten. Immerhin konnten sie sich einen Fahrer beziehungsweise ein »Mädchen für alles« leisten und hatten eine Au-pair-Stelle mit fünfundfünfzigtausend Pfund Jahresgehalt ausgeschrieben. Aber erst, als wir uns Heatherbrae House näherten, dämmerte mir, wie reich sie wirklich waren.

Mir wurde flau im Magen.

Es geht mir nicht ums Geld, wollte ich Jack erklären, als wir vor einem hohen Eisentor hielten, das sich langsam nach innen öffnete, offenbar von einem Sender im Auto gesteuert. Aber das wäre auch nicht ganz ehrlich gewesen.

Wie viel die beiden wohl verdienen?, überlegte ich.

Der Tesla rollte gespenstisch leise die lange, gewundene Auffahrt hoch, nur der Kies knirschte unter den Reifen.

»Krass«, murmelte ich vor mich hin, als wir um eine weitere Kurve bogen und noch immer kein Haus in Sicht war.

Jack warf mir einen Seitenblick zu. »Ganz schön riesig, was?«

»Hm, ja.«

Klar waren Grundstücke hier günstiger als unten im Süden, aber nachgeworfen bekam man sie sicher auch nicht. Auf einer holprigen Brücke überquerten wir einen reißenden Bach mit torfbraunem Wasser und fuhren dann durch ein Kiefernwäldchen. Plötzlich glaubte ich, etwas Rotes zwischen den Bäumen aufblitzen zu sehen. Ich reckte den Hals, um etwas zu erkennen, aber es war schon zu dunkel. Vielleicht hatte ich es mir auch nur eingebildet.

Dann erreichten wir eine Lichtung und ich sah Heatherbrae House zum ersten Mal.

Ich hatte etwas anderes erwartet, eine moderne Protzvilla vielleicht oder eine weitläufige Ranch mit Blockhütten. Aber weit gefehlt. Ich blickte auf ein schlichtes viktorianisches Landhaus,

kompakt und symmetrisch wie eine Kinderzeichnung von einem Haus, mittig eine glänzende schwarze Haustür und Fenster zu beiden Seiten. Das Gebäude war nicht besonders groß, aber solide gebaut, aus Granit, und ich konnte nicht genau sagen, warum, aber für mich strahlte es Wärme, Luxus und Komfort aus.

Es war dunkel geworden, und als Jack die Scheinwerfer ausschaltete, waren die Sterne und ein paar Lampen im Haus die einzigen Lichtquellen weit und breit. Die Szene erinnerte an diese nostalgietriefenden Glitzerfotografien, die meine Oma immer gern als Puzzle-Motive hatte.

Der verwitterte, mit Flechten bewachsene graue Stein, das goldene Licht, das durch die Ornamentglasfenster schien, die verblühten Rosen, einzelne Blütenblätter auf dem Kies – das alles wirkte so seltsam perfekt, dass es fast unerträglich war.

Beim Aussteigen sog ich die kühle Abendluft ein, die frisch und klar war wie Mineralwasser und nach Kiefern duftete. Auf einmal überkam mich eine unbändige Sehnsucht nach diesem Leben und allem, wofür es stand. Der Kontrast zu meinem eigenen Elternhaus, dem tristen Einheitsbungalow in der Vorstadt mit seinen – bis auf meines – makellos ordentlichen Zimmern, doch ganz ohne Ambiente und Komfort, stimmte mich bitter. Mehr, um den Gedanken zu verdrängen, und nicht etwa, weil ich mich schon bereit fühlte, Sandra Elincourt kennenzulernen, steuerte ich auf das Vordach des Hauses zu.

Etwas kam mir sofort komisch vor. Aber was? Die Haustür wirkte auf den ersten Blick ganz gewöhnlich, sie war aus Holz und in sattem, glänzendem Schwarz gestrichen, aber irgendwas stimmte nicht, etwas *fehlte*. Ich brauchte einen Moment, um zu erkennen, was es war: Es gab kein Schlüsselloch.

Einen Türklopfer oder eine Klingel allerdings auch nicht. Wie sollte ich mich bemerkbar machen? Etwas ratlos drehte ich mich zu Jack um, doch der saß noch im Tesla und starrte auf den großen Touchscreen, der als Armaturenbrett diente.

Ich wollte gerade an der Tür klopfen, als mir in der Mauer links etwas ins Auge fiel. Ein gespenstisch erleuchtetes Glockensymbol war wie aus dem Nichts aufgetaucht, strahlte aus dem vermeintlich festen Gestein heraus. Jetzt erkannte ich, dass das, was ich für einen Teil des Gemäuers gehalten hatte, in Wahrheit ein clever integriertes Touchpanel war. Ich wollte draufdrücken, aber es enthielt offensichtlich einen Bewegungssensor, denn noch bevor ich es berühren konnte, ertönte eine Klingel im Innern des Hauses.

Irritiert ließ ich die Hand sinken und dachte daran, was Jack gesagt hatte: *Bill ist ein Technikfreak*. Hatte er das gemeint?

»Rowan Caine! Hallo!« Die Frauenstimme schien aus dem Nichts zu kommen und ich zuckte erschrocken zusammen. Verwirrt sah ich mich nach einer Kamera, einem Mikro oder einem Lautsprechergitter um, um hineinzusprechen. Aber da war nichts. Jedenfalls nichts, was ich sehen konnte.

»Ähm ... j-ja«, sagte ich in die Luft hinein und kam mir unendlich blöd vor. »Hallo. Ist das ... Mrs Elincourt?«

»Ja! Aber sag ruhig Sandra! Ich zieh mich schnell um, bin in zehn Sekunden unten. Sorry, dass ich dich warten lasse.«

Die Anzeige erlosch, doch kein Klick- oder Piepton signalisierte mir, dass sie aufgelegt hatte. Ich stand da und fühlte mich auf seltsame Art beobachtet und ignoriert zugleich.

Nach einer gefühlt langen Wartezeit, vermutlich aber nur dreißig Sekunden, ertönte plötzlich wildes Hundegebell und die Tür ging auf. Zwei schwarze Labradore sprangen heraus, gefolgt von einer schlanken, honigblonden, etwa vierzigjährigen Frau, die lachte und

hilflos versuchte, die Tiere festzuhalten, die fröhlich jaulend um uns herumwuselten.

»Hero! Claude! Hierher jetzt!«

Aber die Hunde hörten nicht und sprangen mich so stürmisch an, dass ich ein paar Schritte zurückwich. Der eine drückte mir seine Schnauze in den Schritt, was schmerzhaft war, und ich lachte etwas nervös, während ich versuchte ihn wegzuschieben. Ich dachte an meine Strumpfhose und hoffte inständig, er würde sie nicht kaputtreißen, denn ich hatte nur ein Paar als Ersatz dabei. Als er wieder an mir hochsprang, musste ich niesen und spürte ein Jucken am Hinterkopf. Mist. Hatte ich das Asthmaspray eingesteckt?

»Hero!«, rief die Frau erneut. »Hero, lass das! Aus!« Sie trat unter dem Vordach hervor und hielt mir die Hand entgegen. »Rowan Caine, willkommen! Ich bin Sandra! Still jetzt, Hero, wirklich!« Endlich gelang es ihr, die Leine am Halsband einzuklinken, und sie zerrte den Hund zu sich heran. »Tut mir wirklich leid, sie sind eigentlich total lieb. Du hast doch nichts gegen Hunde?«

»Nein, gar nicht«, antwortete ich, was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Ich hatte zwar nicht direkt was gegen Hunde, aber sie lösten Asthmaattacken bei mir aus, wenn ich kein Antihistaminikum nahm. Und ob Asthma oder nicht, ich wollte ihre Nasen nicht zwischen meinen Beinen, erst recht nicht bei einem Vorstellungsgespräch. Ich spürte eine Enge in der Brust, aber hier draußen konnte das eigentlich nur psychosomatisch sein. »Du bist ein ganz Feiner«, sagte ich mit der größten Begeisterung, die ich aufbringen konnte, und tätschelte dem Hund den Kopf.

»Eine ganz *Feine*. Hero ist ein Mädchen, Claude ist der Rüde. Sie sind Geschwister.«

»Eine ganze *Feine* bist du«, korrigierte ich halbherzig. Hero leckte mir überschwänglich die Hand und ich unterdrückte den Drang, sie

sofort am Rock abzuwischen. Hinter mir schlug eine Autotür zu, gefolgt von Jacks knirschenden Schritten auf dem Kies. Erleichtert sah ich zu, wie die Hunde sich nun ihm zuwandten und ihm freudig bellend entgegensprangen, während er meine Tasche vom Rücksitz holte.

»Hier, Rowan. Hat mich gefreut«, sagte er. Er stellte die Tasche ab und sagte dann zu Sandra: »Ich mache mich wieder an die Arbeit, wenn das in Ordnung ist. Oder brauchst du mich noch für etwas anderes?«

»Wie?«, sagte Sandra, die durch irgendetwas abgelenkt schien. Dann nickte sie. »Ach ja, der Rasenmäher. Kannst du ihn wieder zum Laufen bringen?«

»Das hoffe ich. Wenn nicht, ruf ich morgen Aleckie Brown an.«

»Danke, Jack«, sagte Sandra und sah ihm nach, als er um das Haus bog, seine große, breitschultrige Silhouette zeichnete sich vor dem Abendhimmel ab. Sie schüttelte den Kopf. »Der Mann ist so ein Schatz. Ich weiß nicht, was wir ohne ihn machen würden. Er und Jean haben immer zu uns gestanden – und das macht die ganze Nanny-Geschichte noch unbegreiflicher.«

Die Nanny-Geschichte. Ich hatte mich schon gefragt, wann sie diesen rätselhaften Umstand ansprechen würde, der mir auf der ganzen Zugfahrt im Hinterkopf rumgespukt hatte: Vier Frauen hatten die Stelle vorzeitig verlassen.

Vor Freude über die Einladung hatte ich diesen Teil von Sandras Mail anfangs erfolgreich verdrängt. Erst als ich die Anreise-Infos noch mal nachlesen wollte, war ich wieder darüber gestolpert, und diesmal stach der Satz richtig heraus – so seltsam und befremdlich war er. Während der langweiligen Stunden im Zug hatte ich eine Weile darüber gegrübelt, die Worte auseinandergenommen, hin- und

hergerissen zwischen dem Bedürfnis, die Sache lachend abzutun, und einem leicht verwirrten, eher mulmigen Gefühl.

Dabei glaubte ich gar nicht an übernatürliche Kräfte, Mr Wrexham, das sollte ich gleich klarstellen. Weshalb mich auch die Legenden nicht im Geringsten beunruhigten, im Gegenteil, mir kamen Geschichten von Hausbediensteten, die aufgrund mysteriöser Begebenheiten das Weite suchten, ziemlich lächerlich vor – so was gab es nur in viktorianischen Schauergeschichten.

Aber es war nun einmal Fakt, dass vier Frauen im letzten Jahr ihre Stelle bei den Elincourts aufgegeben hatten. Dass man einmal das Pech hatte, eine besonders ängstliche und abergläubische Angestellte zu erwischen, war bestimmt nicht ungewöhnlich. Aber vier hintereinander ...

Was also bedeutete, dass höchstwahrscheinlich noch etwas anderes vor sich ging, und so hatte ich mir auf der langen Fahrt nach Schottland alle möglichen Erklärungen zusammengereimt. Vielleicht war ja Heatherbrae House eine zugige Ruine oder Mrs Elincourt eine besonders schwierige Arbeitgeberin. Bisher zumindest schien das aber nicht der Fall zu sein. Es würde sich schon zeigen.

Im Haus wurden die Hunde nicht etwa ruhiger, sondern schienen im Gegenteil noch ausgelassener und aufgeregter, weil man der Fremden Zutritt gewährt hatte. Am Ende gab Sandra den Versuch auf, sie unter Kontrolle zu bringen, und zerrte sie am Halsband in ein Hinterzimmer, damit sie endlich Ruhe gaben.

Kaum war sie weg, wühlte ich hastig in meiner Tasche nach dem Asthmaspray und inhalierte verstohlen. Dann wartete ich im Eingangsflur, während ich die Atmosphäre des Hauses auf mich wirken ließ.

Es war nicht allzu groß, ein typisches Einfamilienhaus. Die Einrichtung wirkte nicht protzig, aber hochwertig und vor allem sehr wohnlich. Doch eins war offensichtlich: Sie hatten Geld. Das polierte Holzgeländer, der flauschige Läufer auf der eleganten Treppe, der gemütliche, bronzefarbene Samtsessel darunter, der alte Perserteppich auf den Fliesen im Flur, das langsame, beständige Ticken der antiken Standuhr neben dem hohen Fenster, der alte Refektoriumstisch an der Wand – alles strahlte auf subtile, fast beklemmende Weise Luxus aus. Dabei war es nicht besonders ordentlich – Zeitungen lagen stapelweise um ein Sofa verstreut, ein Kinder-Regentiefel stand verwaist neben der Haustür – und trotzdem wirkte nichts fehl am Platz. Die Sofakissen waren prall, es gab keine Hundehaarbüschel in den Ecken, keine Schrammen und keinen Schmutz auf der Treppe.

Sogar der Geruch stimmte – keine Spur von Küchendünsten oder nassem Hund, bloß Holzrauch, Bienenwachspolitur und ein Hauch von Rosenblüten.

Es war so ... es war einfach perfekt, Mr Wrexham. Es war so lauschig und heimelig, ein Zuhause, wie ich es mir – mit genug Geld, Geschmack und Zeit – selbst geschaffen hätte.

All das ging mir durch den Kopf, als am anderen Ende des Flurs eine Tür zufiel und Sandra zurückkam. Sie schüttelte sich die vollen, honigblonden Haare aus dem Gesicht und lächelte.

»Tut mir wirklich leid, sie sehen hier nicht so viele Leute, da ist es jedes Mal aufregend, wenn jemand Neues kommt. Sie sind wirklich nicht immer so, versprochen. Also noch mal von vorn. Hallo Rowan, ich bin Sandra.«

Und sie streckte mir zum zweiten Mal die Hand hin, eine braungebrannte, schmale Hand mit drei oder vier wertvoll aussehenden Ringen an den Fingern. Ich nahm sie lächelnd an und war überrascht von ihrem kräftigen Händedruck.

»So, nach der langen Reise bist du bestimmt ganz müde und ausgehungert. Du bist doch von London gekommen, oder?«

Ich nickte.

»Komm, ich zeig dir erst mal dein Zimmer, da kannst du dich frisch machen. Und wenn du wieder runterkommst, essen wir. Es ist ja schon nach neun, hatte ich gar nicht gemerkt. War die Fahrt anstrengend?«

»Nein, war nicht so schlimm«, sagte ich. »Nur lang. Es gab eine Signalstörung in York, weshalb ich den Anschlusszug verpasst habe. Was mir wirklich leid tut, ich bin normalerweise pünktlich.«

Das jedenfalls stimmte. Bei all meinen sonstigen Fehlern und Schwächen komme ich wirklich selten zu spät.

»Deine Nachricht hab ich bekommen. Entschuldige, dass ich nicht geantwortet habe. Ich hab sie erst nicht gesehen, weil ich gerade die Kinder in der Badewanne hatte, und ich konnte nur ganz kurz rausrennen, um Jack zu bitten, dass er dich abholen soll. Du musstest hoffentlich nicht zu lange am Bahnhof warten.«

Es war zwar eigentlich keine Frage, aber ich antwortete trotzdem.
»Nicht zu lange, nein. Die Kinder sind also im Bett?«

»Die drei jüngsten, ja. Maddie ist acht, Ellie fünf, und das Baby Petra ist achtzehn Monate. Sie sind alle schon im Bett.«

»Und Nummer vier?«, fragte ich und musste plötzlich an das rote Etwas denken, das ich zwischen den Bäumen hatte aufblitzen sehen. »Ihr habt vier Kinder, nicht wahr?«

»Rhiannon ist vierzehn, aber gibt sich wie vierundzwanzig. Die ist im Internat – das haben wir uns nicht ausgesucht, ich hätte sie lieber zu Hause, aber hier in der Nähe gibt es keine weiterführende Schule. Die nächste ist über eine Stunde Fahrt entfernt, und das wäre einfach zu viel jeden Tag. Also geht sie aufs Internat in der Nähe von Inverness, aber sie kommt fast jedes Wochenende nach Hause. Mir bricht es jedes Mal das Herz, wenn sie wieder fährt, aber ihr gefällt es ganz gut.«

Wenn du sie so gern zu Hause hättest, warum zieht ihr dann nicht um?, dachte ich.

»Also werde ich sie gar nicht kennenlernen?«, fragte ich.

Sandra schüttelte den Kopf. »Leider nicht, aber du würdest sowieso die meiste Zeit mit den Kleinen verbringen. Außerdem können wir uns so heute Abend in Ruhe unterhalten, die Kinder siehst du dann morgen früh. Oh, und leider kann mein Mann Bill auch nicht dabei sein.«

»Ach so?« Das kam überraschend für mich, fast wie ein Schock. Ihn würde ich also gar nicht treffen. Ich hatte geglaubt, dass er die Person kennenlernen wollte, die sich um seine Kinder kümmern würde ... aber ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. »Das ist ja schade.«

»Ja, er ist zurzeit verreist, dienstlich. Ich habe hier ziemlich zu kämpfen gehabt, nachdem so viele Nannys dieses Jahr gegangen sind. Die Kinder hat es völlig aus der Bahn geworfen, was ja verständlich ist, und die Firma hat sehr darunter gelitten. Wir sind

beide Architekten in unserem Zwei-Mann-Betrieb. Na ja, ein Mann, eine Frau!« Sie lächelte und ich sah ihre schneeweißen, perfekt geraden Zähne aufblitzen. »Wir sind nur zu zweit, sodass wir schon bei zwei Projekten gleichzeitig völlig ausgelastet sind. Wir versuchen, alles so zu schieben, dass immer einer von uns hier ist, aber seit Katya, unsere letzte Nanny, weg ist, herrscht nur noch Chaos. Ich kümmere mich im Moment um alles, was hier anfällt, während Bill versucht, die Geschäfte am Laufen zu halten – und ich muss es gleich vorab sagen: Wer immer die Stelle bekommt, sollte nicht mit einer entspannten Einarbeitungsphase rechnen.

Normalerweise versuche ich, im ersten Monat nur von zu Hause aus zu arbeiten, um sicherzustellen, dass alles läuft, aber das wird diesmal nicht gehen. Bill kann nicht an zwei Orten gleichzeitig sein und bei den aktuellen Projekten werde ich dringend vor Ort gebraucht. Wir suchen also eine sehr erfahrene Nanny, die wir von Anfang an mit den Kindern allein lassen können. Und sie sollte möglichst bald anfangen.« Sie sah mich leicht besorgt an, mit einer Falte zwischen den markanten Augenbrauen. »Findest du dich in der Beschreibung wieder?«

Ich schluckte. Zeit, die Zweifel abzuschütteln und in meine Rolle als Rowan die Musternanny zu schlüpfen.

»Auf jeden Fall«, sagte ich und die Sicherheit in meiner Stimme überzeugte mich beinahe selbst. »Meinen Lebenslauf habt ihr ja gelesen ...«

»Ja, der hat uns schwer beeindruckt«, sagte Sandra. Ich spürte, wie ich rot wurde, und nickte dankend. »Im Ernst, das ist einer der besten, die wir je bekommen haben. Du bringst alles mit, was wir brauchen, vor allem die Erfahrung mit verschiedenen Altersstufen. Aber wie steht es mit deiner Kündigungsfrist im Job? Also, natürlich« – sie redete jetzt schnell, es schien ihr unangenehm zu

sein –, »*natürlich* wäre das Wichtigste, dass wir die *richtige* Nanny finden, das versteht sich von selbst. Aber wir brauchen wirklich jemanden, der mehr oder weniger sofort anfangen kann. Da will ich gleich mit offenen Karten spielen.«

»Ich habe vier Wochen Kündigungsfrist«, sagte ich, woraufhin sie einen leichten Schmollmund zog, und ich fügte hastig hinzu: »Aber eventuell kann ich eine Verkürzung aushandeln, ich habe auch noch ziemlich viel Resturlaub. Ich müsste mich noch mal mit dem Kalender hinsetzen und nachrechnen, aber ich glaube, ich könnte die Frist auf zwei Wochen herunterdrücken. Vielleicht noch weniger.«

Falls sie mir in der Kita entgegenkamen. Sie hatten mir weiß Gott nicht viel Anlass gegeben, loyal zu sein.

Erleichterung huschte über Sandras Gesicht, dann erst schien ihr aufzufallen, wo wir waren.

»Herrje, jetzt quatsche ich schon im Flur auf dich ein. Ich sollte vielleicht mit dem Vorstellungsgespräch warten, bis du wenigstens die Jacke ausgezogen hast. Komm, ich zeig dir dein Zimmer und nachher setzen wir uns in die Küche und unterhalten uns, und du bekommst was zwischen die Zähne.«

Sie wandte sich um und stieg die lange, gewundene Treppe hinauf, ihre Schritte fast lautlos auf dem dicken, samtweichen Teppich. Ich folgte ihr. Auf dem ersten Absatz blieb sie stehen und legte einen Finger an die Lippen. Auch ich blieb stehen und sah mich um. Ein kleiner Tisch, darauf eine Vase mit hellroten Pfingstrosen, die langsam verblühten. Ein Korridor führte ins Halbdunkel, die einzige Lichtquelle war ein rosa Steckdosenlicht an der Wand. Ein halbes Dutzend Türen führte von ihm ab. Die Tür ganz am Ende war mit schiefen Holzbuchstaben beklebt, und nachdem meine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, konnte ich die Wörter lesen: *Prinzessin Ellie* und *Königin Maddie*.

Die Tür direkt bei der Treppe war nur angelehnt, im Zimmer dahinter brannte ein Nachtlcht, leises Babyschnarchen war zu hören.

»Die Kinder schlafen«, flüsterte Sandra. »Hoffe ich zumindest. Vorhin habe ich sie noch quasseln gehört, aber jetzt scheint alles still zu sein. Besonders Maddie hat einen leichten Schlaf, also muss ich hier immer auf Zehenspitzen herumschleichen. Bill und ich schlafen hier im ersten Stockwerk, Rhiannon im zweiten. Hier entlang.«

Der Treppenabsatz im zweiten Stock war etwas kleiner, und es gingen drei Türen davon ab. Die mittlere stand offen, dahinter befand sich eine kleine Kammer mit Besen und Lappen sowie einem kabellosen Staubsauger, der gerade geladen wurde. Sandra schloss hastig die Tür.

Die Tür links war zu und darauf stand, offenbar mit rotem Lippenstift geschrieben: KEIN ZUTRITT – VERPISS DICH ODER STIRB.

»Rhiannons Zimmer«, sagte Sandra und sah mich mit halb belustigtem, halb resigniertem Ausdruck an. »Und das hier« – sie drehte den Knauf der hinteren rechten Tür – »ist deins. Also, ich meine ...« Sie brach ab, wirkte beinahe verlegen. »Ich meine, hier bringen wir immer die Nanny unter und du schläfst heute Nacht auch hier. Tut mir leid, ich wollte nicht einfach so Fakten schaffen!«

Ich lachte etwas angespannt und folgte ihr ins Zimmer. Es war dunkel, doch anstatt das Licht anzuknipsen, zückte Sandra ihr Handy. Ich dachte, sie würde vielleicht die Taschenlampe einschalten, aber sie tippte auf ihren Touchscreen, und das Licht ging an.

Und zwar nicht nur die Deckenleuchte – die gab nur einen schwachen goldenen Schein ab –, sondern auch die Leselampe neben dem Bett, eine Stehlampe am Fenster neben einem niedrigen

Tisch und eine kleine Lichterkette, die um das Kopfteil des Bettes geschlungen war.

Die Überraschung muss man mir angesehen haben, denn Sandra lachte entzückt auf.

»Ziemlich cool, oder? Wir haben natürlich auch Schalter, oder besser gesagt Touchpanels, aber dies ist ein Smart Home. Heizung und Licht und so weiter werden per Handy gesteuert.« Indem sie ein paarmal über den Bildschirm wischte, wurde das Deckenlicht erst viel heller und dann gedimmt, und im En-suite-Bad am anderen Ende des Zimmers ging das Licht an und gleich darauf wieder aus.

»Und nicht nur das Licht ...«, sagte Sandra. Sie fuhr mit dem Finger über den Bildschirm und tippte auf ein Symbol, woraufhin aus einem unsichtbaren Lautsprecher leise Musik ertönte. Miles Davis, vermutete ich, auch wenn ich mich mit Jazz nicht gut auskannte.

»Es gibt auch eine Sprachsteuerungs-Option, aber die finde ich etwas gruselig, also nutze ich sie nicht oft. Aber ich zeig's dir.« Sie räusperte sich und sagte dann mit künstlich hoher Stimme: »Musik aus!«

Und schon verstummte Miles Davis.

»Natürlich kann man alles auch über die Touchpanels bedienen.« Sie drückte auf etwas in der Wand, ein weißes Bedienfeld leuchtete auf, und die Vorhänge glitten aufeinander zu und gleich darauf wieder auseinander.

»Wow«, entfuhr es mir. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Einerseits war es beeindruckend. Andererseits ... mir fiel nur Sandras eigene Beschreibung ein. Gruselig.

»Ich weiß«, sagte Sandra und kicherte. »Es ist alles ein bisschen albern. Aber als Architekten sind wir geradezu verpflichtet, die ganze coole neue Technik mal auszuprobieren. So ...« Sie sah wieder auf ihr Handy, diesmal nach der Uhrzeit. »Und jetzt muss ich aufhören

zu erzählen und das Essen aus dem Ofen holen, und du musst deinen Mantel ausziehen und auspacken. Sehen wir uns unten in ... einer Viertelstunde?»

»Gern«, sagte ich etwas kraftlos, und mit einem Grinsen zog sie die Tür hinter sich zu und verschwand.

Ich stellte meine Tasche ab und ging ans Fenster. Draußen war es dunkel, aber wenn ich das Gesicht an die Scheibe presste und mit den Händen abschirmte, konnte ich den Sternenhimmel und die dunkle Silhouette der Berge am Horizont erkennen. Es waren fast keine Lichter zu sehen.

Wie abgeschieden es hier ist, dachte ich, und spürte eine leichte Gänsehaut bei dem Gedanken. Dann nahm ich das Zimmer in Augenschein.

Was mir als Erstes auffiel, war das kuriose Nebeneinander von Alt und Modern. Das Fenster war noch original viktorianisch, komplett mit Messinggriff und Ornamentglasscheibe. Die Lichter aber waren eindeutig einundzwanzigstes Jahrhundert – keine schnöde Glühbirne im Zentrum der Decke, stattdessen ein Mix aus Strahlern, Lampen und Deckenflutern, die alle einen anderen Bereich des Zimmers beleuchteten und jeweils unterschiedlich helles und unterschiedlich warmes Licht abgaben. Heizkörper konnte ich auch nicht sehen, aber irgendwo musste die Wärme ja herkommen – draußen war es inzwischen so kalt, dass die Fensterscheibe von meinem Atem beschlagen war. Gab es eine Fußbodenheizung? Oder eine versteckte Lüftungsanlage?

Die Einrichtung war eher gediegen und erinnerte an ein teures Landhotel. Vor mir stand ein King-Size-Bett mit der üblichen Ansammlung von Brokatkissen darauf und gegenüber, unterm Fenster, ein kleines, pralles Sofa mit Beistelltischchen – hier könnte man gemütlich mit einer Freundin sitzen und einen Drink nehmen.

Es gab außerdem mehrere Kommoden, einen Schreibtisch, zwei Stühle sowie eine gepolsterte Truhe am Fußende des Betts, die Stauraum und Sitzplatz zugleich bot. Auf beiden Seiten des Betts waren Türen in die Wand eingelassen, von denen eine in einen begehbaren Kleiderschrank mit leeren Regalböden und Kleiderstangen führte, beim Öffnen der Tür gingen über den oberen Brettern automatisch mehrere Strahler an. Ich probierte es auch an der zweiten Tür, aber die war verschlossen.

Eine dritte Tür im Raum war angelehnt, sie führte zum Bad, wo Sandra zuvor das Licht angemacht hatte. Darin fand ich ein Touchpanel an der Wand ganz ähnlich dem im Schlafzimmer. Ich berührte es, ohne mir etwas davon zu versprechen, aber es leuchtete sofort auf und zeigte ein verwirrendes Raster aus kleinen Quadraten und Symbolen an. Halbherzig tippte ich irgendwo drauf und das Licht wurde heller, sodass ich das supermoderne Bad in Augenschein nehmen konnte. Es gab eine Regendusche und einen Beton-Waschtisch, der so groß war wie meine ganze Küchenzeile. Hier war nichts viktorianisch oder pseudoviktorianisch. Dieser Raum mit seiner komplizierten Technik und dem glatten, modernen Design gehörte eindeutig ins Weltraumzeitalter und hatte mehr Style als alles, was ich an Badezimmern je gesehen hatte.

Ich dachte an mein Bad zu Hause – die Haare im rostigen Ausfluss, die schmutzigen Handtücher in der Ecke, die Make-up-Spritzer auf dem Spiegel.

Gott, ich wollte das hier so sehr.

Vorher ... ich weiß nicht, was ich vorher wollte. Ich hatte mir nichts vorgenommen, außer herzukommen, die Elincourts kennenzulernen und zu erfahren, was es mit dem Job auf sich hatte. Das war's. Ich hatte, ganz ehrlich, nicht mal daran gedacht, dass ich den Job auch bekommen könnte.

Jetzt aber ... jetzt wollte ich ihn wirklich. Nicht nur die Fünfundfünfzigtausend pro Jahr, sondern alles. Ich wollte dieses schöne Haus und dieses hübsche Zimmer, alles daran, auch diese Dusche mit ihren Marmorfliesen, kalkfreien Scheiben und glänzenden Armaturen.

Mehr noch, ich wollte Teil dieser Familie sein.

Wenn ich zuvor noch meine Zweifel gehabt hatte, was ich hier eigentlich suchte, dieses Zimmer hatte sie zerstreut.

Ich stand eine ganze Weile am Waschtisch und starrte in den Spiegel. Das Gesicht, das zurückstarrte, war mir nicht ganz geheuer. Nicht unbedingt der Ausdruck, sondern etwas in meinem Blick. Die Gier darin war mir neu. Vor Sandra durfte ich mir nicht anmerken lassen, wie dringend ich den Job wollte. Motiviert wollte ich rüberkommen, ja, aber nicht verbissen – das würde sie nur abschrecken.

Mit langsamen Bewegungen strich ich mir die Haare glatt, benetzte einen Finger und fuhr mir damit über die Augenbrauen, um die abstehenden Härchen zu bändigen. Dann wanderte meine Hand an meine Halskette.

Ich trug sie jeden Tag – schon seit ich mit der Schule fertig und nicht mehr an die Uniform-Vorschriften gebunden war, die Schmuck verboten. Schon als Kind hatte ich sie am Wochenende und wann immer es sonst ging, getragen, dabei meine Mutter ignoriert, die mich ständig ermahnte, dass der *billige Tand* meine Haut irgendwann grün färben würde. Der Anhänger war ein Geschenk zu meinem ersten Geburtstag gewesen und inzwischen, weit über zwei Jahrzehnte später, fühlte er sich an wie ein Teil von mir, ich bemerkte ihn kaum noch, auch wenn ich in stressigen oder langweiligen Momenten manchmal damit spielte.

Jetzt aber bemerkte ich ihn doch.

Ein schnörkeliges silbernes R an einem dünnen Kettchen.
Genauer gesagt, wie meine Mutter mich so oft belehrt hatte, nicht silbern, sondern versilbert, was mittlerweile offensichtlich war, denn dort, wo ich den Anhänger gedankenverloren zwischen den Fingern gerieben hatte, schien längst das Messing durch.

Es gab eigentlich keinen Grund, die Kette abzulegen, sie war ja nicht unangemessen. Wahrscheinlich würde sie sowieso niemandem auffallen. Und doch ...

Langsam führte ich die Hände an den Nacken und löste den Verschluss.

Dann trug ich eine Schicht Lipgloss auf, strich meinen Rock glatt, zurrte den Pferdeschwanz ein wenig fester und machte mich auf den Weg nach unten für das Vorstellungsgespräch meines Lebens.

Als ich nach unten kam, war Sandra nirgends zu sehen, aber vom anderen Ende des Flurs strömte mir ein appetitlicher, würziger Duft entgegen. Irgendwo hier hatte Sandra auch die Hunde untergebracht, fiel mir ein, und so war ich ein bisschen auf der Hut, während ich den Flur entlangging. Aber als ich die Tür zur Küche öffnete, kam es mir vor, als würde ich in eine fremde Welt eintreten.

Es war, als wäre die Rückseite des Hauses einfach abgerissen und durch einen spektakulären modernistischen Schachtelbau ersetzt worden. Das hohe Glasdach wurde von Stahlbalken getragen und meine Füße standen plötzlich nicht mehr auf alten viktorianischen Keramikfliesen, sondern auf matt glänzendem Beton. Der Raum wirkte wie eine Kreuzung aus einem brutalistischen Kirchenschiff und einer Industrieküche. In der Mitte stand eine stählerne Frühstückstheke mit Chromstühlen drum herum, die die helle Küche von dem sanfter ausgeleuchteten Essbereich abtrennte, wo ein langer Tisch mit Betonplatte die gesamte Länge des Raums einnahm.

Und da stand Sandra vor einem monströsen freistehenden Ofen, dem größten, den ich je gesehen hatte, und füllte gerade eine Art Ragout in zwei Schüsseln. Sie blickte auf, als ich reinkam.

»Rowan! Tut mir leid, ich hab ganz vergessen zu fragen – du bist doch keine Vegetarierin?«

»Nein«, sagte ich. »Ich esse eigentlich alles.«

»Puh, da bin ich heilfroh. Es gibt nämlich Rinderragout und sonst nicht viel. Ich habe gerade panisch überlegt, ob ich noch Zeit habe, eine Ofenkartoffel zu machen. Apropos ...« Sie ging zu dem riesigen Edelstahlkühlschrank, tippte mit den Handknöcheln eine unsichtbare Taste in der Tür an und sagte klar und deutlich: »Happy: bitte Kartoffeln bestellen.«

»*Kartoffeln* wurden der Einkaufsliste hinzugefügt«, antwortete eine Roboterstimme und ein Bildschirm leuchtete auf, darauf eine Liste mit Nahrungsmitteln. »Happy Mahlzeit, Sandra.«

Ich hätte beinah losgelacht vor Schreck, doch ich verkniff es mir. Sandra stellte die Schüsseln auf den langen Tisch, zusammen mit etwas Brot und einer kleinen Schale, die wohl saure Sahne enthielt. Die Schüsseln waren aus feinem Porzellan, wahrscheinlich noch original viktorianisch, handbemalt mit filigranen Blütenmustern und mit Blattgold verziert. Der Stilbruch zwischen den mathematisch strengen Formen und dem verspielten antiken Geschirr war richtig befremdlich. Dieser Raum aus Glas war wie das Negativ zum Rest des Hauses – dort viktorianische Biederkeit durchsetzt mit modernen Einsprengseln, hier Modernismus, aber mit Blümchengeschirr und verschnörkeltem Silberbesteck.

»Da wären wir also«, sagte Sandra überflüssigerweise, als sie sich an den Tisch setzte und mich herbeiwinkte. »Rinderragout. Hier ist Brot, um die Soße aufzutunken. Das da ist Crème fraîche mit Meerrettich, die schmeckt eingerührt super.«

»Riecht toll«, sagte ich wahrheitsgemäß. Sandra schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht und setzte ein bescheidenes Lächeln auf, das in Wahrheit sagen sollte: *Weiß ich*.

»Der Ofen ist einfach gut, ein La Cornue. Man kann fast nichts falsch machen – man wirft die Zutaten zusammen und muss sich nicht weiter kümmern. Manchmal vermisse ich einen Gasherd, aber wir sind hier nicht ans Gasnetz angeschlossen, also ist alles elektrisch. Der Induktionsherd ist aber auch nicht schlecht.«

»So einen habe ich noch nie benutzt«, sagte ich und beäugte das Gerät misstrauisch. Es war ein zwei Meter langes Ungetüm mit stählernen Türen, Schubladen, Griffen und Knöpfen und einem

spiegelglatten Kochfeld, dessen Aufteilung und Funktionen ich nicht einmal ansatzweise erraten konnte.

»Man muss sich etwas dran gewöhnen«, sagte Sandra. »Aber eigentlich ist die Bedienung ganz intuitiv, versprochen. Das in der Mitte ist eine Teppanyaki-Platte. Ich war erst skeptisch wegen der Kosten, aber Bill hat darauf bestanden. Und ich muss sagen: Es war wirklich jeden Penny wert.«

»Ach« sagte ich und »Verstehe«, was gelogen war. Was zur Hölle war eine Teppanyaki-Platte? Ich probierte das Ragout, das deftig und köstlich war. Ich selbst kochte mir nie solche Gerichte, weil ich weder die Zeit hatte noch organisiert genug war. Sandra gab einen Löffel Crème fraîche auf meine Portion und reichte mir das knusprige Brot. Die Flasche Rotwein auf dem Tisch war schon offen, und sie schenkte ihn in zwei wunderschön geätzte antike Kelchgläser, von denen sie mir eins zuschob.

»Also, möchtest du erst einmal essen, bevor wir uns unterhalten, oder willst du gleich loslegen?«

»Ich ...« Ich blickte unschlüssig auf meinen Teller. Es hinauszuzögern hatte keinen Zweck. Ich zupfte meinen Rocksaum ein Stück nach unten und richtete mich auf dem Hocker auf. »Wir können gern loslegen. Was möchtest du wissen?«

»Also, dein Lebenslauf war ja schon sehr informativ. Und wirklich beeindruckend. Mit deiner alten Chefin habe ich auch schon Kontakt gehabt – wie hieß sie noch? Grace Devonshire?«

»Ähm, ja. Genau.«

»Sie hat in den höchsten Tönen von dir gesprochen. Ich hoffe, es ist in Ordnung, dass ich die Referenzen schon eingeholt habe, aber ich hatte in dieser Hinsicht öfter Pech mit Kandidatinnen, da wollte ich nicht, dass du extra hier hochfährst und dann doch an dieser Hürde scheiterst. Das wäre ja für beide Seiten Zeitverschwendung

gewesen. Aber Grace hat wirklich von dir geschwärmt. Die Harcourts scheinen umgezogen zu sein, da habe ich niemanden erreicht, aber mit Mrs Grainger habe ich noch gesprochen und die war auch voll des Lobes.«

»Mit den Kleinen Strolchen hast du aber noch keinen Kontakt aufgenommen, oder?«, fragte ich etwas besorgt, doch sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich verstehe natürlich, dass die von der Bewerbung erst mal nichts erfahren sollten. Aber vielleicht magst du mir was von deiner Tätigkeit dort erzählen?«

»Es ist eigentlich alles so wie im Lebenslauf beschrieben – ich bin seit zwei Jahren dort und arbeite in der Babygruppe. Ich wollte damals einen Wechsel von der Tätigkeit als Kinderbetreuerin für eine einzige Familie, und da erschien mir eine Kita ideal. Es war eine tolle Herausforderung, auch koordinierende Aufgaben zu übernehmen, also Dienstplan erstellen und so weiter, aber ehrlich gesagt fehlt mir bei der Arbeit manchmal das Familiäre. Die Kinder sind großartig, aber man hat einfach nicht so eine enge Bindung zu ihnen wie als Nanny in einer Familie. Trotzdem habe ich mich nie auf etwas anderes beworben, es hätte immer auch einen Rückschritt in Sachen Bezahlung und Verantwortung bedeutet. Aber die Stelle bei euch scheint mir genau die Herausforderung zu sein, die ich suche.«

Die Worte hatte ich mir auf der Hinfahrt zurechtgelegt und so gingen sie mir ganz natürlich von den Lippen. Ich hatte schon genug Vorstellungsgespräche hinter mir, um zu wissen, was das Wichtigste war: erklären zu können, warum man die derzeitige Stelle verlassen möchte, ohne Vorgesetzte schlechtzureden und damit illoyal zu wirken. Meine – leicht schöngefärbte – Darstellung der Situation schien ihren Zweck zu erfüllen, denn Sandra nickte verständnisvoll.

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Außerdem«, fügte ich einer Eingebung folgend hinzu, »möchte ich weg aus London. Zu viele Menschen, zu viel Luftverschmutzung. Ich glaube, ich kann einen Tapetenwechsel gebrauchen.«

»Das verstehe ich sehr gut«, sagte Sandra lächelnd. »Bill und ich haben vor ein paar Jahren einen ähnlichen Prozess durchgemacht. Da war Rhiannon acht oder neun und wir fingen gerade an, uns über die weiterführende Schule Gedanken zu machen. Maddie war noch ganz klein und ich hatte es irgendwann satt, sie durch verdreckte Parks zu schieben und jeden Sandkasten erst nach Spritzen abzusuchen, bevor ich sie spielen lassen konnte. Es schien uns der perfekte Moment, um auszubrechen – ein neues Leben aufzubauen und eine richtig tolle Privatschule für Rhiannon zu finden.«

»Und seid ihr froh, dass ihr es gemacht habt?«

»Auf jeden Fall. Am Anfang war es für die Kinder natürlich schwer, aber es war definitiv das Richtige. Wir haben uns in Schottland verliebt – wir wollten sowieso nie so eine Familie sein, die sich irgendwo ein Zweithaus kauft und es dann neun Monate im Jahr über Airbnb vermietet. Wir wollten richtig hier ankommen, uns integrieren, weißt du, was ich meine?«

Ich nickte verständnisvoll, als ob mir das Zweithaus-Dilemma bestens vertraut wäre.

»Das Haus stellte sich als größeres Projekt heraus, es war jahrzehntelang verwahrlost«, fuhr Sandra fort. »Es gehörte einem ziemlich exzentrischen alten Mann, der irgendwann ins Altersheim ging. Und dann hat man es bis zu seinem Tod einfach verfallen lassen. Überall Trockenfäule, geplatzte Rohre, marode Elektrik – wir mussten alles komplett entkernen und sanieren, zwei Jahre Knochenarbeit. Wir haben die Räume neu konfiguriert, das ganze Haus neu verkabelt und sogar eine neue Klärgrube angelegt. Aber es hat sich richtig gelohnt, und natürlich ist es die perfekte Fallstudie

für die Firma. Wir haben einen ganzen Ordner für den Vorher-nachher-Vergleich. Das Projekt verdeutlicht, dass es bei guter Architektur nicht nur darum gehen kann, neue Häuser zu bauen. Mindestens genauso wichtig ist es, den Geist eines bestehenden Hauses neu zu beleben. Wir haben uns auf vernakuläre Architektur spezialisiert.«

Ich nickte wieder, als hätte ich auch nur die leiseste Ahnung, worum es sich dabei handelte.

»Aber genug von mir und dem Haus – erzähl mir was von dir«, sagte Sandra, die offenbar zur Sache kommen wollte. »Wie bist du eigentlich dazu gekommen, mit Kindern zu arbeiten?«

Die große Frage. Ein Dutzend Bilder schossen mir gleichzeitig durch den Kopf. Wie ich als Sechsjährige von meinen Eltern wegen der Play-Doh-Reste im Teppich angebrüllt wurde. Wie ich mit neun vor meiner Mutter stand, die kopfschüttelnd auf mein Zeugnis blickte und gar nicht versuchte, ihre Enttäuschung zu verbergen. Ich mit zwölf bei der Theateraufführung, zu der niemand aus der Familie kam. Mit sechzehn musste ich mir anhören: »Tja, hättest du für Geschichte mal etwas besser gelernt« – und kein Lob für die Einser in Mathe, Englisch und Chemie. Achtzehn Jahre nicht gut genug sein, nicht die Tochter, die man hätte sein sollen. Achtzehn Jahre Unzulänglichkeit. So war ich dazu gekommen.

»Ähm, also ...« Ich kam ins Straucheln, das war nicht Teil des einstudierten Texts. Innerlich fluchte ich – die Frage war so naheliegend, warum hatte ich mir nichts überlegt? »Also, ich, ähm ... ich meine ... ich mag Kinder einfach.« Sehr lahme Erklärung. Und noch nicht einmal richtig wahr. Aber kaum hatte ich es gesagt, fiel mir etwas auf. Sandra lächelte zwar noch, doch irgendwie weniger herzlich als vorher – warum bloß? Dann fiel der Groschen. Eine Frau, die stramm auf die dreißig zugeht und Kinder sehr mag ...

Sofort ruderte ich zurück.

»Aber ich muss sagen, ich bewundere jeden, der sich für Kinder entscheidet. Ich bin definitiv noch nicht so weit!«

Bingo. Erleichterung huschte über Sandras Gesicht, doch sie unterdrückte die Regung schnell.

»Nicht, dass es überhaupt zur Debatte steht«, ergänzte ich. »So als Dauer-Single.«

»Ach ... dann hält dich also nichts in London?«

»Eigentlich nicht. Ein paar Freunde natürlich, aber meine Eltern sind als Rentner ausgewandert. Sobald mit der Kita alles geklärt ist, kann ich woanders anfangen.«

Ich vermied bewusst die Formulierung *bei euch anfangen*, ich wollte nicht so klingen, als wäre ich mir der Stelle schon sicher. Doch Sandra nickte enthusiastisch.

»Ja, wie du wohl rausgehört hast, ist das tatsächlich ein entscheidender Faktor für uns. Wenn wir vor den Sommerferien niemanden finden, bin ich aufgeschmissen. Außerdem ist demnächst eine wichtige Branchenmesse, an der müssen wir eigentlich beide teilnehmen.«

»Wann wäre denn der späteste Termin?«

»Ende Juni gehen bei Rhiannon die Schulferien los, das wäre dann – in drei oder vier Wochen? Die Messe ist aber am Wochenende davor. Also je früher, desto besser. Zwei Wochen wäre kein Problem, drei Wochen ginge noch gerade so. Bei vier Wochen wären wir schon nah an der Katastrophe.«

Ich nickte. »Ja, aber wie gesagt, wenn ich meinen Resturlaub mit einrechne, könnte ich die Übergangszeit auf jeden Fall auf etwas über zwei Wochen reduzieren, vielleicht noch weniger. Die lassen da bestimmt mit sich reden.«

In Wahrheit hatte ich nicht die leiseste Ahnung, wie sie reagieren würden. Janine, die Leiterin der Babygruppe und meine direkte Vorgesetzte, war nicht gerade mein größter Fan. Sie würde mein Weggehen nicht unbedingt bedauern, sich aber bestimmt auch kein Bein ausreißen, um mir zu helfen, wegzukommen. Aber es gab ja immer Mittel und Wege – zum Beispiel durften wir in der Kita nach Brechdurchfall achtundvierzig Stunden nicht zur Arbeit kommen. Dann wäre eben Mitte Juni ein paarmal hintereinander Brechdurchfall angesagt. Was ich Sandra aber nicht auf die Nase binden wollte. Wahrscheinlich wünscht sich keine Mutter eine Nanny mit laxen Moralvorstellungen, auch wenn sie selbst davon profitiert.

Beim Essen stellte mir Sandra weitere Fragen nach Schema F: Was sind deine Stärken? Deine größten Schwächen? Und: Nenne ein Beispiel für eine schwierige berufliche Situation und beschreibe, wie du sie gemeistert hast. Die üblichen Verdächtigen eben – Fragen, die ich so oder ähnlich schon ein Dutzend Mal gestellt bekommen hatte. Ich musste die bewährten Antworten nur etwas anpassen, damit sie genau das aussagten, von dem ich glaubte, dass Sandra es hören wollte. Meine Standardantwort auf die Frage nach einer schwierigen Situation handelte von einem kleinen Jungen, der mit blauen Flecken am ganzen Körper zu seinem ersten Kita-Tag erschienen war, und davon, wie ich in der Folge mit dem Verdacht der Kindeswohlgefährdung umgegangen war. Bei den Kitas kam dieses Beispiel immer gut an, aber vielleicht wollte Sandra nicht als Erstes hören, wie ich Eltern bei den Behörden verpiffen hatte. Also erzählte ich eine andere Geschichte: die von der Fünfjährigen, die ständig andere Kinder piesackte, und wie ich herausfand, dass ihre wahnsinnige Angst vor dem Schulbeginn der eigentliche Grund dafür war.

Während ich erzählte, ging Sandra die Unterlagen durch, die ich mitgebracht hatte, das polizeiliche Führungszeugnis, das Erste-Hilfe-Zertifikat. Natürlich war alles in Ordnung, trotzdem war ich angespannt und spürte eine Enge in der Brust. Ich hätte nicht sagen können, ob es an den Nerven oder doch an den Hunden lag, aber ich hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, zum Asthmaspray zu greifen.

»Und der Führerschein?«, fragte sie, gerade als ich zu Ende erzählt hatte. Ich legte die Gabel ab und holte tief Luft.

»Ach so, ja. Das ist ein kleines Problem. Mein Führerschein wurde letzten Monat zusammen mit meinem Portemonnaie geklaut. Ich habe schon einen neuen beantragt, nur wollten sie erst ein aktuelles Foto, und jetzt dauert die Bearbeitung Ewigkeiten. Aber ich kann fahren.«

Der letzte Satz zumindest entsprach der Wahrheit. Zu meiner Erleichterung fragte sie nicht weiter nach, sondern nickte nur und wandte sich dann meinen beruflichen Zielen zu. Ob ich mich weiterbilden wollte. Wo ich mich in einem Jahr sehen würde. Auf diese zweite Frage kam es ihr wirklich an, das merkte ich, denn sie stellte ihr Weinglas ab und sah mir direkt in die Augen.

»In einem Jahr?«, wiederholte ich langsam, während ich versuchte, ihre Gedanken zu erraten. Was bezweckte sie mit der Frage? Ging es ihr um Ambition? Um meine persönliche Weiterentwicklung? Oder um Langfristigkeit? Und warum ausgerechnet ein Jahr, meistens ging es doch bei so was um fünf? Die Frage brachte mich aus dem Konzept.

Doch irgendetwas musste ich sagen.

»Na ja ... ich bin, wie du weißt, sehr an dieser Stelle interessiert. Und eigentlich hoffe ich, dann in einem Jahr noch hier zu sein. Solltet ihr mir die Stelle anbieten, möchte ich nicht mein ganzes

Leben in London und meine Freunde für einen Übergangsjob aufgeben. Wenn ich für eine Familie arbeite, wünsche ich mir eine langfristige Bindung, sowohl im Interesse der Kinder als auch in meinem eigenen. Ich möchte sie richtig kennenlernen und eine Zeitlang beim Aufwachsen begleiten. Hättest du gefragt, wo ich mich in fünf Jahren sehe – das ist eine andere Sache. Und wahrscheinlich würde ich dir eine andere Antwort geben. Ich bin durchaus ehrgeizig und würde gern irgendwann noch einen Master in Pädagogik oder Kinderpsychologie absolvieren. Aber ein Jahr ... jede Stelle, die ich jetzt neu antrete, würde ich auf jeden Fall länger als ein Jahr behalten wollen. Das wäre für alle Beteiligten besser.«

Sandra strahlte, und ich wusste, ich hatte die richtige Antwort gegeben. Aber reichte es, um die Stelle zu bekommen?

Wir redeten noch gut eine Stunde weiter, während Sandra Wein nachschenkte, aber nach dem zweiten oder dritten Mal schaltete sich meine Vernunft ein. Ich legte die Hand über das Glas und schüttelte entschuldigend den Kopf.

»Danke, lieber nicht. Ich trinke sowieso selten – und Wein steigt mir direkt zu Kopf.«

Das stimmte nicht ganz. Ich vertrug wie die meisten meiner Freundinnen eine ganze Menge, aber ich wusste: Mit einem Glas mehr würde ich unachtsam werden, meine Antworten weniger diplomatisch und fokussiert ausfallen. Ich würde abschweifen, Namen und Jahreszahlen durcheinanderbringen und am nächsten Morgen mit dem Kopf in den Händen auf dem Bett sitzen und grübeln, wo ich mich verplappert hatte und welche schrecklichen Fauxpas mir unterlaufen waren.

In diesem Moment blickte Sandra, die gerade ihr Glas nachfüllte, auf die Uhr und gluckste erschrocken auf.

»Gott, schon zehn nach elf! Hätte ich nicht gedacht. Du musst ja völlig erschlagen sein, Rowan.«

»Ein bisschen«, sagte ich wahrheitsgemäß. Die lange Zugreise machte sich allmählich bemerkbar.

»Also, ich glaube, wir haben fürs Erste alles Wichtige besprochen. Morgen früh kannst du dann die Kleinen kennenlernen, um zu sehen, ob es passt, und danach kann Jack dich zurück nach Carn Bridge bringen. Was meinst du? Um wie viel Uhr geht dein Zug?«

»Um 11:25 Uhr, da ist also noch Zeit.«

»Perfekt.« Sie stand auf, stapelte das Geschirr und stellte es neben die Spüle. »Das können wir stehen lassen, Jean kümmert sich.«

Ich nickte und dachte: Wer ist diese Jean? Aber fragen wollte ich nicht.

»Ich lasse jetzt noch mal kurz die Hunde raus. Gute Nacht, Rowan.«

»Gute Nacht«, erwiderte ich. »Und danke fürs Essen, es war sehr lecker.«

»Gern geschehen. Schlaf gut. Die Kinder sind meistens ab sechs wach, aber du brauchst nicht so früh aufzustehen – es sei denn, du möchtest!«

Sie kicherte und ich nahm mir vor, den Wecker auf sechs Uhr zu stellen, auch wenn meine Lider schon beim Gedanken daran bleischwer wurden.

Während Sandra die Hunde in den Garten scheuchte, begab ich mich wieder in den alten Teil des Hauses und nahm erneut den krassen Bruch im Ambiente wahr, nur diesmal anders herum. Die Küche mit der hohen Glasdecke ging abrupt in den viel niedrigeren Bereich mit zuckergussweißem Stuck über. Der Hall meiner kleinen Absätze auf dem Betonboden wich einem sachten Klackern auf den viktorianischen Keramikfliesen, und der dicke Läufer auf den Treppenstufen verschluckte meine Schritte beinahe ganz. Auf dem Absatz des ersten Stockwerks blieb ich stehen. Die Tür zum Babyzimmer war noch angelehnt und ich konnte nicht widerstehen – ich trat ins Zimmer und sog den warmen, sauberen Babyduft ein.

Petra lag auf dem Rücken, die Beinchen angewinkelt wie ein Frosch, die Hände neben dem Kopf. Ihre Decke hatte sie weggestrampelt und ich deckte sie ganz vorsichtig wieder zu, spürte ihren sachten Atem auf meinem Handrücken.

Plötzlich regte sie sich, streckte ein Ärmchen aus, und ich erstarrte vor Sorge, sie könnte jeden Moment aufwachen und losbrüllen. Doch sie seufzte nur und schlummerte friedlich weiter,

und ich schlich aus dem Zimmer und weiter nach oben, wo meine Luxussuite auf mich wartete.

Ich bewegte mich leise und auf Zehenspitzen durchs Zimmer, um Sandra unten nicht zu stören. Irgendwann war ich fertig fürs Bett, die Zähne geputzt, der Wecker gestellt, und frische Kleidung lag ordentlich gefaltet auf dem kleinen Sofa.

Dann sah ich, dass die Vorhänge noch auf waren.

Ich ging zum Fenster und versuchte sie zuzuziehen. Sie bewegten sich nicht.

Verwirrt zupfte ich fester am Stoff, und als das nichts brachte, spähte ich dahinter, vielleicht waren sie ja nur zur Zierde und zum Abdunkeln gab es eine Jalousie. Aber nein, es handelte sich um echte Vorhänge, an echten Schienen. Dann fiel es mir wieder ein – Sandra hatte doch auf einem Touchpanel in der Wand herumgetippt und so die Vorhänge bewegt. Vielleicht ließen sie sich nur automatisch schließen.

Mist. Ich ging zur Zimmertür und wedelte mit der Hand vor dem Panel herum. Sofort leuchtete das verwirrende Raster aus Rechtecken und Symbolen wieder auf. Doch keines sah aus wie ein Paar Vorhänge. Eines erinnerte entfernt an ein Fenster, aber als ich es zaghaft antippte, schmettete eine Jazztrompete in die Stille und ich tippte hastig ein zweites Mal darauf.

Zum Glück verstummte die Musik sofort und ich horchte mit angehaltenem Atem auf Babygeschrei und hastige Schritte. Ich fürchtete, Sandra könnte jeden Moment hereinstürmen und schimpfen, was mir denn einfiel, um diese Zeit. Doch nichts geschah.

Ich wandte mich wieder dem Touchpanel zu und versuchte, mir ins Gedächtnis zu rufen, was Sandra gemacht hatte. Das große Quadrat in der Mitte steuerte die Deckenleuchte, da war ich mir

ziemlich sicher. Und die kleineren daneben wahrscheinlich die anderen Lampen. Aber wozu diente das Spiralsymbol? Und wozu war der Schieber gut? Die Lautstärke etwa? Oder die Heizung?

Dann erinnerte ich mich, was Sandra über die Sprachsteuerung gesagt hatte.

»Vorhänge zu«, befahl ich mit strenger Stimme, und zu meinem Erstaunen setzten sich die Vorhänge in Bewegung und fegten fast geräuschlos über die Schiene.

Okay, wunderbar. Bliebe noch das Licht.

Die Leselampe am Bett hatte einen Schalter, die stellte also kein Problem dar. Bei den anderen probierte ich so lange herum, bis sie aus waren. Doch die Lampe neben dem Sessel blieb hartnäckig an.

Ich versuchte es mit »Licht aus«, aber nichts passierte. »Lampe aus.«

Die Leselampe erlosch.

»Sessellampe aus.« Nichts. Verdammt.

Schließlich verfolgte ich das Kabel bis zu einer seltsam geformten Steckdose und zog den Stecker raus. Sofort wurde alles schwarz, die Dunkelheit war so dicht, dass ich glaubte, sie auf der Haut zu spüren.

Langsam tastete ich mich zum Fuß des Bettes und kletterte hinein. Ich wollte es mir gerade gemütlich machen, da fiel mir ein, dass ich das Handy laden musste. Mist.

Von den Lampen im Zimmer hatte ich die Nase voll, also nahm ich die Taschenlampe am Handy zu Hilfe, stieg aus dem Bett und fing an, in meiner Tasche zu wühlen.

Das Ladegerät war nicht da. Hatte ich es doch schon ausgepackt? Mitgenommen hatte ich es definitiv.

Ich kippte den Inhalt der Tasche auf dem dicken Teppich aus, doch kein Ladekabel schlängelte sich zwischen den anderen

Gegenständen hervor. Verdammt. Mit leerem Handy stand mir morgen die langweiligste Zugfahrt aller Zeiten bevor. Ich hatte nicht mal ein Buch dabei – meine ganze Lektüre befand sich in der Kindle-App. Hatte ich das Kabel doch vergessen? Oder im Zug liegen lassen? In der Tasche war es jedenfalls nicht. Ich stand einen Moment ratlos da und öffnete dann auf gut Glück eine Schublade im Nachttisch, in der vagen Hoffnung, eine meiner Vorgängerinnen könnte ihr Ladegerät zurückgelassen haben.

Und ... Bingo! Kein Ladegerät zwar, aber ein Ladekabel. Mehr brauchte ich nicht, die Steckdose hatte einen USB-Anschluss.

Erleichtert zerrte ich es aus dem Durcheinander aus Broschüren und Papieren hervor und schloss mein Handy an. Das Ladesymbol leuchtete auf und ich schlüpfte dankbar wieder ins Bett. Gerade wollte ich mich zurücklehnen und die Taschenlampe ausmachen, als ich sah, dass ein Zettel aus der Schublade auf meinem Kopfkissen gelandet war. Ich wollte ihn zurücklegen und warf noch einen Blick darauf, falls es was Wichtiges war.

War es nicht. Bloß eine Kinderzeichnung. Nur dass ...

Ich richtete die LED-Lampe direkt auf das Bild, um es mir genauer anzusehen.

Nicht gerade ein Kunstwerk, ein paar Strichmännchen und dicke Linien aus Wachskreide. Ein Haus mit vier Fenstern und einer glänzenden schwarzen Tür, wie Heatherbrae. Alle Fenster waren komplett schwarz ausgemalt, nur eins nicht. Dort lugte ein winziger Kopf aus dem Dunkel heraus.

Das Ganze war etwas befremdlich. Es stand kein Name auf dem Bild. Was machte es hier in der Schublade? Ich drehte den Zettel um. Auf der Rückseite stand etwas geschrieben. Aber es war keine Kinderschrift, sondern die eines Erwachsenen – leicht schräg, geschwungen und irgendwie nicht typisch englisch.

An die neue Nanny, stand da. Mein Name ist Katya. Bitte sei ...

Und hier endete der Text.

Ich runzelte die Stirn. Katya? Der Name sagte mir was. Hatte Sandra nicht beim Essen von einer Katya erzählt? Ja, genau, *Katya, unsere letzte Nanny ...* hatte sie gesagt.

Katya hatte hier gewohnt. In diesem Bett geschlafen. Aber was hatte sie ihrer Nachfolgerin mitteilen wollen? Und hatte sie nur keine Zeit gehabt, weiterzuschreiben, oder es sich anders überlegt?

Bitte sei ... immer für die Kinder da? Bitte sei ... glücklich hier? Bitte sei ... lieb zu den Hunden?

Alles war denkbar. Aber warum lag mir dann dieser eine Satz auf der Zunge: *Bitte sei vorsichtig?*

Beides zusammen, die sonderbare Kinderzeichnung und die unvollendete Botschaft, gaben mir ein mulmiges Gefühl, das ich nicht zuordnen konnte. Ein eigentlich grundloses Unbehagen.

Tja, was auch immer sie sagen wollte, jetzt war es zu spät.

Ich faltete das Papier und legte es zurück in die Schublade. Dann machte ich das Handy aus, zog mir die Bettdecke bis unters Kinn und versuchte, alle Ungewissheiten beiseitezuschieben und endlich zu schlafen.

Als mich der schrille Alarm meines Handys weckte, wusste ich im ersten Moment weder, wo ich war, noch, warum ich so müde war. Dann dämmerte es mir. In Schottland war ich, und es war sechs Uhr morgens – ganze anderthalb Stunden früher, als ich es gewohnt war.

Ich setzte mich auf, fuhr mir durch die strubbligen Haare und rieb mir den Schlaf aus den Augen. Von unten hörte ich Gepolter und aufgeregtes Kreischen. Dann waren die Kinder also wach ...

An den Rändern der Verdunkelungsvorhänge schien die Sonne bereits durch, und ich stand auf und wollte sie schon aufziehen, als mir die Episode vom Vorabend einfiel.

»Vorhänge auf«, sagte ich laut. Ich kam mir immer noch reichlich blöd dabei vor, aber sie rauschten wie von Zauberhand auseinander.

Ich weiß nicht, was genau ich mir vorgestellt hatte, doch auf die Wirklichkeit war ich nicht vorbereitet.

Die Aussicht war atemberaubend.

Ein längst verstorbener viktorianischer Architekt hatte das Haus so platziert, dass man von hier einen weiten, unverstellten Blick auf blaue Hügel, grüne Täler und üppige Kiefernwälder hatte. Schwarze Bäche, die sich durch die sanften Ausläufer der Berge schlängelten, und in der Ferne ein *Loch*, dessen Wasser das Sonnenlicht so hell reflektierte, dass es aussah wie Schnee. Und hinten am Horizont, alles überragend, die Cairngorms – das war, Google zufolge, Gälisch für *Blaue Berge*.

Als ich bei meinen Recherchen über den Ursprung des Namens darauf gestoßen war, war mir die Übersetzung abwegig vorgekommen. Die Online-Bilder zeigten das erwartbare Farbspektrum – grüne Wiesen, herbstbraune Farnwedel, rötliche Erde, hier und da lila Sprenkel von Heidekraut, und im Winter eine kreideweiße Decke über allem. Aber Blau ...

Hier jedoch, in der Morgensonne unter aufsteigendem Nebel, der Himmel noch in Dämmerrosa getaucht, waren sie wirklich blau. Nicht die mit Farn überwucherten Bergausläufer, sondern die unwirtlichen granitenen Riesen selbst, schroffe Felsen und Bergkuppen weit oberhalb der Baumgrenze. Auf der höchsten von ihnen schien Schnee zu liegen, sogar jetzt im Juni.

Mir ging das Herz auf bei dem Anblick. Dann hörte ich ein Geräusch aus dem Garten und blickte nach unten.

Es war Jack Grant, der gerade aus einem der Nebengebäude kam, die leicht versetzt hinter dem Haus standen. Er hatte nasses Haar wie frisch geduscht und eine Werkzeugtasche in der Hand. Ich sah ihm eine Weile nach, starrte auf seinen dunklen Haarschopf, doch dann kam ich mir vor wie ein Voyeur, wandte mich vom Fenster ab und ging ins Bad, um selbst zu duschen.

Das Bad war dunkel und ich tastete instinktiv nach dem Schalter, bevor mir das Touchpanel wieder einfiel. Auf meinen Fingertipp hin erwachte es zum Leben und präsentierte mir erneut das verwirrende Mosaik aus Rechtecken, Schiebern und Symbolen. Ich suchte nach dem Button, der gestern schon funktioniert hatte, aber ich konnte ihn nicht identifizieren. Auf gut Glück berührte ich einen und hoffte inständig, Miles Davis möge still bleiben. Das tat er, doch statt der Duschbeleuchtung hatte ich ein schwaches blaues Licht entlang der Bodenleiste aktiviert. Eine Art Nachtbeleuchtung wohl, für den Fall, dass man die Toilette benutzen musste, während der Partner schlief. Auf jeden Fall aber zu dunkel zum Duschen.

Der nächste Button, den ich ausprobierte, ließ das blaue Licht erlöschen und zwei schummrige, goldene Lampen über der Badewanne angehen. Sie tauchten meine Haut in ein schmeichelndes, warmes Licht. Genau so etwas hätte ich mir für ein ausgiebiges Schaumbad gewünscht, doch die Dusche war immer

noch dunkel und ich brauchte etwas, das heller war und irgendwie ... morgendlicher.

Schließlich, nach dem vierten oder fünften Versuch, fand ich die perfekte Beleuchtung – hell, aber nicht zu grell, mit einem Lichtkranz um den Spiegel, perfekt zum Schminken. Erleichtert schlüpfte ich aus dem Morgenmantel und betrat die Dusche, wo ich mich der nächsten Herausforderung gegenüber sah: einer schier überwältigenden Auswahl an Duschköpfen, Düsen und Hähnen. Die Frage war nur, wie bediente man sie? Die Lösung verhieß ein weiteres Touchpanel, ein wasserfestes diesmal, eingebaut zwischen den Fliesen. Als ich es antippte, leuchtete ein Text auf. *Guten Morgen, Katya.*

Bei dem Namen zuckte ich zusammen und musste sofort an die unvollendete Botschaft auf dem Zettel denken. Neben der Begrüßung leuchtete ein Smiley, darunter ein Pfeil-Button. Ich presste ihn und ein neuer Text erschien. *Guten Morgen, Jo.* Ich drückte erneut. *Guten Morgen, Lauren. Guten Morgen, Holly. Guten Morgen, Gast.*

Mehr Optionen gab es nicht. Dann also der Gast. Ich drückte den Smiley-Button. Kein Wasser. Stattdessen wechselte das Display wieder zu einem kryptischen Raster aus geometrischen Formen und Symbolen. Ich tippte wahllos auf etwas und kreischte auf, als plötzlich zwanzig harte, eiskalte Wasserstrahlen mir auf Bauch und Oberschenkel trommelten. Panisch schlug ich den Aus-Schalter links des Touchpanels, die Strahlen gingen aus, und ich stand da, japsend, bibbernd und ziemlich entnervt.

Okay. Noch mal von vorn. Vielleicht konnte ich es ja mit einer der voreingestellten Optionen versuchen, bis ich raus hatte, wie das Ding funktionierte. Ich tippte auf das Bedienfeld und wieder erschien der Gruß *Guten Morgen, Katya.* Ich tippte auf den Smiley, worauf ein

neuer Text aufleuchtete: *Deine Happy-Dusche wird vorbereitet. Viel Spaß!* Die Botschaft erlosch und zu meiner Verblüffung glitt einer der Duschköpfe elegant ein Stück nach oben, kippte in einen größeren Winkel und ein breiter, warmer Wasserstrahl schoss heraus. Erst staunte ich nur, dann streckte ich die Hand aus, um die Temperatur zu testen. Wer auch immer diese Katya war, sie war um einiges größer und duschte heißer als ich. Die Temperatur hätte ich noch ertragen, nur war der Duschkopf so weit oben, dass das Wasser meinen Kopf verfehlte und gegen die Glastür prasselte. Was das Haarewaschen knifflig machte.

Wieder drückte ich den Aus-Button und versuchte es von vorn. Diesmal wählte ich *Guten Morgen, Holly* und wartete mit zusammengebißenen Zähnen auf das nächste Duscherlebnis.

Bingo. Holly duschte anscheinend gern in einem warmen, wolkenbruchartigen Regenguss ... himmlisch. Ein anderes Wort dafür gab es nicht. Absurde Wassermengen prasselten auf mich herab und hüllten mich in Wärme. Das heiße Wasser trommelte auf meinen Kopf und vertrieb dort die letzten Reste von Müdigkeit und Alkohol. Holly, wer immer sie war, war eine Frau nach meinem Geschmack. Ich wusch mir die Haare, massierte Spülung ein, spülte sie aus und stand dann einfach nur mit geschlossenen Augen da und genoss das Wasser auf meiner Haut.

Die Versuchung war groß, noch länger zu bleiben und den Luxus auszukosten, aber ich hatte am Anfang bestimmt zehn Minuten gebraucht, um Licht und Dusche anzubekommen. Wenn ich noch mehr Zeit verträdelte, hätte ich mir den Wecker gleich sparen können. Jetzt hatte ich mich schon mit dem ersten Hahnenschrei aus dem Bett gezwungen, da musste ich mich auch blicken lassen, damit Sandra merkte, wie engagiert ich war.

Mit einem resignierten Seufzer stellte ich die Dusche ab, zog das flauschige Handtuch vom beheizten Ständer und motivierte mich mit der Aussicht, dass dies, wenn ich es nur richtig anstellte, vielleicht nicht meine letzte Dusche hier war.

Auf dem Weg nach unten strömte mir der Duft von frischem Toast entgegen, Kinderlachen war zu hören. Auf der letzten Treppenstufe lag verwaist ein sehr kleiner Morgenmantel mit Schottenmuster und mitten im Flur ein einzelner Pantoffel. Ich hob beide auf und ging in die Küche, wo Sandra vor einem riesigen, chromglänzenden Toaster stand. An der Frühstückstheke saßen zwei kleine Mädchen in knallroten Schlafanzügen. Sandra hatte eine Scheibe Brot in der Hand, mit der sie den Kindern mahnend vor der Nase herumwedelte. Die Haare der Mädchen, die der einen dunkel, die der anderen weißblond, waren noch vom Schlafen verwuschelt, und beide kicherten ausgelassen.

»Jetzt spornt sie nicht an, sonst macht sie es direkt wieder!«

»Was macht wer wieder?«, fragte ich und Sandra drehte sich um.

»Oh, Rowan! Du bist aber früh wach. Ich hoffe, die Mädels haben dich nicht geweckt. Gewisse Familienmitglieder haben noch nicht eingesehen, wie schön es ist, länger als bis sechs im Bett zu bleiben.« Sie nickte mit dem Kinn zu dem weißblonden Mädchen, dem jüngeren der beiden.

»Nein, gar nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß und fügte dann, nicht ganz wahrheitsgemäß, hinzu: »Ich bin sowieso Frühaufsteherin.«

»Na, das ist sicher eine nützliche Eigenschaft in diesem Haushalt«, sagte Sandra seufzend. Sie war noch im Morgenmantel und sah etwas fertig aus.

»Petra hat mit Porridge um sich geschmissen«, sagte das Mädchen glucksend und zeigte auf das pausbäckige Baby auf dem Hochstuhl. Dann sah ich, was sie meinte. Ein eigroßer Klecks Porridge rutschte gerade die Ofentür herunter und platschte auf den Boden. Das Baby jauchzte vor Glück und häufte sich begeistert den Löffel voll, bereit zum nächsten Wurf.

»Peta wefe!«, rief sie und zielte.

»Mh-mh«, sagte ich mit einem Lächeln und wollte nach dem Löffel greifen. »Petra, gib mir das, bitte!«

Sie musterte mich einen Moment lang irritiert, die weißblonden Brauen zu einem entzückenden Runzeln verzogen, dann grinste sie breit. Mit einem weiteren entschlossenen »Peta wefe!« schleuderte sie das Porridge auf mich.

Ich duckte mich weg, aber ich war nicht schnell genug, und der Brei landete mitten auf meiner Bluse.

Im ersten Moment war ich einfach nur baff, doch als mir klar wurde, was sie da angerichtet hatte, wurde ich richtig wütend. Dumm, wie ich war, hatte ich keine Ersatzklamotten eingepackt, und die Bluse von gestern war zerknittert und hatte außerdem einen Rotweinfleck am Kragen, von dem ich nicht sicher war, wie er dahin gekommen war.

Jetzt hatte ich also keine sauberen Sachen mehr und würde für den Rest des Tages mit Porridgeresten auf der Bluse herumlaufen. Kleines Miststück.

Das jüngere der beiden Mädchen an der Theke rettete die Situation. Sie kicherte erst drauflos und schlug sich dann erschrocken die Hände über den Mund.

Ich erinnerte mich daran, wer ich war, wo ich war und warum ich hier war.

Ich rang mir ein Lächeln ab.

»Schon gut«, sagte ich zu dem Mädchen. »Du bist Ellie, oder? Lach ruhig, es ist ja auch lustig.«

Sie nahm die Hände runter und grinste verschämt.

»O nein«, sagte Sandra mit Resignation in der Stimme. »Das tut mir leid, Rowan. Angeblich soll ja die Trotzphase erst mit zwei losgehen, aber Petra hier übt schon seit gut sechs Monaten dafür. Ist deine Bluse in Ordnung?«

»Klar, mach dir keine Sorgen«, sagte ich. Doch die Bluse war alles andere als in Ordnung, sie war aus Seide und konnte nur chemisch gereinigt werden. Nicht die beste Kleiderwahl für ein Vorstellungsgespräch als Nanny, aber ich hatte gar nicht daran gedacht, dass ich auch Zeit mit den Kindern verbringen würde. Vielleicht konnte ich ja einen moralischen Vorteil aus der Situation ziehen. »So was passiert halt mit Kindern! Ist doch nur Porridge! Allerdings« – ich beugte mich vor und zog Petra die Schüssel unter der Nase weg – »... hast du wohl langsam genug gehabt, kleines Fräulein. Und jetzt wird erst mal sauber gemacht, bevor eine von euch noch im Brei ausrutscht. Wo finde ich denn den Wischmopp, Sandra?«

»Im Hauswirtschaftsraum, hinter der Tür da«, sagte Sandra mit einem dankbaren Lächeln. »Danke dir, Rowan. Das ist sehr lieb. Ich erwarte aber wirklich nicht, dass du hier ohne Bezahlung einspringst.«

»Ich helfe doch gern«, versicherte ich ihr. Im Vorbeigehen wuschelte ich Petra durchs Haar, eine Geste der Zuneigung, die ich nicht wirklich empfand, und zwinkerte Ellie zu. Maddie sah mich gar nicht an, sondern starrte versunken auf ihren Teller, als wäre die ganze Episode an ihr vorübergegangen. Vielleicht schämte sie sich auch ein bisschen, weil sie Petra angespornt hatte.

Der Hauswirtschaftsraum gehörte zum älteren Teil des Hauses – wahrscheinlich die frühere Waschküche, dem alten viktorianischen Waschbecken und den Keramikfliesen nach zu urteilen – aber ich war nicht in der Stimmung, mich den architektonischen Details zu widmen. Ich zog die Tür hinter mir zu, atmete ein paarmal tief durch und versuchte den letzten Rest Ärger herunterzuschlucken, bevor ich mich daranmachte, meine Bluse zu retten. Die stückigen Haferbrei-Reste konnte ich ins Becken flitschen, für den Rest musste ein Schwamm ran. Nach einigen Versuchen, die darin endeten, dass breiiges Wasser auf meinem Rock landete, klemmte ich den Stiel des Wischmopps unter die Türklinke und zog mir die Bluse aus.

Nur in BH und Rock stand ich vor dem Becken, rubbelte unter fließendem Wasser über den Fleck, aber so, dass der Rest der Bluse möglichst trocken blieb. Da hörte ich vom anderen Ende des Raums ein Geräusch. Die Tür zum Hinterhof stand auf einmal offen und Jack Grant kam herein und wischte sich die Hände am Overall ab.

»Der Rasenmäher läuft wieder, San–« Er verstummte abrupt und sah mich erschrocken an. Seine Wangen färbten sich rosa.

»Huch!«, machte ich und hielt mir im Reflex die nasse Bluse vor den Oberkörper.

»Gott, Entschuldigung!«, sagte Jack. Er hielt sich die Hand vor die Augen, blickte zur Decke, zu Boden, überallhin, nur nicht auf mich. Seine Wangen waren jetzt flammend rot. »Ich ... ich werde ... Entschuldigung ...«

Und damit ergriff er die Flucht, ließ die Tür zum Hof hinter sich zuknallen, und ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Da beides wenig Sinn hatte, rubbelte ich hastig meine Bluse mit einem Handtuch von der Heizung trocken, füllte den Putzeimer und

ging zurück in die Küche. Meine Wangen waren bestimmt fast so rot wie die von Jack.

»Hast du die Bluse retten können?«, fragte Sandra mit dem Rücken zu mir. »Komm, ich mach dir einen Kaffee.«

»Ja.« Sollte ich die Begegnung erwähnen? Hatte sie mein »Huch!« gehört? »Sandra, ich ...«

Doch dann verließ mich der Mut. Mir fiel keine Formulierung ein, mit der ich erklären konnte, dass ich ihrem Hausmeister meine Brüste präsentiert hatte, ohne hoffnungslos unprofessionell zu erscheinen. Schon bei dem Gedanken wollte ich am liebsten im Boden versinken. Nein, ich würde es für mich behalten. Blieb nur zu hoffen, dass Jack Gentleman genug war, das Gleiche zu tun.

»Milch und Zucker?«, fragte Sandra müde über die Schulter.

»Milch, bitte«, sagte ich, stellte den Eimer ab und begann, Petras Geschosse vom Herd und vom Boden zu wischen. Dabei merkte ich, wie meine Wangen nach und nach abkühlten.

Als ich schließlich mit einem Kaffee und einem hervorragenden Marmeladentoast vor mir am Tisch saß, war ich fast schon so weit, die Sache abzuhaken.

»Also dann«, sagte Sandra und wischte sich die Hände am Geschirrtuch ab. »Mädels, ich hab euch Rowan noch gar nicht vorgestellt. Sie wollte sich mal das Haus ansehen und euch kennenlernen. Sagt ihr Hallo?«

»Hi«, murmelte Maddie, allerdings mehr an ihren Teller als an mich gerichtet. Sie wirkte jünger als acht, hatte dunkle Haare und ein blasses kleines Gesicht. Unter der Tischplatte sah ich zwei dürre, schorfige Knie.

»Hallo, Maddie«, sagte ich und setzte mein einnehmendstes Lächeln auf, doch sie blickte mich nicht an. Ellie machte es mir

leichter, lugte mit unverhohlener Neugier unter ihrem weißblonden Pony hervor. »Hallo, Ellie. Wie alt bist denn du?«

»Ich bin fünf«, antwortete Ellie. Ihre blauen Knopfaugen funkelten.
»Wirst du die neue Nanny?«

»Ich –« Ich zögerte. Was sollte ich antworten? Würde *Ich hoffe ja* zu offensichtlich, zu sehr nach Betteln klingen?

»Vielleicht«, sagte Sandra bestimmt. »Rowan hat sich noch nicht entschieden, ob sie hier arbeiten möchte. Wir müssen also lieb zu ihr sein und einen guten Eindruck machen!«

Sie zwinkerte mir von der Seite zu.

»Wie wär's, wenn ihr schnell nach oben geht und euch anzieht, dann können wir Rowan eine kleine Führung geben?«

»Und was ist mit Petra?«, fragte Ellie.

»Um die kümmer ich mich. Na los – husch, husch.«

Die beiden Mädchen rutschten gehorsam von den hohen Stühlen herunter und trippelten davon. Sandra sah ihnen liebevoll nach.

»So brav!«, sagte ich ehrlich beeindruckt. Ich hatte schon genug Kinder betreut, um zu wissen, dass Fünfjährige, die sich ohne Murren auf Kommando umziehen gingen, keine Selbstverständlichkeit waren. Sogar mit acht mussten viele dabei noch beaufsichtigt werden. Sandra verdrehte die Augen.

»Die wissen schon, dass sie sich vor Besuchern gut benehmen müssen. Aber schauen wir mal, ob sie wirklich so brav sind ...«

Sie tippte einen Button auf dem iPad an, das auf dem Tisch lag, und ein Livestream öffnete sich im Display. Es war ein Kinderzimmer, die Kamera offensichtlich in Deckennähe fixiert und auf zwei kleine Betten gerichtet. Es gab zwar keinen Ton, doch das Knallen der Tür war durchs ganze Haus zu hören, so heftig, dass im Video ein Teddybär vom Kaminsims fiel. Am unteren Rand stapfte Maddie sichtlich wütend ins Bild und ließ sich mit verschränkten Armen aufs

Bett plumpsen. Sandra tippte auf einen anderen Button und die Kamera zoomte auf Maddies Gesicht, oder vielmehr ihren Hinterkopf, denn sie blickte nach unten. Jetzt gab das Tablet ein Knistern von sich, offenbar war ein Mikro angegangen.

»Maddie«, sagte Sandra, »was hab ich über das Türenknallen gesagt?«

»Ich hab sie nicht geknallt.« Die Stimme kam leise und blechern aus dem Lautsprecher.

»Hast du doch und ich hab es gesehen. Du hättest Ellie wehtun können. Jetzt zieh dich an, dann kannst du gleich noch ein bisschen fernsehen. Die Sachen habe ich dir vorhin auf den Stuhl gelegt.«

Maddie schwieg, doch sie stand auf und begann sich umzuziehen. Sandra machte den Bildschirm aus.

»Wow!«, sagte ich verblüfft. »Beeindruckend.«

Das war nicht das einzige Wort, was mir dazu einfiel.

Stalkermäßig lag mir auf der Zunge, ohne dass ich genau sagen konnte, warum. Schließlich hatte es an all meinen Arbeitsstätten Kameras und Babyfone mit Lautsprechern gegeben. Vielleicht lag es daran, dass ich erst jetzt davon erfuhr. Am Vorabend war mir keine einzige Kamera aufgefallen, also mussten sie ziemlich gut versteckt sein. Hatte Sandra mir etwa beim Zubettgehen zugeschaut? Hatte sie mich ins Babyzimmer gehen sehen? Ein unangenehmer Gedanke.

»Wir haben im ganzen Haus Kameras«, sagte Sandra beiläufig, als sie das Tablet wieder ablegte. »Sehr praktisch, gerade wenn man mehr als ein Stockwerk hat. So muss ich nicht ständig rauf- und runterrennen, um nach den Mädels zu sehen.«

»Ja, sehr praktisch«, wiederholte ich matt und versuchte, mir mein Unbehagen nicht anmerken zu lassen. Im ganzen Haus? Was sollte das heißen? In den Kinderzimmern, offensichtlich. Aber auch

in den Wohnräumen? Den Schlafzimmern? Im Bad? Ach nein, ausgeschlossen. Und garantiert illegal. Ich legte das letzte Stück von meinem Toast zurück auf den Teller, mir war plötzlich der Appetit vergangen.

»Fertig?«, fragte Sandra lächelnd, und als ich nickte, kippte sie das Stück Toast in den Abfallzerkleinerer und stellte den Teller zu den Schüsseln der Mädchen neben die Spüle. Das Geschirr vom Vorabend war verschwunden, fiel mir auf. War die mysteriöse Jean schon hier gewesen?

»Bist du satt? Dann zeig ich dir jetzt mal das Haus, während die Mädchen sich anziehen.« Sie hob Petra aus dem Babystuhl, wischte ihr mit einem angefeuchteten Flanelltuch übers Gesicht und setzte sie sich auf die Hüfte. Zusammen gingen wir zurück in den alten Teil des Hauses und den gefliesten Eingangsbereich, wo zu beiden Seiten der Haustür jeweils eine Tür abging.

»Also, damit du mal einen Überblick über den Grundriss bekommst – der Flur hier liegt genau in der Mitte. Hintenheraus ist ja die Küche, von der geht der Hauswirtschaftsraum ab, den du schon kennst. Der ist noch Teil des alten Gesindettrakts, davon steht aber sonst nichts mehr. Wir mussten alles abreißen. Hier im Vorderteil sind die Räume etwas herrschaftlicher – das ist das alte Esszimmer ...« Sandra deutete auf die Tür rechts neben dem Eingang. »Aber weil wir von Anfang an immer nur in der Küche gegessen haben, wurde daraus ein Arbeitszimmer mit Bibliothek. Schau mal.«

Ich streckte den Kopf durch die Tür und blickte in einen mittelgroßen Raum mit getäfelten Wänden, die in einem wunderschön intensiven Petrolton gestrichen waren. An einem Ende standen deckenhohe Bücherregale mit einer Mischung aus Belletristik und Architekturbänden. Auf den ersten Blick eine kleine,

aber formvollendete Privatbibliothek, wie man sie in denkmalgeschützten Häusern besichtigen konnte – nur dass sich in der Mitte ein riesiger Glastisch mit zwei übergroßen Mac-Bildschirmen befand und davor eine Art Aeronauten-Drehstuhl.

Ich blinzelte irritiert. Es war irgendwie befremdlich, wie Alt und Neu in diesem Haus aufeinanderprallten. Es war nicht wie in den meisten anderen Häusern, wo moderne Ergänzungen nach und nach hinzukamen und sich mit den original erhaltenen Elementen zu einem freundlichen, vielschichtigen Ganzen zusammenfügten. Das hier wirkte wie Öl und Wasser – alles war plakativ, hier das Antike und Kostbare, dort das schreiend Moderne, und kein Versuch, die beiden zu versöhnen.

»So ein schönes Zimmer«, sagte ich schließlich, denn Sandra schien auf irgendeine Antwort zu warten. »Die Farben sind einfach ... grandios.« Sandra lächelte, offensichtlich zufrieden, und wippte Petra auf ihrer Hüfte auf und ab.

»Danke! Bill kümmert sich um das technische Layout im Haus, aber das Innendesign ist hauptsächlich von mir. Diesen Petrolton liebe ich einfach. Eigentlich ist das Zimmer hier Bills Revier, also habe ich mich etwas zurückgehalten, aber im Wohnzimmer hab ich mich ausgetobt, du wirst sehen. Ich denke mir immer, es ist mein Haus, es muss niemand anderem gefallen! Komm, schau's dir an.«

Als Nächstes gingen wir also ins Wohnzimmer, wo drei tiefe Sofas mit geknöpften Rückenlehnen im Rechteck um einen wunderschönen Kachelofen angeordnet waren. Die Decke und die Holzleisten waren vom gleichen Petrolblau wie im Arbeitszimmer, doch das eigentlich Besondere waren die Wände selbst – eine edle Tapete mit kunstvollen Ornamenten in satten Blau- und Grüntönen. Beim Nähertreten sah ich, dass es sich um ineinander verflochtene, fast bis zur Unkenntlichkeit stilisierte Brombeerzweige und Pfauen

handelte. Die Zweige waren smaragdgrün und schwarzblau, die Körper der Pfauen schillerten in Blau und Violett und ihre Schwanzfedern kräuselten sich, breiteten sich aus und verflochten sich mit den Zweigen zu einem albtraumhaften Labyrinth – halb Aviarium, halb Dornenstrauch.

Das Pfauenmotiv fand sich auch am Kamin wieder, wo zwei der Vögel aufrecht und mit ausladenden Schwanzfedern rechts und links des Feuerrosts auf die Kacheln gemalt waren. Es brannte zwar kein Feuer, trotzdem war es nicht kalt im Raum. Die antiken gusseisernen Heizkörper verbreiteten eine angenehme Wärme und von draußen schien die Sonne direkt auf die stilvoll ausgebleichenen Perserteppiche. Auf einem Messingtisch lagen ein paar Bücher, dazwischen stand eine weitere Vase mit Pfingstrosen, die aber kein Wasser mehr hatten und schon den Kopf hängen ließen. Doch Sandra ging achtlos an ihnen vorbei zu einer Tür links des Ofens, von wo aus es zurück in Richtung Küche ging.

Hinter der Tür befand sich ein wesentlich kleinerer, eichenvertäfelter Raum mit einem zerkratzten Ledersofa und einem Fernseher an der gegenüberliegenden Wand. Der Zweck dieses Raums war leicht zu erkennen: Überall auf dem Boden lagen verstreut Duploklötze, kopflose Barbies und andere Spielsachen, und in der Ecke stand ein halb eingestürztes Kinderzelt. Die dunklen Holzwände waren mit Aufklebern und Kinderzeichnungen dekoriert und sogar mit Malkreide bekritzelt worden.

»Hier war früher der Frühstücksraum«, sagte Sandra, »aber weil er nach Norden geht und die Kiefer da drüben sowieso nicht viel Licht reinlässt, haben wir ihn zum Fernsehzimmer umfunktioniert. Aber natürlich haben die Kinder es komplett in Beschlag genommen.«

Sie kicherte und hob dann eine gelbe Stoffbanane auf, um sie Petra zu geben.

»Und jetzt, um die Tour zu vollenden ...«

Sie führte mich durch eine in der Wandverkleidung verborgene Tür, und erneut hatte ich das Gefühl, ein völlig anderes Gebäude zu betreten. Wir standen wieder im hinteren Teil des Hauses, dem modernistischen Glasanbau, nur betraten wir ihn diesmal von der anderen Seite. Über uns wölbte sich das Glasdach. Ohne den großen Ofen, die Schränke und Küchengeräte, die den Blick versperrten, hatten wir nur Fenster vor uns – und freie Sicht auf die abfallende Landschaft, durchzogen von Wäldern und glitzernden Seen und Bächen in der Ferne. Es war, als ob uns nichts mehr von der Wildnis da draußen trennte. Als könnte jeden Moment ein Fischadler auf uns herabschießen.

In der Ecke stand ein kleiner Laufstall, ausgelegt mit Kunststoffmatten im Puzzle-Muster. Sandra setzte Petra mit ihrer Stoffbanane hinein und deutete um sich. »Hier war früher das Esszimmer der Hausangestellten, aber es gab überall Braunfäule, und außerdem war die Aussicht viel zu schön, um sie nur durch kleine Schiebefenster zu genießen. Also haben wir einfach –« Sie machte eine Halsschlitzer-Geste und lachte. »Ich glaube, manche Leute sind etwas geschockt, wenn sie das hören, aber glaub mir – wenn du den Zustand gesehen hättest, würdest du's verstehen.«

Mir ging durch den Kopf, dass meine ganze Londoner Wohnung in dieses eine Zimmer passen würde.

Etwas in mir zog sich schmerzhaft zusammen, und auf einmal war ich mir nicht mehr sicher, ob es richtig gewesen war, herzukommen. Denn eins wusste ich. Ich konnte nicht mehr zurück. Jetzt erst recht nicht.

Sie fragen sich wahrscheinlich, warum ich Ihnen all das erzähle, Mr Wrexham. Ich weiß, dass Sie keine Zeit zu verschenken haben, und auch, dass das alles auf den ersten Blick nichts mit meinem Fall zu tun hat. Und doch hat es alles damit zu tun. Sie müssen Heatherbrae House vor sich sehen, den beheizten Boden unter den Füßen spüren, die Sonnenstrahlen auf Ihrem Gesicht. Sie müssen in Ihrer Vorstellung den katzenzungenrauen Samt auf den Sofas erfühlen können, und die spiegelglatten Betonflächen.

Sie müssen verstehen, warum ich getan habe, was ich getan habe.

Der restliche Morgen verging wie im Flug. Erst mischte ich mit den Kindern Play-Doh-Knete nach einem Hausrezept an, dann formten wir zusammen diverse klumpige, schiefe Figuren daraus, von denen Petra die meisten sofort wieder zermatschte – was sie selbst zum Brüllen komisch fand, Ellie dagegen weniger. Aus Maddie wurde ich einfach nicht schlau, sie blieb den ganzen Morgen über abweisend, anscheinend entschlossen, mir auf keinen Fall ein Lächeln zu schenken. Doch ich ließ nicht locker, lobte sie immer wieder für dies und jenes, bis sie nach und nach fast gegen ihren Willen auftaute. Sie lachte sogar ein bisschen, als sich Petra den salzigen rosa Teig in den Mund steckte, ihn angewidert sofort wieder ausspuckte und dabei drollige Grimassen zog.

Irgendwann tippte mir Sandra auf die Schulter und sagte, dass Jack mich jetzt zum Bahnhof fahren würde, wenn ich so weit wäre. Also stand ich auf, wusch mir die Hände und kraulte Petra zum Abschied am Kinn.

Meine Tasche stand schon neben der Tür. Ich hatte sie vor dem Frühstück fertig gepackt, weil ich gehant hatte, dass es später knapp werden könnte. Aber wer hatte sie aus meinem Zimmer geholt? Bitte

nicht die unsichtbare Jean, hoffte ich, dabei wusste ich gar nicht, warum mir der Gedanke so unangenehm war.

Jack wartete wie angekündigt draußen, mit dem Tesla im stillen Leerlauf. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, und die Sonne zauberte ihm einen rötlichen Schimmer aufs braune Haar.

»Hat mich sooo gefreut, dich kennenzulernen«, sagte Sandra und in ihrem Blick lag Aufrichtigkeit, als sie mir die Hand reichte. »Ich muss noch alles mit Bill besprechen, aber ich denke schon, dass wir ... Na, auf jeden Fall werden wir uns ganz bald mit einer Entscheidung bei dir melden. Sehr bald. Danke dir, Rowan, du warst großartig.«

»Es war wirklich superschön, Sandra«, sagte ich. »Die Mädchen sind auch supersüß.« Gott, hör auf mit dem *super*. »Ich hoffe, ich lerne Rhiannon auch irgendwann kennen.« Was heißen sollte: *Ich hoffe, ich kriege den Job*. »Tschüss, Ellie.« Sie nahm meine ausgestreckte Hand und drückte sie verbindlich, als wären wir Geschäftspartner. »Tschüss, Maddie.«

Doch Maddie gab mir nicht die Hand, sondern wandte sich ab und vergrub das Gesicht im Baumwollpullover ihrer Mutter. Eine seltsam kindliche Geste, die sie jünger wirken ließ. Sandra zuckte die Schultern, als wollte sie sagen: *Kann man nichts machen*.

Ich erwiderte das Schulterzucken, wuschelte Maddie durchs Haar und wandte mich zum Gehen.

Gerade hatte ich meine Tasche im Wagen verstaut und wollte mich auf den Beifahrersitz setzen, als plötzlich von hinten etwas auf mich zugerast kam wie ein kleiner Wirbelsturm. Arme schlangen sich um meine Taille und ein harter kleiner Schädel bohrte sich in meinen Rücken.

Ich wand mich in der Umklammerung und sah, dass es Maddie war. Hatte ich etwa doch ihre Gunst erobert?

»Maddie!«, rief ich, aber sie antwortete nicht. Ich fühlte mich überrumpelt, doch dann bückte ich mich und umarmte sie zurück. »Danke, dass ihr mir euer wunderschönes Haus gezeigt habt. Auf Wiedersehen.«

Eigentlich hoffte ich, damit würde sie von mir ablassen, doch sie drückte nur noch fester, bis es schon richtig unangenehm wurde.

»Du darfst nicht –«, wimmerte sie in meine Bluse, das letzte Wort konnte ich nicht hören. Du darfst nicht gehen?

»Ich muss leider«, flüsterte ich zurück. »Aber hoffentlich komme ich schon ganz bald wieder.«

Das war die Wahrheit. Gott, hoffentlich.

Doch Maddie schüttelte den Kopf, die langen Haare baumelten hin und her. Durch meine Bluse spürte ich ihren heißen Atem. Das Ganze fühlte sich seltsam intim und irgendwie unbehaglich an, und ich wünschte mir, sie würde endlich loslassen. Aber weil Sandra danebenstand, versuchte ich nicht, ihre Finger zu lösen, sondern lächelte nur und erwiderte ihre Umarmung. Dabei gab sie ein leises Fiepen von sich.

»Maddie, stimmt was nicht?«

»Du darfst nicht herkommen«, flüsterte sie und sah mich dabei immer noch nicht an. »Es ist zu gefährlich.«

»Gefährlich?« Ich lachte kurz auf. »Maddie, wie meinst du das?«

»Es ist zu gefährlich«, wiederholte sie mit einem wütenden kleinen Schluchzer und schüttelte den Kopf so heftig, dass ich ihre Worte fast nicht verstehen konnte. »Sie mögen es nicht.«

»Wer mag es nicht?«

Doch in diesem Moment riss sie sich aus meinen Armen und rannte barfuß über das Gras davon. Dabei rief sie noch etwas über die Schulter.

»Maddie!«, rief ich ihr nach. »Maddie, warte!«

»Mach dir keine Sorgen«, rief Sandra lachend und kam auf mich zu. Sie hatte anscheinend nur Maddies plötzliche Umarmung und überstürztes Wegrennen mitbekommen. »So ist sie einfach. Lass sie laufen, zum Mittagessen ist sie wieder hier. Aber sie muss dich ja wirklich ins Herz geschlossen haben – ich hab sie noch nie jemand Fremdes umarmen sehen!«

»Danke!«, erwiderte ich ziemlich aufgewühlt, verabschiedete mich und stieg ins Auto.

Erst als wir langsam die Auffahrt hinunterfuhren, dabei mit einem Auge Ausschau hielten nach einem fliehenden Kind zwischen den Bäumen, kam mir Maddies letzte Bemerkung in den Sinn. Hatte ich richtig gehört?

Denn was sie mir da über die Schulter zugerufen hatte, klang eigentlich zu absurd – und doch: Je länger ich darüber nachdachte, desto sicherer war ich mir, dass ich mich nicht verhöhrt hatte.

Die Geister, hatte sie geschluchzt. *Die Geister mögen es nicht*.

»Na, dann also Tschüss, fürs Erste«, sagte Jack vor der Ticketschranke am Bahnhof, meine Reisetasche in der Hand. Wir schüttelten uns die Hände zum Abschied. Da war noch Motoröl unter seinen Fingernägeln, doch seine Haut war sauber und warm, und bei der Berührung verspürte ich ein eigenartiges Kribbeln, das ich mir nicht erklären konnte.

»Hat mich gefreut«, sagte ich etwas verlegen und dann, weil ich es mir nicht verkneifen konnte: »Schade, dass ich Bill nicht kennengelernt hab. Und ... und Jean.«

»Jean?« Jack sah mich verdutzt an. »Sie ist auch nie lange da. Meistens ist sie zu Hause bei ihrem Vater.«

»Ach so ... dann ist sie noch ziemlich jung?«

»Nein!« Und dann verzog er die Mundwinkel wieder so verschmitzt, dass ich nicht anders konnte, als mitzugrinsen, auch wenn ich nicht verstand, was so amüsant war. »Sie ist um die fünfzig, mindestens, aber ich hab mich nie getraut zu fragen. Nein, sie ist seine Pflegerin, sozusagen. Ihr Vater wohnt unten im Dorf, ich glaube, er hat Alzheimer. Er kann nie länger als eine oder zwei Stunden allein bleiben. Sie kommt morgens ganz früh, bevor er aufwacht, und dann noch mal am Nachmittag. Räumt auf, macht ein bisschen sauber und so weiter.«

»Ach so!« Ich lachte beschämt auf. »Ach so, verstehe. Ich dachte schon ... egal. Ist nicht wichtig.«

Aus irgendeinem Grund war ich so erleichtert, dass mir fast die Beine wegsackten. Ich verstand es selbst nicht, aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken.

»Also dann ... war schön, dich kennenzulernen, Rowan.«

»Fand ich auch, J-Jack.« Ich stolperte fast über seinen Namen und merkte, wie ich wieder rot wurde. Aus dem Tal war schon der Zug zu hören. »Wiedersehen.«

»Wiedersehen.« Er gab mir die Tasche und lächelte sein hinreißendes Lächeln. Ich erwiderte es und machte mich auf den Weg zum Bahnsteig, wobei ich mir verordnete, mich auf keinen Fall umzudrehen. Erst als ich in den Zug gestiegen war und mir einen Platz gesucht hatte, wagte ich schließlich noch einen Blick aus dem Fenster. Doch er war nicht mehr da. Und so war das Letzte, was ich von Carn Bridge sah, ein leerer, sauberer Bahnsteig im gleißenden Sonnenlicht, zu dem ich bald zurückkehren wollte.

Zurück in London machte ich mich auf eine quälende Zeit des Wartens gefasst. *Ganz bald*, hatte Sandra gesagt. Aber was hieß »ganz bald«? Wenn ich mich nicht arg täuschte, hatte sie mich zumindest sehr gemocht. Ich hatte genug Vorstellungsgespräche hinter mir, um die Stimmung am Ende ganz gut einschätzen zu können. Ich kannte sowohl das stolze Gefühl, mein Bestes gegeben zu haben, als auch die Wut der Enttäuschung, wenn ich mich selbst im Stich gelassen hatte. Im Zug zurück nach London hatte Ersteres überwogen.

Ob sie noch mehr Kandidatinnen kennenlernen wollten? Sandra suchte jemanden zum nächstmöglichen Zeitpunkt und musste wissen, dass jeder Tag, der verstrich, meine Kündigungsfrist um einen weiteren Tag verlängerte. Aber was, wenn eine der anderen Kandidatinnen von heute auf morgen anfangen konnte?

Nach Sandras »ganz bald« hatte ich insgeheim gehofft, dass ich bis zu meiner Rückkehr nach Hause einen Anruf bekommen würde, aber der blieb aus, auch am nächsten Morgen, als ich wieder zur Arbeit ging. In der Kita mussten die Handys ausgeschaltet und in Schließfächern verstaut werden, und so wurde es ein langer Morgen, an dem Janine mich und Hayley herumkommandierte und

uns zwischendurch mit Geschichten über ihren langweiligen Freund zuquatschte, während ich im Kopf die ganze Zeit woanders war.

Mittagspause hatte ich erst um eins, und als es endlich so weit war, wickelte ich schnell das Baby fertig, mit dem ich gerade zugange war, und hielt es Hayley entgegen.

»Sorry, kannst du ihn nehmen? Ich muss mich um einen kleinen Notfall kümmern.«

Ich riss mir den Plastikkittel herunter und stürmte ins Team-Zimmer. Dort holte ich meine Tasche aus dem Schließfach und verschwand durch den Hinterausgang in den kleinen asphaltierten Innenhof, der für Rauchpausen, Telefonate und andere Dinge genutzt wurde, die wir nicht während der Arbeitszeit erledigen konnten, außer Sichtweite von Kindern und Eltern. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis das Handy hochgefahren war, dann endlich erschien der Sperrbildschirm und ich konnte mit zitternden Fingern meine PIN eingeben. Ich öffnete meine E-Mails und nestelte nervös an meiner Halskette, während ich den Ladekringel anstarrte und wartete, dass die Nachrichten eintrudelten.

Eine ... zwei ... drei neue Mails ... die eine Spam, die anderen belanglos. Ich ließ den Kopf hängen – bis ich das kleine Symbol in der Bildschirmecke entdeckte. Eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter.

Mir war schwindlig und schlecht vor Angst, während ich die AB-Nummer wählte und mich durch die Ansagen klickte. Was, wenn es nicht klappte? Wenn nichts daraus wurde, dann ...

In Wahrheit hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was ich dann tun würde. Doch bevor ich den Gedanken zu Ende bringen konnte, piepte es und Sandras Stimme ertönte leicht blechern durch den kleinen Lautsprecher.

»Ähm, hallo, Rowan. Schade, dass ich dich nicht persönlich erreiche – aber du bist bestimmt auf der Arbeit. Also, ich freue mich sehr, dir mitteilen zu können, dass ich alles mit Bill besprochen habe und wir dir den Job gerne anbieten würden, falls du allerspätestens am 17. Juni anfangen kannst, wenn möglich auch gern früher. Über den Bonus und die Rahmenbedingungen haben wir ja bei deinem Besuch gar nicht so genau gesprochen. Also, wir stellen es uns so vor, dass du monatlich tausend Pfund Gehalt bekommst und den Rest dann am Ende des Jahres sozusagen als Abschlussbonus. Ich hoffe, das passt für dich – es ist ein bisschen unkonventionell, aber da du ja bei uns wohnen wirst, hast du auch nur wenige Ausgaben im Alltag. Gib mir bitte so schnell wie möglich Bescheid, ob du die Stelle annehmen willst. Und, ähm, ja, es war wirklich nett, dich kennenzulernen. Ich war schwer beeindruckt davon, wie schnell die Kinder dich ins Herz geschlossen haben, Maddie besonders. Sie ist nicht immer einfach und daher – ach, egal, was quatsche ich dich hier voll, ich lege besser mal auf. Auf jeden Fall würden wir uns sehr freuen, dich mit an Bord zu haben. Gib einfach Bescheid. Dankel!«

Mit einem Klick endete die Nachricht.

Im ersten Moment konnte ich mich nicht rühren und starrte mit offenem Mund auf das Telefon in meiner Hand. Und dann überkam mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl und ich tanzte und sprang im Kreis, boxte in die Luft und grinste debil vor mich hin.

»Hilfe, was ist denn mit dir los?«, fragte eine rauchige Stimme in meinem Rücken, und als ich mich immer noch grinsend umdrehte, stand da Janine in den Türrahmen gelehnt, in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen ein Feuerzeug.

»Was mit mir los ist?«, fragte ich und versuchte gar nicht, meine gute Laune zu unterdrücken. »Ich sag dir, was mit mir los ist, Janine! Ich hab einen neuen Job!«

»Aha.« Mit säuerlicher Miene klappte sie ihr Feuerzeug auf.
»Musst du ja nicht so raushängen lassen.«

»Ach, komm schon, du hast doch genauso die Nase voll von Val wie ich. Sie zieht uns alle über den Tisch. Zehn Prozent hat sie die Kita-Gebühren letztes Jahr erhöht und wir kriegen immer noch so gerade mal den Mindestlohn. Auf Dauer kann sie sich nicht mit der Rezession rausreden.«

»Du bist doch nur beleidigt, weil ich jetzt die Babygruppe leite«, sagte Janine. Sie zog an ihrer Zigarette und hielt mir die Packung hin. Eigentlich versuchte ich asthmabedingt gerade aufzuhören (also offiziell hatte ich bereits aufgehört), aber ihre Worte hatten einen Nerv getroffen. Also nahm ich eine und zündete sie bedächtig an, allerdings mehr, um mir selbst Zeit zu geben, eine möglichst neutrale Miene aufzusetzen, und weniger weil ich rauchen wollte. Sie hatte recht: Ich war beleidigt gewesen wegen ihrer Beförderung, denn ich war ehrlich davon ausgegangen, die besseren Karten zu haben. Ich hatte mich beworben im Glauben, ich hätte den Job in der Tasche – und der Schock, als Janine ihn bekam, war wie ein Schlag in die Magengrube gewesen. Aber wie Val damals sagte, es gab nun mal zwei Kandidatinnen und nur einen Job, daran wäre nichts zu ändern. Trotzdem hatte es mich gewaltig gewurmt, besonders als Janine anfang, sich aufzuspielen und in ihrem anstrengenden gedehnten Akzent Befehle auszuteilen.

»Na, das spielt ja jetzt keine Rolle mehr«, sagte ich lächelnd, gab ihr das Feuerzeug zurück und pustete den Rauch aus. »Irgendwie geht's immer weiter.« Ihr etwas überhebliches Grinsen ließ mich hinzufügen: »Und in meinem Fall sogar aufwärts.«

»Inwiefern?«, fragte Janine mit skeptischem Blick. »Heißt das, du kriegst über dreißigtausend?«

Ich machte eine Aufwärtsbewegung mit der Hand und Janines Augen weiteten sich.

»Vierzig? *Fünzigtausend?*«

»*Plus* Unterkunft im Haus«, sagte ich und sah mit Genugtuung, wie ihr die Kinnlade runterfiel. Sie schüttelte den Kopf.

»Du machst Witze.«

»Nein.« Auf einmal hatte ich die Zigarette nicht mehr nötig. Ich nahm einen letzten Zug, ließ sie auf den Kippenhaufen im Hof fallen und trat sie aus. »Danke für die Zigarette. Und jetzt entschuldige mich bitte, ich muss mal eben telefonieren und einen Job annehmen.«

Ich wählte Sandras Nummer, doch sie nahm nicht ab und ich wartete, bis der AB anging. Fast war ich erleichtert, so musste ich wenigstens nicht vor Janine über den Starttermin diskutieren. Denn wenn sie mitbekäme, dass der ein Ausschlusskriterium war, würde sie es vielleicht Val stecken, die mir dann das Leben schwermachen konnte.

»Ähm, hi, Sandra«, sagte ich nach dem Signal. »Danke für deine Nachricht. Ich freue mich riesig und möchte auf jeden Fall zusagen. Ich muss hier noch ein paar Dinge abklären und wegen des Starttermins schreibe ich dir noch, aber es geht bestimmt in Ordnung. Und ... also ... danke noch mal! Ich melde mich. Sag Bescheid, wenn ihr noch etwas von mir braucht, um alles in die Wege zu leiten.«

Und dann legte ich auf.

Noch am selben Tag reichte ich bei Val die Kündigung ein. Die tat zwar, als würde sie sich für mich freuen, doch sie sah stinksauer aus. Erst recht, als sie hörte, wie viel Resturlaub ich noch hatte und dass ich deshalb nicht etwa am 1. Juli, sondern schon am 16. Juni aufhören würde. Sie wollte mir noch weismachen, dass ich bis zum Ende der Kündigungsfrist bleiben und mir den Resturlaub auszahlen lassen müsse, doch als ich ihr mehr oder weniger direkt vorschlug, das vor Gericht auszuhandeln, gab sie klein bei.

Die nächsten paar Tage rauschten nur so vorüber, eine Erledigung jagte die nächste. Weil Sandra alle Lohnzahlungen über eine Firma in Manchester abwickelte, bat sie mich, meine Unterlagen und Kontodaten direkt dorthin anstatt zu ihr nach Schottland zu schicken. Ich hatte mich schon auf ein langwieriges, kompliziertes Prozedere mit viel Hin und Her eingestellt, doch am Ende ging alles überraschend, fast beunruhigend simpel vonstatten – ich musste ihnen Sandras Mail mit einer Referenznummer weiterleiten, woraufhin sie meine Bankverbindung sowie Scans vom Reisepass und den Nebenkostenabrechnungen für den Adressnachweis abforderten. Alles lief wie geschmiert. Als ob das Schicksal es gut mit mir meinte.

Die Geister mögen es nicht.

Mit Maddies dünner Kinderstimme hatte der Satz fast ein bisschen unheimlich geklungen.

Aber natürlich war das Quatsch. Ich jedenfalls hatte in Carn Bridge keine Anzeichen für Übersinnliches entdeckt. Viel wahrscheinlicher handelte es sich um Legenden, weitergesponnen von gerade erst der Pubertät entwachsenen Au-pair-Mädchen mit schwachen Englischkenntnissen, die mit der Einsamkeit und Abgeschiedenheit nicht klarkamen und Heimweh hatten. Das hatte ich sogar in London oft genug erlebt – und hatte auch selbst

einspringen müssen, wenn sich mal wieder eine von ihnen über Nacht mit ihrem Rückflugticket davongestohlen und die Au-pair-Familie im Stich gelassen hatte. Es kam gar nicht so selten vor.

Aber ich war nicht nur um einiges älter und klüger als diese Mädchen, sondern wusste auch sehr genau, warum ich das hier durchziehen wollte. Keine Spukgeschichte dieser Welt würde mich davon abhalten, diese Riesenchance zu ergreifen.

Im Rückblick will ich diese überhebliche junge Frau, die da in ihrer Londoner Wohnung hockt und glaubt, alles zu durchschauen, alles schon gesehen zu haben, bei den Schultern packen und heftig schütteln.

Ich will sie ohrfeigen und ihr sagen, dass sie nicht den leisesten Schimmer hat.

Denn ich hatte mich geirrt, Mr Wrexham. Ich hatte mich gewaltig geirrt.

Keine drei Wochen später stand ich am Bahnsteig in Carn Bridge mit mehr Koffern und Taschen, als es menschenmöglich war zu tragen.

Jack, der mir, den Autoschlüssel in der Hand, mit großen Schritten entgegenkam, lachte schallend los.

»Himmel, wie hast du das denn durch ganz London geschleppt?«

»Langsam«, antwortete ich trocken. »Und unter Schmerzen. Ich bin zwar mit dem Taxi zum Bahnhof gefahren, aber es war ein Albtraum.«

»Na, jetzt bist du ja hier«, sagte er, nahm die beiden größten Koffer und schubste mich freundlich zur Seite, als ich versuchte, ihm den kleineren davon wieder abzunehmen. »Nein, nein, nimm du die anderen Taschen.«

»Bitte sei vorsichtig«, sagte ich, »die sind echt schwer. Nicht dass du dich verhebst.«

Er grinste breit, offenbar war das für ihn eine abwegige Vorstellung.

»Na komm, der Wagen steht hier vorne.«

Es war wieder einer dieser herrlichen, warmen Sommertage, und obwohl die Sonne sich schon langsam Richtung Horizont neigte und die Schatten länger wurden, konnte man den Ginster noch knistern hören, während wir fast geräuschlos durch Wälder und Heidelandschaften nach Heatherbrae fuhren. Als wir ankamen, war das Haus noch schöner als in meiner Erinnerung. Die Tür stand offen, die Hunde rannten aufgereggt umher und kläfften sich die Seele aus dem Leib. Plötzlich kam mir in den Sinn, dass ich wahrscheinlich in Sandras und Bills Abwesenheit nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Hunde verantwortlich wäre. Oder war das Jacks Aufgabe? Es würde sich zeigen. Zwei Kinder und ein Baby würde ich mit links schaffen, und mit einem Teenager konnte

ich auch noch fertig werden. Hoffte ich zumindest. Aber dazu zwei hyperaktive Hunde?

»Rowan!« Sandra kam mir entgegengelassen und ich war kaum ausgestiegen, da erdrückte sie mich schon fast in einer mütterlichen Umarmung. Dann trat sie einen Schritt zurück, um jemandem zu winken – im Schatten des Vordachs stand ein großer Mann mit leicht schütterem, kurzgeschorenem dunklem Haar.

»Rowan, das ist mein Mann Bill. Bill – Rowan Caine ist hier.«

Das also war Bill Elincourt. Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich tun oder sagen sollte, stand nur etwas verlegen neben Sandra, die immer noch den Arm um mich gelegt hatte, und war unschlüssig, ob ich mich entziehen und zur Begrüßung auf ihn zugehen sollte oder –

Doch dann klärte er die Sache, indem er uns mit ausgestreckter Hand entgegenkam und mich mit einem flüchtigen, geschäftsmäßigen Lächeln bedachte.

»Hallo, Rowan. Schön, dich endlich kennenzulernen. Sandra hat schon viel von dir erzählt. Dein Lebenslauf hat uns sehr beeindruckt.«

Wenn du wüsstest, Bill, dachte ich, als er einen der Koffer aus dem Auto nahm und zum Haus trug. Während ich mich bereitmachte, ihm zu folgen, fasste ich mir nervös an den Hals. Doch anstatt die vertrauten Kerben des Anhängers zu ertasten, schob ich ihn verstohlen unter meinen Kragen. Dann atmete ich einmal tief durch und eilte den anderen hinterher.

Beim anschließenden Kaffee in der Küche saß ich nervös auf der Kante des Barhockers, während Bill mich zu meinen Qualifikationen ausfragte, und ich spürte eine Anspannung, wie ich sie beim Gespräch mit Sandra nicht gehabt hatte. Ich wollte ... ich weiß es auch nicht. Ich wollte wohl Eindruck auf ihn machen. Aber während

er sich lang und breit über seinen prallvollen Terminkalender, die Schwierigkeiten, in den Highlands gute Mitarbeiter zu rekrutieren, und die Macken der vorherigen Nannys ausließ, wuchs in mir zugleich das Bedürfnis, ihn einmal kräftig zu schütteln.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Einen Erfolgsmenschen, das ja. Schon die Stellenanzeige hatte das klargemacht, und dann das Haus natürlich. Einen Mann, der sich glücklich schätzen konnte – mit seinen tollen Kindern, der perfekten Frau und dem spannenden Job. So hatte ich ihn mir vorgestellt. Aber nicht so unfassbar ... so rundum gut gepolstert. Nicht dass er dick war, sondern gepolstert im übertragenen Sinn, er hatte es so bequem, physisch, emotional und finanziell. Offenbar war ihm das selbst gar nicht bewusst und gerade seine Ignoranz dem gegenüber konnte einen richtig wütend machen.

Weißt du eigentlich, wie das ist?, wollte ich ihm entgegnen, als er sich gerade über den Gärtner beschwerte, der gekündigt hatte, um in Edinburgh eine Vollzeitstelle als Lehrer anzunehmen, und über die Haushaltshilfe, die den 800-Pfund-Abfallzerkleinerer im Spülbecken kaputtgemacht hatte und dann verschwunden war, weil sie sich nicht getraut hatte, es zuzugeben. *Verstehst du, wie es Leuten ergeht, die nicht euer Geld, eure Sicherheiten, eure Privilegien haben?*

Während er seine Reden schwang, als gäbe es auf der Welt nichts Interessanteres als seine belanglosen Problemchen, klebte Sandra förmlich an seinen Lippen. Sie schien ihm ewig beim Schwadronieren zuhören zu können, und in mir machte sich eine bittere Erkenntnis breit. Er war der totale Egozentriker. Ein selbstverliebter, selbstsüchtiger Typ, der mir noch keine einzige persönliche Frage gestellt hatte – nicht mal, wie meine Reise gewesen war.

Vielleicht hätte ich es ahnen müssen – immerhin hatte dieser Mann sich nicht mal Zeit genommen, zum Vorstellungsgespräch mit der Person zu erscheinen, in deren Obhut er seine Kinder lassen würde –, aber ich hatte nicht damit gerechnet, eine solche Abneigung zu empfinden. Ich musste mich richtig zusammenreißen, damit man es mir nicht an der Nasenspitze ansah.

Vielleicht hatte Sandra doch etwas bemerkt, denn auf einmal lachte sie auf und fiel Bill ins Wort.

»Schatz, Rowan interessiert sich bestimmt nicht für unsere Alltagssorgen. Also, Rowan, das Fazit lautet: Einfach kein Besteck in den Abfallzerkleinerer werfen! Aber Spaß beiseite, du findest alle Anweisungen hier.« Sie klopfte auf den dicken roten Ordner unter ihrem Arm. »Das ist der Ausdruck von dem Dokument, das ich dir letzte Woche gemailt habe, und falls du noch keine Zeit hattest, es dir durchzulesen: Hier steht alles drin, von der Bedienung der Waschmaschine bis hin zu den Schlafenszeiten der Kinder und was sie gerne und nicht gerne essen. Wenn du dir irgendwo nicht sicher bist, findest du die Antwort hier drin, auch wenn du mich natürlich jederzeit anrufen kannst. Hast du dir schon Happy runtergeladen?«

»Bitte?«

»Happy – die App für die Haussteuerung. Den Zugangscode hatte ich dir geschickt, oder?«

»Ach, ja, die App. Sorry. Ja, die habe ich runtergeladen.«

Sie wirkte erleichtert. »Na, das ist die Hauptsache. Ich habe dir schon ein Happy-Profil eingerichtet mit allen Autorisierungen, die du brauchst. Und natürlich dient es auch als Baby-Monitor, aber für Petras Zimmer haben wir auch noch ein richtiges Babyfon. Doppelt gemoppelt, ich weiß, aber die App ist auch wirklich gut. Was noch? ... Ach ja, Essen! Ich habe dir einen Essensplan zusammengestellt« – sie zog einen Zettel aus einer Klarsichthülle im

Ordner – »nur mit Sachen, die sie eigentlich immer mögen, und auch alle Zutaten eingekauft, sodass du für die erste Woche versorgt bist. Und hier stehen auch alle Passwörter und so weiter für die Online-Bestellung bei Waitrose, und ... hier ist eine Kreditkarte für alle Ausgaben. Die Rechnung kommt dann direkt zu Bill und mir – aber bitte natürlich trotzdem die Kassenbons aufbewahren. Nicht die Zettel, ein Schnappschuss mit dem Handy genügt. Ähm, was noch ... ? Du hast bestimmt tausend Fragen?«

Beim letzten Satz klang sie irgendwie hoffnungsvoll, aber vielleicht hoffte sie auch, dass ich Nein sagen würde.

»Die Anweisungen habe ich gelesen«, sagte ich, doch in Wahrheit hatte ich das gut fünfzig Seiten lange, dicht beschriebene Dokument nur überflogen. »Aber ein Ausdruck wäre natürlich sehr hilfreich – es ist immer einfacher, wenn man im Text blättern kann. Da steht ja echt alles drin, ich glaube, ich bekomme alles in den Griff – Petras Schlafenszeiten, Ellies Allergien, Maddies ähm –« Ich druckste herum, überlegte, wie ich ausdrücken sollte, was Sandra das *aufbrausende Temperament* ihrer Tochter genannt hatte. Maddie schien manchmal ein kleiner Quälgeist zu sein – oder hatte zumindest das Potenzial dazu.

Sandra erkannte mein Dilemma und lächelte bedauernd.

»Maddie eben, genau! Rhiannon bleibt dieses Wochenende im Internat, sie haben Jahresabschlussparty. Nächste Woche kommt sie dann nach Hause, aber Jack holt sie ab, darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Was noch ... was noch?«

»Ich glaube, wir hatten noch nicht darüber gesprochen, wann ihr beiden abreist«, sagte ich vorsichtig. »Du hattest ja diese Architekturmesse erwähnt – wann fängt die an? Nächsten Samstag?«

»Oh.« Sandra machte ein betroffenes Gesicht. »Hatte ich das gar nicht gesagt? Ach, wie ärgerlich. Das ist ... ähm ... das ist nämlich die Sache. Die Messe ist am Samstag, aber nicht nächsten, sondern schon diesen. Wir fahren morgen.«

»Was?« Ich dachte, ich hätte mich verhört. »Ihr reist morgen ab?«

»Jaaa ...«, sagte Sandra. Sie klang verunsichert. »Unser Zug geht um 12:30 Uhr, also fahren wir kurz vor Mittag los. Wäre das ... ist das ein Problem? Wenn du es dir noch nicht so rasch zutraust, kann ich versuchen, die ersten Meetings vielleicht ...«

Sie ließ den Satz ins Leere laufen.

»Das passt schon«, sagte ich mit einer Zuversicht, die ich eigentlich nicht empfand. »Ich meine, ich muss ja früher oder später durchstarten, und ob nun dieses oder nächstes Wochenende, ist eigentlich egal.«

Bist du verrückt geworden? , kreischte eine Stimme in meinem Kopf. Bist du absolut wahnsinnig? Du kennst die Kinder fast gar nicht.

Doch eine andere, leisere Stimme in mir widersprach: *Gut so.* Denn in gewisser Weise wurde dadurch alles leichter.

»Schauen wir einfach, wie es läuft«, sagte Sandra gerade. »Wir bleiben telefonisch in Kontakt, und wenn die Kinder zu unruhig sind, kann ich Mitte der Woche wieder zurückfliegen – wie wäre das? Die ersten Tage hast du sowieso nur die Kleinen, so wird der Einstieg hoffentlich etwas leichter und ...«

Wieder brach sie ab, sie wirkte ganz betreten, aber ich nickte beipflichtend. Ich nickte tatsächlich. Dabei fühlte sich mein Gesicht steif an von der Anstrengung, jede ehrliche Regung zu unterdrücken.

»Also dann«, sagte Sandra schließlich und stellte ihre Kaffeetasse ab. »Petra ist schon im Bett, aber die beiden anderen schauen noch ›Peppa Wutz‹ im Fernsehzimmer. An meinem letzten

Abend möchte ich sie gerne selbst ins Bett bringen, aber vielleicht magst du mitmachen, damit du den Ablauf mal siehst?«

Ich nickte und folgte ihr durch die inzwischen dunkle gläserne Kathedrale bis zu der verborgenen Tür, die ins Fernsehzimmer führte.

Dort waren die Rollos zugezogen, der Boden immer noch von Duploklötzen und ramponierten Puppen bedeckt, und auf dem Sofa lagen zwei kleine Mädchen im Schlafanzug zusammengekuschelt und mit abgewetzten Teddys im Arm. Beim Anblick ihrer Mutter zog Maddie den Daumen aus dem Mund, als fühlte sie sich ertappt. Ich nahm mir vor, die Sache mit dem Daumenlutschen im Ordner nachzuschlagen.

Wir hockten uns auf die Sofalehnen und Sandra wuschelte Ellie liebevoll durch die seidigen Locken, während der Abspann lief, und dann schaltete sie den Fernseher aus.

»Neeein, Mummyyy!«, riefen die beiden im Chor, doch es klang irgendwie halbherzig, als erwarteten sie nicht ernsthaft, dass Sandra nachgeben würde. »Nur noch eine!«

»Nein, ihr zwei Mäuse«, sagte Sandra. Sie nahm Ellie hoch, die die Beine um die Taille ihrer Mutter schlang und das Gesicht an ihrer Schulter vergrub. »Es ist schon richtig spät. Na kommt, ab nach oben. Und vielleicht, ganz vielleicht, liest euch Rowan noch eine Gutenachtgeschichte vor!«

»Ich will nicht Rowan«, flüsterte Ellie. »Du sollst vorlesen.«

»Na ... oben sehen wir weiter«, sagte Sandra. Sie hob Ellie auf ihrer Hüfte ein Stück höher, damit sie nicht abrutschte, und hielt Maddie die Hand hin. »Komm, Maddie-Maus. Auf geht's.«

»*Du* sollst«, sagte Ellie trotzig, als sie die Treppe hochgingen, ich hinterher. Sandra wandte sich im Gehen zu mir um und verdrehte lächelnd die Augen.

»Pass auf«, flüsterte sie Ellie zu, doch absichtlich so, dass ich es mitbekam. »Vielleicht bekommt ihr ja eine Geschichte von mir *und* eine von Rowan. Wie wär das?«

Ellie antwortete nicht, sondern presste ihr Gesicht noch fester an Sandras Schulter.

Oben im Flur des ersten Stocks waren die Vorhänge schon zugezogen, und ich sah das schwache rosa Nachtlcht, das aus Petras Zimmer in den Flur drang. Während Sandra Zähneputzen und Toilettengänge überwachte, ging ich schon mal vor in Maddies und Ellies Zimmer.

Da standen sie – zwei Bettchen auf weichem Teppich, jedes in das schummrige Licht einer kleinen Nachttischlampe getaucht, eine rosa, eine orange. Über den Betten hingen gerahmte Bilder – ein Babyfußabdruck, eine Kritzelei, gerade so als Katze erkennbar, ein Schmetterling aus zwei Handabdrücken – und drum herum waren Lichterketten angebracht, die warmes Licht spendeten.

Ein Kinderzimmer wie aus dem Bilderbuch.

Ich nahm vorsichtig am Fußende eines der Betten Platz, und irgendwann hörte ich Fußgetrappel und quengelnde Kinderstimmen, direkt darauf beschwichtigende Laute von Sandra.

»Psst, Maddie, gleich wacht Petra auf. Los, ihr zwei, ab ins Bett.«

Ellie folgte der Aufforderung sofort, doch Maddie blieb wie versteinert stehen und starrte mich an. Anscheinend saß ich auf ihrem Bett.

»Soll ich Platz machen?«, fragte ich, doch sie verschränkte nur stumm die Arme vor der Brust, kletterte ins Bett und drehte den Kopf zur Wand, offenbar entschlossen, mich zu ignorieren.

»Soll ich lieber den Sitzsack nehmen?«, fragte ich Sandra, doch die lachte und schüttelte den Kopf.

»Alles in Ordnung. Bleib sitzen. Maddie braucht manchmal ein bisschen Zeit, um mit Leuten warm zu werden, stimmt's, Maus?«

Maddie schwieg und ich konnte es ihr nicht verübeln. Mir hätte es auch nicht gefallen, zu hören, wie meine Mutter mich einer Fremden erklärte.

Dann las Sandra den beiden mit tiefer und beruhigender Stimme eine ›Pu der Bär‹-Geschichte vor, und am Ende beugte sie sich vorsichtig über Ellies Gesicht. Die hatte die Augen zu und schnarchte leise. Sandra gab ihr einen Kuss, schaltete das Licht aus und kam zu uns rüber.

»Maddie?«, sagte sie ganz leise. »Maddie, möchtest du noch eine Geschichte von Rowan hören?«

Maddie antwortete nicht, den Kopf immer noch zur Wand gedreht, und Sandra beugte sich vor, um nachzusehen, ob sie schon schlief.

»Sie ist längst weg!«, flüsterte sie mit leisem Jubel in der Stimme. »Dann muss dein Auftritt bis morgen warten. Schade, ich hätte gern zugehört.«

Sie gab auch Maddie einen Kuss, zog ihre Bettdecke etwas höher und legte ihr ein Stofftier – ich konnte nicht genau sehen, was es war – unters Kinn. Dann knipste sie auch Maddies Lampe aus, nur das Schlummerlicht in der Steckdose blieb an. Sie warf einen letzten Blick auf ihre schlafenden Töchter und ging aus dem Zimmer, ich folgte dicht dahinter.

»Machst du die Tür hinter dir zu?«, bat sie. Ich hatte den Knauf schon in der Hand und blickte noch einmal zurück auf die Mädchen in ihren kleinen weißen Betten, die jetzt im Dunkeln lagen.

Das Nachtlicht war schwach und zu nah am Boden, um irgendetwas außer Schatten um die beiden Betten herum zu zeigen, doch für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich, tief im Dunkel zwei kleine Augen schimmern zu sehen, die mich anstarrten.

Dann klappten sie zu und ich schloss die Tür.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Am Bett lag es nicht, das war genauso behaglich und bequem wie beim ersten Mal. Auch nicht an der Temperatur. Beim Reinkommen war es drückend heiß gewesen, doch irgendwie hatte ich es geschafft, am Touchpanel den Lüftungsmodus einzustellen, und inzwischen war das Zimmer angenehm abgekühlt. Und ich lag auch nicht wach aus Sorge, vom nächsten Tag an mit den Kindern allein zu sein. Im Gegenteil, ich war fast erleichtert, Bill und Sandra bald los zu sein. Na ja ... ehrlich gesagt nur Bill.

Das Ende des Abends ging mir nicht aus dem Kopf. Wir hatten mit einem Glas Wein in der Küche gesessen und uns unterhalten, und irgendwann hatte Sandra sich gestreckt und gegähnt und verkündet, sie wolle schlafen gehen.

Sie gab Bill einen Gutenachtkuss und ging in den Flur, und ich wollte ihr gerade folgen, da schenkte Bill mir Wein nach, ungefragt.

»Oh«, sagte ich zögernd. »Ich wollte ... ich sollte eigentlich nicht ...«

»Ach komm.« Er schob mir das Glas zu. »Eins geht noch. Das ist doch meine einzige Chance, dich kennenzulernen, bevor ich dir meine Kinder anvertraue! Du könntest weiß Gott wer sein!«

Er grinste, Fältchen bildeten sich auf seinen sonnenbraunen Wangen, und ich fragte mich, wie alt er wohl war. Alles zwischen vierzig und sechzig schien möglich, er war schwer einzuschätzen. Mit seiner randlosen Brille, dem wettergegerbten Gesicht und dem kurzgeschorenen Haar wirkte er fast alterslos, ein bisschen Bruce-Willis-mäßig.

Ich war todmüde – die lange Reise und der Packstress steckten mir in den Knochen. Doch mit einem Seufzer nahm ich das Glas an, er hatte schließlich recht. Dies war unsere einzige Chance, uns vor

seiner Abreise noch kennenzulernen, und es würde keinen guten Eindruck machen, wenn ich Nein sagte.

Er stützte das Kinn in eine Hand und sah mit leicht geneigtem Kopf zu, wie ich das Glas nahm und daran nippte. Sein Blick blieb auf meinen Lippen ruhen.

»Also, Rowan Caine, wer bist du überhaupt?«, fragte er. Er lallte ein bisschen und ich fragte mich, wie viel er schon intus hatte.

Etwas an seinem Tonfall, der Direktheit der Frage, der unangemessenen Intensität seines Blicks gefiel mir nicht, und mir wurde mulmig zumute.

»Was möchtest du wissen?«, fragte ich, bemüht, locker zu klingen.

»Du erinnerst mich an jemanden ... aber ich komm nicht drauf, an wen. Irgendeine Schauspielerin, glaube ich. Du hast keine berühmten Verwandten, oder? Eine Schwester in Hollywood?«

Ich lächelte brav über den lahmen Spruch. »Nein, definitiv nicht. Ich bin Einzelkind aus einer stinknormalen Familie.«

»Vielleicht über die Arbeit ... hast du Architekten in der Familie?«

Ich dachte an meinen Stiefvater, den Versicherungsvertreter, und musste mir ein Augenverdrehen verkneifen. Als ich energisch verneinte, sah er mich über den Rand seines Weinglases hinweg stirnrunzelnd an.

»Vielleicht meine ich ... wie heißt sie noch. Die aus ›Der Teufel trägt Prada‹.«

»Wer, Meryl Streep?« Ich war so perplex, dass ich meine Nervosität kurz vergaß und lachen musste. Er schüttelte ungeduldig den Kopf.

»Nein, die andere. Die Junge. Anne Hathaway, genau. Du siehst ihr ähnlich.«

»Anne Hathaway?« Ich gab mir Mühe, nicht so skeptisch zu klingen, wie ich war. Vielleicht eine Anne Hathaway mit zwanzig Kilo mehr, Aknenarben und einem Haarschnitt vom Friseur-Azubi. »Das ist sehr nett von dir, Bill, aber das hat mir wirklich noch niemand gesagt.«

»Das ist es auch nicht.« Auf einmal stand er auf, lief um die Theke herum, setzte sich auf den Chromhocker neben mir und drehte sich zu mir. Er saß so breitbeinig da, dass ich mich kaum hätte bewegen können, ohne seinen Oberschenkel zu streifen. »Nein, das ist es nicht. Ich habe definitiv das Gefühl, dass wir uns kennen. Wo hast du noch mal vorher gearbeitet?«

Ich ging die Liste durch, doch er schüttelte unzufrieden den Kopf.

»Die kenne ich alle nicht. Vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Aber eigentlich erinnere ich mich an Gesichter ... ganz bestimmt an so ein Gesicht wie deins.«

Würg. Ich kannte diese Situation zu gut, um nicht zu ahnen, worauf es hinauslief. Der Chef bei meinem ersten Kellnerjob, der mir eine Lohnerhöhung in Aussicht stellte und wie nebenbei anerkennend meinen pinken BH kommentierte. Widerliche Typen in Bars, die sich zwischen mich und den Ausgang schoben. Notgeile Kita-Papas, die mir von ihren Frauen vorjammerten, die seit der Geburt kein Verständnis mehr für ihre Bedürfnisse hatten.

Bill war also einer von ihnen.

Er war mein Vorgesetzter. Der Mann meiner Chefin. Und das Schlimmste war ...

Gott, ich darf gar nicht daran denken.

Ich umklammerte das Weinglas, um das Zittern meiner Hände zu verbergen.

Ich räusperte mich und versuchte, ein Stück nach hinten zu rücken, doch der Hocker klemmte unter der Theke fest. Und Bills

mächtige Oberschenkel in der engen Jeans versperrten mir den Weg, sodass ich praktisch festsaß.

»Also, ich sollte auch langsam mal hochgehen.« Meine Stimme klang vor Nervosität höher als sonst. »Morgen wird früh aufgestanden, oder?«

»Warum die Eile«, sagte er und dann nahm er mir das Glas aus der Hand, schenkte mir nach und streckte plötzlich die Hand nach meinem Gesicht aus. »Du hast da ... da ist was ...«

Sein weicher, leicht schwitziger Daumen streifte meine Unterlippe und ich spürte, wie sich eines seiner Knie langsam zwischen meine schob.

Ich spürte Panik in mir aufsteigen und war im ersten Moment wie gelähmt. Dann aber war es, als würde ein Schalter umgelegt, und ich rutschte vom Hocker herunter und drängte so stürmisch an ihm vorbei, dass der Wein überschwappte und auf den Boden spritzte.

»Entschuldigung«, stammelte ich. »Tut mir wirklich leid, ich hol einen Lappen –«

»Kein Ding«, sagte er. Er schien nicht im Geringsten aus der Ruhe gebracht, nur amüsiert über meine Reaktion. Er blieb einfach sitzen, den Ellbogen lässig auf die Theke gestützt, während ich mit einem Geschirrtuch den Boden unter seinem Hocker sauber wischte.

Als ich kurz aufblickte und seinen Blick sah, ging mir ein Spruch durch den Kopf, den ich schon zu oft gehört hatte: *Ach, wo du gerade da unten bist ...*

Mit heißen Wangen stand ich auf und warf das feuchte Geschirrtuch in die Spüle.

»Gute Nacht, Bill«, sagte ich knapp und machte auf dem Absatz kehrt.

»Gute Nacht, Rowan.«

Als ich die Tür zu meinem neuen Zimmer schloss, spürte ich eine unbeschreibliche Erleichterung. Meine Sachen hatte ich schon ausgepackt, und auch wenn es sich noch nicht wie ein Zuhause anfühlte, gab es mir das Gefühl, dass dies hier mein Revier war, wo ich mich ausbreiten konnte, nicht mehr schauspielern und nicht mehr Rowan die Supernanny sein musste, sondern einfach ich selbst.

Ich machte den Pferdeschwanz auf und meine dicken, drahtigen Haare fielen in einem Kranz um meinen Kopf. Das freundliche, beflissene Lächeln, das ich seit meiner Ankunft auf den Lippen gehabt hatte, wich einem neutralen Ausdruck. Nacheinander zog ich Strickjacke, Bluse und Rock aus, legte so Schicht um Schicht meines Schein-Ichs ab und näherte mich wieder der Person, die ich hinter der Fassade war – die am Wochenende ganze Tage im Pyjama verbrachte, nur auf dem Sofa rumlungerte und dabei nicht etwa ein gutes Buch las, sondern sich stumpf eine Gerichtsshow nach der anderen reinzog. Die Bill einfach eine Drecksau genannt hätte, anstatt dumm aus der Wäsche zu gucken, vor Schreck in Unterwürfigkeit zu verfallen und dann noch den Boden zu wischen.

Die vertrackten Touchpanels stellten eine willkommene Ablenkung dar, und als ich endlich den Dreh mit der Temperatur raus hatte und mich erinnerte, wie die Dusche funktionierte, hatte ich mich schon fast wieder abgeregt.

Okay. Bill war ein schmieriger Typ. Und er war nicht der Einzige seiner Sorte – warum nahm es mich dann bei ihm so mit?

Natürlich kannte ich die Antwort. Es war nicht nur die Konstellation, sondern alles, was damit zusammenhing – all die Arbeit, der ganze Aufwand, den ich betrieben hatte, um hier anfangen zu können, all die Hoffnungen und Träume, die ich mit der Stelle verband. Dieses Gefühl, dass zum ersten Mal in meinem Leben etwas wirklich richtiglief, alles sich fügte. Die ganze Situation

schien so perfekt – und vielleicht hätte mich das stutzig machen sollen. Die Sache musste einen Haken haben – und möglicherweise war das Bill.

Auf einmal schien der ganze übersinnliche Kram nicht mehr so mysteriös. Kein Poltergeist steckte dahinter. Nur ein durchschnittlicher Mittfünfziger, der den Hosenstall nicht zulassen konnte. Die gleiche alte Leier.

Es tat trotzdem weh.

Erst als ich schon im Bett lag, blickte ich an die Decke, blickte auf die eingebauten Deckenstrahler und den kleinen blinkenden Rauchmelder an der Tür ... und entdeckte ganz hinten in der Ecke noch etwas anderes. War das ein Einbruchalarm? Noch ein Rauchmelder?

Oder war es etwa ...

Ich musste an Sandras Bemerkung denken ... *im ganzen Haus Kameras ...*

Unsinn. Das wäre nicht nur gruselig und übergriffig – das wäre illegale Überwachung. Ich war schließlich ihre Angestellte und hatte ein Anrecht auf Achtung der Privatsphäre oder wie auch immer der Fachbegriff heißt.

Dennoch stand ich auf und zog einen Stuhl über den Teppich, bis direkt unter den eiförmigen Gegenstand an der Decke. Ich hob eine meiner Socken vom Boden auf und stellte mich auf Zehenspitzen auf den Stuhl, um die Socke über das Objekt zu stülpen. Ich kam gerade so dran. Sie passte perfekt, nur der Zehenbereich blieb frei und hing schlaff und etwas trostlos herunter.

Ich kam mir zwar albern vor, fühlte mich aber gleichzeitig beruhigt und legte mich zurück ins Bett, wo ich endlich einschlafen konnte.

Irgendwann in der Nacht bin ich aufgewacht, mit dem dumpfen Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Mein Herz pochte wie wild. An einen Traum konnte ich mich nicht erinnern. Was war los?

Da war es wieder – ein Geräusch. Schritte. Knarren. *Krrk ... krrk ... krrk*, langsam und bedächtig, als würde jemand auf Holzdielen auf und ab gehen – was eigentlich nicht sein konnte, weil hier oben alles mit dickem Teppich ausgelegt war.

Krrk ... krrk ... krrrrk ... Ein hohler, dumpfer Klang ... schwere Schritte wie die eines Mannes, kein Kindergetrappel. Es schien von oben zu kommen – was auch nicht sein konnte, denn ich befand mich im obersten Stock.

Ich setzte mich auf und wollte das Licht anknipsen, doch als ich den Schalter drückte, passierte nichts. Ich versuchte es noch einmal, wieder nichts – ich hatte wohl mit dem Touchpanel den Schalter außer Kraft gesetzt. Ich fluchte innerlich. Es war mitten in der Nacht, und ich hatte keinen Nerv dazu, mich schon wieder mit der Technik herumzuschlagen und zu riskieren, dass die Musik losging. Also machte ich die Handytaschenlampe an.

Mein Atem ging schwer und ich griff zu meinem Asthmaspray, als mir plötzlich auffiel, wie kalt es im Zimmer war. Da hatte ich es wohl mit der Lüftung etwas übertrieben. In meinem Kokon aus Bettdecken hatte ich es nicht bemerkt, doch die Kälte war richtig unangenehm. Ich zog mir den Morgenmantel über und kämpfte gegen das Zähneklappern an, dann stand ich unschlüssig da und horchte. Die Handytaschenlampe erhellte einen dünnen Streifen Teppich, ansonsten war es dunkel.

Die Schritte waren verstummt, doch ich zögerte, lauschte mit angehaltenem Atem, ob sie erneut zu hören sein würden. Nichts. Ich nahm noch einen Zug Asthmaspray, wartete ab, rätselte. Immer noch nichts.

Der Gedanke, einfach ins warme Bett zurückzuklettern, als wäre nichts geschehen, war verlockend. Doch ich wusste, ich würde kein Auge zutun, wenn ich nicht wenigstens versuchte, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich zurrte den Morgenmantel fester und öffnete die Zimmertür einen Spalt.

Draußen war alles still, trotzdem warf ich noch einen Blick in die Abstellkammer. Die war – natürlich – leer bis auf die Besen und den Staubsauger mit dem blinkenden Ladelämpchen. Nichts, was größer als eine Maus war, konnte sich hier verstecken.

Ich zog die Tür zu und probierte als Nächstes Rhiannons Tür. Die Mahnung KEIN ZUTRITT – VERPISS DICH ODER STIRB ignorierte ich geflissentlich, auch wenn ich mir ein bisschen wie ein Einbrecher vorkam. Ich hatte erwartet, dass abgeschlossen wäre, aber die schwere Tür ließ sich ohne Probleme öffnen und schabte über den dicken Teppichboden.

Drinne war es stockdunkel, doch ich spürte auf unbestimmte Weise, dass der Raum leer war. Trotzdem leuchtete ich mit der Handylampe jede Ecke aus. Hier war niemand.

Das war's dann also. Mehr Zimmer gab es hier oben nicht. Und die Decke war durchgehend und glatt, keine Dachbodenluke war zu sehen. Auch wenn ich das Geräusch kaum noch im Ohr hatte, hatte es eindeutig so geklungen, als ob die Schritte von oben kamen. Vielleicht etwas auf dem Dach? Ein Vogel vielleicht? Ein Mensch trieb sich da oben sicher nicht herum, so viel war klar.

Ich ging bibbernd zurück in mein Zimmer, wo ich kurz stehenblieb und nochmals horchte, ob das Geräusch wiederkehrte. Doch nichts geschah.

Ich machte die Handylampe aus, kletterte zurück ins Bett und deckte mich zu. Doch der Schlaf ließ lange auf sich warten.

Mummy!«

Ellie rannte dem Tesla hinterher, der die geschwungene Auffahrt hinunter in Richtung Hauptstraße fuhr, und Tränen strömten ihr übers Gesicht, als klar war, dass ihre kurzen Beine nicht mithalten konnten.

»Mummy, komm zurück!«

»Tschüss, meine Süßen!« Sandra hatte den Kopf aus dem Fenster gestreckt, ihr honigblondes Haar wehte im Fahrtwind, als Jack den Wagen beschleunigte. Sie lächelte fröhlich, doch ich erkannte die Sorge in ihrem Blick und wusste, dass sie sich den Kindern zuliebe zusammennahm. Bill drehte sich gar nicht um. Er saß über sein Smartphone gebeugt neben ihr auf dem Rücksitz.

»Mummy!«, schrie Ellie verzweifelt. »Mummy, bitte fahr nicht weg!«

»Tschüss, ihr Mäuse! Ihr werdet ganz viel Spaß mit Rowan haben und ich komm ganz bald zurück. Bye-bye! Ich hab euch lieb!«

Und dann bog der Wagen um die Kurve und war gleich darauf zwischen den Bäumen verschwunden.

Ellie stolperte noch ein paar Schritte weiter und sank dann mit einem Klagelaut theatralisch zu Boden.

»Ach, Ellie!« Ich hob Petra auf meiner Hüfte ein Stück höher und lief zu Ellie, die bäuchlings auf dem Kies lag. »Na komm. Was meinst du, wollen wir ein Eis essen?«

Sandras Anweisungen zufolge war Eis nur ausnahmsweise erlaubt, weil die Mädchen davon zu aufgedreht wurden, doch Ellie schüttelte den Kopf und heulte noch lauter.

»Ach komm, Süße.« Ich bückte mich nach ihr, etwas umständlich mit Petra auf der Hüfte, fasste sie am Handgelenk und wollte sie hochziehen, doch sie kreischte, riss ihren Arm aus meinem Griff und schlug mit ihrer kleinen Faust auf den Kies.

»Au!«, schrie sie und schluchzte noch mehr, während sie mich aus wütenden, roten, tränennassen Augen ansah. »Du hast mir wehgetan!«

»Ich wollte nur –«

»Geh *weg*, du hast mir *weh*getan. Das sag ich Mummy!«

Ich blickte ratlos auf das tobende kleine Etwas zu meinen Füßen.

»Geh weg!«, schrie sie wieder.

Schließlich machte ich mit einem Seufzer kehrt und ging zurück in Richtung Haus. Mir war nicht wohl dabei, sie einfach liegen zu lassen, schon gar nicht auf der Auffahrt, aber das Tor zur Straße unten war zu und Jack würde frühestens in einer halben Stunde zurückkommen. Bis dahin hatte sie sich hoffentlich längst beruhigt und ich sie zurück ins Haus gelockt.

Petra war inzwischen auch quengelig geworden und ich unterdrückte ein Seufzen. Bitte nicht noch einen Ausraster. Und wo war überhaupt Maddie? Sie war schon vor der Abfahrt ihrer Eltern zu dem kleinen Wäldchen auf der Ostseite des Hauses gelaufen, weil sie sich nicht verabschieden wollte.

»Ach, lass sie doch«, hatte Bill gesagt, als Sandra sie suchen wollte, um ihr einen Abschiedskuss zu geben. »Du weißt doch, wie sie ist. Sie will lieber allein ihre Wunden lecken.«

Ihre Wunden lecken. Nur ein dummer Spruch, oder? Erst später habe ich mich gefragt, ob etwas dran sein könnte. Falls ja, woher rührten Maddies Wunden?

Zurück im Haus setzte ich Petra in den Babystuhl und konsultierte den roten Ordner – vielleicht stand ja dort, was zu tun sei, falls mal ein Kind vom Erdboden verschluckt wurde. Der Ordner war mindestens zehn Zentimeter dick und enthielt, wie ich am Morgen

beim raschen Durchblättern festgestellt hatte, Informationen zu allem Möglichen – von der Dosierung des Erkältungsmittels über Einschlafrituale und Lieblingsbücher, Windelausschlag und Hausaufgabenzeiten bis hin zu den richtigen Waschkapseln für die Ballett-Trikots. Praktisch jede Minute des Tages war damit abgedeckt, und man konnte schnell nachlesen, welche Snacks wem wann erlaubt waren und welche Sendungen wie oft und wie lange geguckt werden durften.

Das eine Thema, das nicht vorkam, war spurloses Verschwinden – oder vielleicht fand ich nur die Seite nicht. Allerdings entdeckte ich bei den Ausführungen zum »Typischen Wochenendtag«, dass Petra schon längst ihr Mittagessen hätte bekommen müssen, was vielleicht ihre schlechte Laune erklärte. Mit dem Kochen wollte ich nicht anfangen, bevor ich Maddie und Ellie aufgespürt hatte, aber ich konnte ihr einen Snack machen, damit sie bis dahin Ruhe gab.

6:00 Uhr, begann der erste Abschnitt. Weil die jüngeren (besonders Ellie) manchmal sehr früh aufwachen, haben wir im Zimmer der Mädchen die Schlaftraining-App »Happy Bunny« installiert. Das ist eine Digitaluhr mit einem schlafenden Hasen auf dem Bildschirm, der sich um 6:00 Uhr lautlos in einen hellwachen Hasen mit aufgestellten Ohren verwandelt. Sollte Ellie vorher wach werden, ermutige sie bitte freundlich (!), noch mal nachzusehen und wieder ins Bett zu gehen, wenn das Häschen noch schläft. Natürlich nicht bei Albträumen oder Bettnässen – das musst du je nach Situation abwägen.

Oha. Gab es in diesem Haus nichts, was nicht von der bescheuerten App gesteuert wurde? Ich überflog die Seite, weiter ging es mit Anziehtipps und Schlechtwetterkleidung und erlaubten Frühstücksspeisen, alles Wichtige bis zum späten Vormittag.

10:30–11:15. Snacks – z. B. etwas Obst (Bananen, Heidelbeeren, Trauben GEVIERTELT für Petra), Rosinen (in Maßen – Zähne!), Brotsticks, Reiswaffeln oder Gurkenstifte. Keine Erdbeeren (Ellie ist allergisch), keine ganzen Nüsse (Nusscremes ohne Zucker/Salz OK), Petra bekommt keine Snacks mit Zuckerzusätzen und zu viel Salz, die Älteren in Maßen. Das lässt sich unterwegs manchmal nicht leicht kontrollieren, also nimmst du am besten eine Snackbox mit.

Na, immerhin bereitete die App nicht auch die Snacks zu. In keinem anderen Job bisher hatte ich auch nur annähernd so detaillierte Anweisungen erhalten – bei den Kleinen Strolchen gab es ein dünnes Heftchen, das sich aber vor allem um das Thema Krankschreibung drehte. Regeln gab es da auch, ja. Bezüglich der Fernsehzeiten, der Konsequenzen bei Verbotsübertretung, des Umgangs mit Allergien – all das war normal. Aber das hier – glaubte sie wirklich, ich hätte in meinen zehn Jahren als Erzieherin nicht mitbekommen, dass man Trauben kleinschneiden muss?

Ich legte den Ordner weg und grübelte. Hatten die häufigen Personalwechsel bei der Kinderbetreuung Sandra zu einem Kontrollfreak gemacht? Oder war es ihr verzweifelter Versuch, für die Familie da zu sein, auch wenn sie nicht physisch da sein konnte? Bill, so viel war klar, hatte keine Bedenken, seine Kinder mit einer – wenn auch qualifizierten – fast unbekannten Frau allein zu lassen. Doch der Ordner zeigte, dass Sandra eine ganz andere Einstellung hatte und als Mutter mit der Situation haderte. Was die Frage aufwarf, warum sie dann unbedingt mit Bill verreisen musste, anstatt zu Hause zu bleiben. Ging es ihr wirklich um die Firma? Oder steckte etwas anderes dahinter?

In der Mitte des Betontischs stand eine marmorne Obstschale mit frischen Orangen, Äpfeln, Satsumas und Bananen, und mit einem

Seufzer nahm ich eine Banane, schälte sie und legte Petra ein paar Stücke auf ihr Tablett. Dann ging ich ins Spielzimmer, um nachzusehen, ob Maddie inzwischen zurück war. Doch sie war weder dort noch im Wohnzimmer noch irgendwo sonst im Haus, soweit ich sehen konnte. Schließlich ging ich durch den Hauswirtschaftsraum zur Hintertür, durch die sie verschwunden war, und rief hinaus in den Wald.

»Maddie! Ellie! Petra und ich essen jetzt Eis!« Ich hielt kurz inne, horchte auf rennende Schritte, knackende Zweige. Nichts. »Mit Zuckerstreuseln!« Ich wusste zwar nicht, ob Zuckerstreusel im Haus waren, aber darauf kam es nicht an, ich wollte nur wissen, wo sie waren.

Es blieb weiter still, nur vereinzelte Vögel waren zu hören. Die Sonne hatte sich verzogen und die Luft war überraschend kühl geworden, und ich hatte Gänsehaut auf den Armen. Auf einmal schien mir heiße Schokolade angemessener als Eis, auch wenn wir Juni hatten.

»Na gut!«, rief ich, diesmal lauter. »Mehr Streusel für mich!«

Und ich ging zurück ins Haus, ließ aber den Hintereingang einen Spaltbreit offen.

In der Küche der Schreck.

Petra stand in ihrem Hochstuhl am anderen Ende der Frühstückstheke und wedelte triumphierend mit einem Stück Banane.

»O Gott!«

Im ersten Augenblick fühlte ich nichts, stand wie angewurzelt da und starrte das Baby an, das auf wackligen kleinen Beinen auf dem glatten Holz stand, unter ihm der harte Betonboden.

Und dann stürzte ich los, stolperte noch über einen Teddy, und rannte mit wild klopfendem Herzen um die Theke herum und packte

sie.

»O Gott. Petra, böse, böse Petra. Das darfst du nicht machen. O Gott. Hilfe.«

Sie hätte tot sein können. Wäre sie runtergefallen und mit dem Kopf auf den Boden geknallt, wäre es vorbei gewesen.

Wie hatte ich sie nur alleinlassen können?

Tausendmal hatte ich schon auf Kleinkinder aufgepasst – ich hatte alles bedacht: den Stuhl von der Küchentheke abgerückt, sodass sie sich nicht mit den Füßen abstoßen und hintenüberfallen konnte, und ich war mir hundertprozentig sicher, dass ich den Sicherheitsgurt geschlossen hatte. Die Clips waren doch viel zu fest für so kleine Finger.

Wie also war sie da rausgekommen?

Hatte sie sich freigestrampelt?

Ich nahm die beiden Clips unter die Lupe. Nur der eine war zu Mist. Wahrscheinlich war der andere nicht richtig eingerastet und Petra hatte einfach dran gezogen.

Also war es meine Schuld. Mir wurde heiß und kalt zugleich, in einer Mischung aus Scham und Angst. Gott sei Dank war das nicht passiert, als Sandra zu Hause war. Sicherheit im Hochstuhl war quasi Kinderbetreuung für Dummies. Sie hätte mich an Ort und Stelle feuern können, und das mit gutem Grund.

Das konnte sie allerdings immer noch, fiel mir ein – falls sie zusah. Unwillkürlich wanderte mein Blick an die Decke und tatsächlich, dort in der Ecke hing ein weißes Kamera-Ei. Ich fühlte, wie ich rot wurde, und drehte den Kopf weg, damit Sandra meinen schuldbewussten Blick nicht sah.

Scheiße. *Scheiße.*

Ich konnte nur hoffen, dass Sandra und Bill Besseres zu tun hatten, als Tag und Nacht die Aufnahmen der

Überwachungskameras zu verfolgen. Bill jedenfalls hatte garantiert seit der Abreise nicht einen Blick in die App geworfen, aber bei Sandra war ich mir nicht so sicher ... der Ordner zeugte von einem Kontrollbedürfnis, mit dem ich nicht gerechnet hätte, so entspannt und fröhlich, wie sie sich beim Vorstellungsgespräch gegeben hatte.

Aber mit etwas Glück befanden sie sich ja gerade in einem Funkloch oder sogar schon in der Luft. Ob die Kamera auch Aufzeichnungen machte? Und wenn ja, wie lange wurden sie gespeichert? Das wäre mal interessant gewesen, doch ich bezweifelte, dass ich diese Information im Ordner finden würde.

Die Erkenntnis war beunruhigend. Vielleicht wurde ich gerade in diesem Moment beobachtet.

Und so kam es mir fast wie Schauspielerei vor, als ich Petra fest an mich drückte und ihr zitternd einen Kuss auf den Kopf gab. Ich spürte die leichte Vertiefung der Fontanelle, den weichen, zerbrechlichen Babyschädel – fast, aber noch nicht ganz, zusammengewachsen.

»Mach das nicht noch mal«, sagte ich streng, während mir immer noch das Adrenalin durch die Adern pumpte. Im Versuch, Normalität wiederherzustellen, ging ich mit ihr zur Spüle und wischte ihr übers Gesicht. Ich versuchte meinen Atem zu beruhigen und mich zu erinnern, was ich vorgehabt hatte, bevor Petra mir den Schreck meines Lebens einjagte.

Es war kurz nach eins. Laut dem Ordner sollte Petra »zwischen 12:30 und 13:00« essen und um zwei Mittagsschlaf machen. Doch sie war jetzt schon quengelig und rieb sich die Augen. Ich ging im Kopf den Zeitplan durch und überlegte, was zu tun war. In der Kita wurden alle Kinder direkt nach dem Mittagessen oder kurze Zeit später in ihre Bettchen gelegt.

Einerseits wollte ich nicht gleich den gewohnten Ablauf durcheinanderbringen, andererseits war es auch keine gute Idee, ein knatschiges Baby länger als nötig wach zu halten. Manche Kinder wurden umso aufgekratzt, je erschöpfter sie waren, was sich spätestens in der Nacht rächen würde. Unschlüssig blickte ich auf ihren Kopf hinunter, überlegte hin und her. Ein ruhiges Stündchen, um Maddie und Ellie aufzuspüren, kam mir eigentlich sehr gelegen. Es wäre auf jeden Fall leichter ohne ein Quengelpaket im Arm.

Missmutig rieb sich Petra mit ihrer kleinen runden Faust die Augen und schluchzte müde auf. Meine Entscheidung war gefallen.

»Na, dann komm«, sagte ich und brachte sie nach oben.

In ihrem Zimmer waren die Verdunkelungsvorhänge schon zugezogen. Wie im Ordner angewiesen aktivierte ich das Leuchtmobile über dem Bett und legte Petra vorsichtig auf den Rücken. Sofort wälzte sie sich auf den Bauch und drückte das Gesicht in die Matratze. Ich setzte mich still neben sie und ließ eine Hand auf dem strampelnden Körper liegen, während die sanfte Lichtshow über Decke und Wände lief. Petra grummelte noch ein bisschen weiter, doch die Abstände zwischen den Schluchzern wurden immer größer und ich wusste, sie würde jeden Moment wegdämmern.

Als ich sicher war, dass sie schlief, stand ich vorsichtig auf und legte ihr die Hasen-Kuscheldecke auf die Hand, sodass sie sie finden würde, wenn sie zwischendurch aufwachte. Bei der Berührung zuckte sie und ihre Finger griffen nach dem Stoff, aber sie wachte nicht auf, wie mir das leise Schnarchen verriet. Ich seufzte erleichtert und nahm das Babyfon von der Bettkante, klemmte es mir an den Gürtel und schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer.

Im Haus war es ganz still. Auf dem Treppenabsatz blieb ich stehen und lauschte, doch es waren keine Schritte und kein Lachen zu hören.

Wo steckten die beiden?

In Sandra und Bills Schlafzimmer war ich zwar noch nicht gewesen, wusste aber, dass man aus dem Fenster auf die Auffahrt blicken würde. Ich zögerte kurz, dann fasste ich mir ein Herz und öffnete die Tür.

Im ersten Moment verschlug es mir den Atem. Der Raum war riesig. Sie mussten dafür mindestens zwei Zimmer zusammengelegt haben, vielleicht waren es sogar mal drei gewesen. Auf dem silbergrauen Teppichboden stand ein riesiges, weiß bezogenes Bett mit prallen Kissen und ihm gegenüber ein aus Stein gemeißelter Kamin. Drei hohe Fenster gingen zur Vorderseite des Hauses hinaus. Eins stand einen Spaltbreit offen, und die Musselgardinen wehten in der Brise.

Einige Schubladen waren nicht ganz zu und die Tür zum Wandschrank bloß angelehnt, doch trotz aller Neugier widerstand ich dem Drang, hineinzuschauen, als ich daran vorbei zum Fenster ging. Wer weiß, vielleicht schauten ja Sandra und Bill gerade zu, und auch wenn ich einen guten Grund hatte, ihr Zimmer zu betreten, gab es wirklich keinen, um in ihren Schränken rumzuwühlen.

Ich blickte aus dem Fenster auf die Auffahrt. Sie war leer, von Ellie weit und breit keine Spur. Ich wusste nicht, ob ich erleichtert sein sollte. Wenigstens würde sie so nicht von Jack überfahren, wenn der mit dem Tesla zurückkam. Aber wo steckte sie? Sandra hatte sehr entspannt gewirkt, was das Weglaufen ins Wäldchen betraf, aber mir war mehr als unwohl bei der Sache – in der Kita mussten wir vor jedem Ausflug in den Park und jedem Herummatschen mit Haferflocken eine Risikoanalyse durchführen,

und hier wimmelte es vor Risiken, von denen ich nicht einmal etwas ahnen konnte. Was, wenn es einen Teich auf dem Gelände gab? Oder die Umzäunung durchlässig war und die Kinder auf die Straße rannten? Was, wenn ein Hund –

Hier brach ich meine Litanei der Schreckensszenarien ab.

Die Hunde. Ich hatte ganz vergessen, Sandra zu fragen, ob ich für sie verantwortlich war, aber so oder so konnte ein extra Spaziergang bestimmt nicht schaden. Vielleicht könnten sie die Kinder aufspüren. Zumindest hätte ich eine Ausrede, mich im Wald herumzutreiben, ohne allzu hilflos zu wirken. Ich musste schließlich als Autoritätsperson auftreten, sonst würden sie mir nur noch auf der Nase herumtanzen.

Ich verdrängte den Gedanken daran, was erst wäre, wenn mit Rhiannon auch noch ein Teenager mitmischte. Hoffentlich war Sandra bis dahin zurück, um mir Rückendeckung zu geben.

Die Hunde lagen in ihren Körbchen und hoben erwartungsvoll den Kopf, als ich mit den Leinen reinkam.

»Gassi!«, rief ich munter, und mit einem Satz standen sie vor mir. »Fein, ganz fein ... ähm ... Claude«, redete ich dem einen zu, während ich versuchte, die Leine in sein Halsband einzuklicken, was nicht einfach war, weil beide Tiere vor Aufregung im Dreieck sprangen. In Wahrheit konnte ich sie immer noch nicht auseinanderhalten. Irgendwann hatte ich beide Hunde angeleint, und mit einer Handvoll Leckerlis in der Tasche – für den Fall der Fälle – zog ich los, durch die Hintertür und über den kopfsteingepflasterten Hof, vorbei an den alten Stallungen und runter in Richtung Wäldchen.

Es war ein herrlicher Tag. Trotz meiner wachsenden Sorge um die Mädchen fühlte ich mich beschwingt, als ich einem gewundenen, undeutlich markierten Pfad zwischen den Bäumen hindurch folgte.

Die Hunde zerrten an den Leinen. Die Sonne schien durch die Baumkronen und die Staubkörnchen, die wir aufwirbelten, und die Pollen, die durch die stille Luft schwebten, flirrten in ihrem Licht.

Da die Hunde genau zu wissen schienen, wo sie hinwollten, überließ ich ihnen die Führung. Wahrscheinlich wunderten sie sich, dass sie in ihrem eigenen Garten an der Leine laufen mussten, aber damit mussten sie sich abfinden. Es war unwahrscheinlich, dass sie auf mich hören würden, und ich durfte nicht riskieren, dass sie mir auch noch entwischten.

Es ging bergab und wir mussten uns dem Ende der Auffahrt nähern, auch wenn ich sie durch die Bäume nicht sehen konnte. Als hinter mir ein Zweig knackte, drehte ich mich erschrocken um, doch da war niemand. Es musste ein Tier gewesen sein, vielleicht ein Fuchs.

Schließlich erreichten wir eine kleine Lichtung und mein Magen zog sich zusammen, denn hier war genau das, was mir seit dem Verschwinden der Mädchen Angst gemacht hatte: ein Teich. Nicht besonders tief, aber doch tief genug, dass ein Kind darin ertrinken konnte. Das Wasser war torfbraun und brackig und die Oberfläche von einem öligen Film aus faulenden Kiefernadeln bedeckt. Als ich vorsichtig mit einem Stock hineinstach, trieben kleine Blasen nach oben, aber es war nur im Boden eingeschlossene Luft. Zu meiner Erleichterung schien das Wasser unberührt bis auf die kleinen Schlammstrudel, die ich mit meinem Stock aufgewirbelt hatte. Na ja ... fast unberührt. Auf der anderen Seite entdeckte ich Schuhabdrücke mit Rutschspuren wie von zwei kleinen Mädchen, die hier am Ufer gespielt hatten. Die Spuren sahen relativ frisch aus und führten bis an den Wasserrand, wurden im weichen Schlamm immer tiefer, drehten dann aber ab und führten zurück ins Dickicht. Ich verfolgte sie einige Meter weit, bis der Boden zu hart für

Abdrücke wurde. Auf jeden Fall aber handelte es sich um zwei Schuhpaare, also waren die beiden vermutlich zusammen und in Sicherheit.

Die Hunde winselten und zerrten an den Leinen, wollten unbedingt im schlammigen Teich herumtollen – aber nicht mit mir. Es war schon genug los an meinem ersten Tag und ich hatte ganz sicher keine Lust, auch noch zwei verdreckte Hunde zu baden.

In der Richtung, in die die Fußspuren wiesen, gab es keinen Pfad durch den Wald, aber ich versuchte so gut wie möglich, den Kurs beizubehalten, als plötzlich ein Schrei die Luft zerriss. Ich blieb wie angewurzelt stehen, und zum zweiten Mal an diesem Tag hämmerte mir das Herz in der Brust, während die Hunde wild kläffend um mich herumsprangen.

Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich tun sollte, und blickte panisch um mich. Der Schrei hatte sich ganz nah angehört, aber es war niemand zu sehen, und durch das Gebell hätte ich auch keine Schritte hören können. Dann aber ertönte der Schrei erneut, langgezogen und unerträglich schrill, und plötzlich begriff ich.

Ich zog das Babyfon aus der Tasche und sah die Lampe im Rhythmus mit den gurgelnden Schreien aufleuchten und erlöschen.

Wie gelähmt stand ich da, das Babyfon in der Hand und die Hundeleinen ums Handgelenk. Dann fiel mir die Kamera ein.

Mit zitternden Fingern zückte ich mein Handy und öffnete die Haussteuerungs-App.

Willkommen bei Happy, Rowan, stand auf dem Startbildschirm, der sich quälend langsam aufbaute. *Mit Happy im Haus bist du happy zuhaus!* Und dann, zu meiner Verzweiflung: *Aktualisierung der Nutzerrechte. Bitte haben Sie einen Augenblick Geduld.*

Ich fluchte, steckte Handy und Babyfon wieder ein und rannte los.

Der Weg zurück war weit und führte einen Hang hoch, und als ich schließlich den Schutz der Bäume verließ und das Haus vor mir sah, war ich längst außer Atem. Die Hunde hatten mir schon vor einer Weile die Leinen aus den tauben Fingern gerissen und sprangen bellend über die Wiese, für sie war unser Wettlauf ein großer Spaß.

Am Haus angekommen sah ich sofort, dass die Eingangstür einen Spalt offen stand, dabei wusste ich, dass sie zu gewesen war – ich war durch die Hintertür rausgegangen und hatte diese extra aufgelassen, für den Fall, dass Maddie und Ellie zurückkehren würden. Mir wurde schlecht vor Angst. Was hatte ich getan? Was war mit Petra passiert?

Meine Angst war so groß, dass ich mich fast nicht traute, oben nachzusehen. Doch ich riss mich zusammen, ließ die Hunde in ihre Leinen verheddert im Flur zurück und stürzte die Treppe hinauf. Dann endlich stand ich zitternd vor Petras Zimmer.

Die Tür war noch zu, wie ich sie zurückgelassen hatte. Ich unterdrückte ein Schluchzen, nahm meinen ganzen Mut zusammen, öffnete vorsichtig die Tür – und stutzte.

Petra schlief in ihrem Bettchen, die Arme ausgestreckt, die Augen mit den dichten dunklen Wimpern fest geschlossen. Mit der linken Hand umklammerte sie den Hasen und hatte sich offensichtlich nicht einen Millimeter bewegt, seit ich sie schlafen gelegt hatte.

Es ergab keinen Sinn.

Meine Selbstkontrolle reichte gerade noch aus, um mich leise aus dem Zimmer zu schleichen und die Tür hinter mir zu schließen. Dann ließ ich mich zu Boden sinken, das knubbelige Treppengeländer im Rücken, das Gesicht in den Händen. Ich musste mich beherrschen, um nicht laut aufzuschluchzen – vor Schock und vor Erleichterung. Ich hörte das Pfeifen meiner Lunge

beim Versuch, genug Sauerstoff einzuatmen, um meinen donnernden Puls zu beruhigen.

Mit zitternden Fingern nestelte ich das Spray aus meiner Tasche, inhalierte tief und begann zu grübeln. Was war gerade passiert?

War das Geräusch also doch nicht aus dem Babyfon gekommen? Aber das war unmöglich – schließlich war da noch das Lämpchen, das anzeigte, wenn das Baby weinte, falls man aus irgendeinem Grund den Ton leise gestellt hatte oder nicht hören konnte. Das Lämpchen hatte geleuchtet, daran gab es nichts zu rütteln. Und das Geräusch war durch den Lautsprecher gekommen, da war ich mir ganz sicher.

Und wenn Petra einen Albtraum gehabt und im Schlaf geschrien hatte? Im Rückblick ergab auch das keinen Sinn. Es hatte ja nicht mal wie ein Baby geklungen, auch deshalb war ich so in Panik geraten. Was ich gehört hatte, war nicht das quengelige Weinen gewesen, das ich aus der Kita so gut kannte, sondern lange, gellende Angstschreie wie von einem viel älteren Kind oder sogar einem Erwachsenen.

»Hallo?«

Die Stimme kam von unten, ich fuhr zusammen und mein Puls schoss in die Höhe. Es war eine Frauenstimme. Ich stand auf und beugte mich über das Geländer.

»Hallo? Wer ist da?« Meine Stimme klang nicht so respekt einflößend wie beabsichtigt, sondern piepsig und unsicher. »Wer sind Sie?« Dann waren Schritte zu hören und eine Frau erschien im Flur. Sie blickte zu mir hoch.

»Sind Sie das neue Kindermädchen?«

Sie war zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt, rotgesichtig, mollig und ziemlich klein, aber vielleicht täuschte mich meine Perspektive auch. Insgesamt eine mütterliche Erscheinung, aber ihre

Stimme und die verkniffene Miene drückten keine Wärme aus, im Gegenteil. Vielmehr unverhohlene Geringschätzung.

Ich hatte noch Blätter im Haar, und jetzt beim Runtergehen fielen mir auch die Matschspritzer auf dem Teppich auf, die ich hinterlassen hatte, als ich in Petras Zimmer stürzte.

An meiner Bluse waren zwei Knöpfe aufgegangen, die ich hastig zumachte. Ich räusperte mich verlegen. Mein Gesicht war immer noch ganz heiß von dem Schreck und der Anstrengung.

»Äh, hallo. Ja. Ja, ich bin Rowan Caine. Und Sie müssen ...«

»Jean McKenzie.« Sie musterte mich abschätzig von oben bis unten, dann schüttelte sie den Kopf. »Ihre Sache, Miss, aber ich halt nix davon, Kinder auszusperren, und ich glaube, Mrs Elincourt tät's auch nicht gefallen.«

»Aussperren?« Ich war verwirrt. »Wieso?«

»Die Kinder saßen durchgefroren in ihren Sommerkleidchen draußen auf den Stufen, als ich gekommen bin.«

»Aber ... Moment –« Ich hielt beschwichtigend die Hand hoch. »Warten Sie. Ich habe niemanden ausgesperrt. Sie sind vor mir weggelaufen. Ich bin sie suchen gegangen und habe extra die Hintertür offen gelassen.«

»Als ich kam, war die zu«, sagte Jean kühl.

Ich schüttelte den Kopf. »Dann muss sie zugefallen sein, abgeschlossen habe ich nicht. Würde ich nie tun.«

»Als ich kam, war sie *verschlossen*«, beharrte sie.

Wut stieg in mir auf. Bezichtigte sie mich etwa der Lüge? »Na ja ... vielleicht hat da irgendwas geklemmt«, sagte ich schließlich. »Ist alles in Ordnung mit den beiden?«

»Ja, wir essen gerade einen Happen in der Küche.«

»Sind Sie denn –« Ich brach ab, suchte nach einer Formulierung, die mich nicht noch schlechter dastehen lassen würde. Aus welchem

Grund auch immer, diese Frau schien mich nicht leiden zu können, und ich durfte ihr keine Munition liefern, um mich bei Sandra zu verraten. »Ich bin zurückgekommen, weil ich über das Babyfon Weinen gehört hatte. Haben Sie Petra gehört?«

»Die hat keinen Piep von sich gegeben«, sagte Jean. »Ich hab alle die ganze Zeit im Auge gehabt« – ganz im Gegensatz zu Ihnen, lautete die unterschwellige Botschaft – »und ich hätt's gehört, wenn sie geweint hätte.«

»Maddie vielleicht? Oder Ellie? War eine von ihnen oben?«

»Die waren mit mir in der Küche«, sagte Jean, die inzwischen richtig gereizt klang. »So und jetzt nix für ungut, aber ich muss da wieder hin. Die kann man nicht mit dem Ofen allein lassen, so klein, wie die sind.«

»Natürlich.« Die implizite Kritik war mir nicht entgangen und ich merkte, wie ich rot wurde. »Bitte, das ist doch mein Job. Ich mache das Mittagessen.«

»Ich hab ihnen schon was gegeben. Die armen Dinger waren völlig ausgehungert, brauchten was Warmes im Magen.«

Mein Geduldsfaden, sowieso schon straff gespannt von dem stressigen Morgen, drohte zu reißen.

»Hören Sie, Mrs ...« Ich suchte nach dem Namen, dann fiel er mir wieder ein. »... McKenzie, wie ich bereits sagte, hatte ich die Mädchen nicht ausgesperrt, sondern sie waren weggelaufen. Und wenn sie jetzt etwas hungrig und ängstlich vor der Tür warten mussten, überlegen sie es sich vielleicht demnächst zweimal, bevor sie abhauen. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss an die Arbeit.«

Ich schob mich an ihr vorbei und spürte ihren bohrenden Blick in meinem Rücken, als ich mit entschlossenen Schritten in Richtung Küche ging.

Dort saßen Maddie und Ellie an der Frühstückstheke und ließen sich Schokokekse und Saft schmecken, neben der Spüle stand ein Teller mit Pizzaresten. Ich war sauer. Alles Nahrungsmittel von Sandras »Ab und zu«-Liste, dabei hatte ich selbst vorgehabt, die beiden am Nachmittag mit ein paar Keksen vor dem Fernseher zu parken. Das konnte ich jetzt vergessen, nun stand Mrs McKenzie als die Liebe da und ich war die doofe Nanny, die sie erst ausgesperrt hatte und ihnen jetzt auch noch gesundes Essen einflößen würde.

Ich schluckte meinen Ärger hinunter und rang mir ein Lächeln ab.

»Na, Mädels – habt ihr Verstecken gespielt?«

»Ja«, sagte Ellie kichernd, doch dann fiel ihr unser Zank wieder ein und sie hielt mir mit vorwurfsvollem Blick den Arm hin. »Du hast mir wehgetan.«

Zu meiner Bestürzung war da tatsächlich ein ringförmiger Bluterguss um ihr blasses, spindeldürres Handgelenk.

Ich spürte, wie ich rot anlief.

Ich wollte noch mit ihr diskutieren, aber dann hätte Mrs McKenzie es mitbekommen, und ich hatte beide an dem Tag schon genug gegen mich aufgebracht. Besser, ich schluckte meinen Stolz hinunter.

»Das tut mir sehr leid, Ellie.« Ich beugte mich zu ihr vor, sodass mein Kopf auf ihrer Höhe war, und sprach leise, damit Mrs McKenzie nichts hörte. »Das war wirklich keine Absicht. Ich hatte mir Sorgen gemacht, dass du dich da auf dem Boden verletzt. Aber ich entschuldige mich von Herzen, wenn ich deinen Arm dabei zu fest gehalten habe. Es war ein Versehen und es tut mir unendlich leid. Können wir trotzdem Freunde sein?«

Ellie zögerte, schien es sich zu überlegen, doch plötzlich zuckte sie zusammen und fiepte leise.

Unter der Theke schnellte Maddies Hand zurück in ihren Schoß.

»Maddie«, sagte ich mit ruhiger Stimme, »was war das da eben?«

»Nichts«, antwortete sie kaum hörbar, mehr zu ihrem Teller als zu mir.

»Ellie?«

»Nichts«, sagte Ellie, doch sie rieb sich den Arm und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Glaub ich dir nicht. Zeig mal deinen Arm.«

»Nichts!«, rief Ellie energisch. Sie zog den Ärmel ihrer Strickjacke runter und warf mir einen anklagenden Blick zu. »Nichts, hab ich gesagt, geh weg!«

»Okay.«

Ich stand auf. Meine Chance mit Ellie war vertan, jedenfalls für den Moment. Das hatte ich Maddie zu verdanken.

Mrs McKenzie stand mit verschränkten Armen neben der Frühstückstheke und beobachtete die Szene. Dann faltete sie das Küchenhandtuch und hängte es über den Ofengriff.

»Also dann, ihr Kleinen, ich mach mich wieder auf den Weg«, sagte sie. Den Kindern gegenüber klang ihre Stimme viel weicher und freundlicher. Sie bückte sich und drückte beiden einen Kuss auf den Schopf. »Und eurer kleinen Schwester gebt ihr einen Kuss von mir, ja?«

»Ja, Mrs M«, sagte Ellie gehorsam. Maddie sagte nichts, doch sie drückte Mrs McKenzie fest und sah ihr fast sehnsüchtig hinterher, als diese zur Tür ging.

»Tschüss, ihr zwei«, rief sie, dann war sie weg. Draußen hörte ich, wie ein Wagen startete und davonfuhr.

Allein mit den beiden Mädchen in der Küche fühlte ich mich auf einmal richtig ausgelaugt und ließ mich auf einen Sessel in der Ecke fallen. Es war zum Heulen. Was hatte ich mir mit den zwei

Giftzwergen bloß aufgehalst? Doch irgendwie konnte ich sie auch verstehen. Wer weiß, wie ich reagiert hätte, wenn man mich eine Woche mit einer Wildfremden allein gelassen hätte.

Noch einmal wollte ich die Kinder heute nicht verlieren, also beschloss ich, während sie ihre Kekse aufmümmelten, die Haustür abzuschließen. Dass es kein Schlüsselloch gab, war mir ja schon bei meinem ersten Besuch aufgefallen, aber das Touchpanel im Mauerwerk verfügte über einen Fingerabdrucksensor – Sandra hatte am Morgen meinen Daumenabdruck in der App programmiert und mir gezeigt, wie es funktionierte.

Auf der Innenseite der Haustür befand sich ein identisches Bedienfeld, das ich vorsichtig antippte, woraufhin ein Raster mit Symbolen aufleuchtete. Sachte, wie Sandra es vorgemacht hatte, tippte ich auf den großen Schlüssel und im nächsten Moment schoben sich die schweren Riegel im Innern der Tür klackend ins Schloss. Es war ein dramatisches, irgendwie unheimliches Geräusch, fast wie beim Abschließen einer Zellentür. Aber zumindest war die Haustür jetzt gesichert. Ohne Trittleiter würden Maddie und Ellie nicht an das Touchpanel heranreichen, und wahrscheinlich könnten sie das Schloss sowieso nicht bedienen, da Sandra ihre Fingerabdrücke bestimmt nicht einprogrammiert hatte.

Dann ging ich in den Hauswirtschaftsraum. Die Hintertür war nur mit einem normalen Schloss mit Schlüssel gesichert – vielleicht war Sandra und Bill das Geld ausgegangen oder der Dienstboteneingang war ihnen nicht so wichtig. Oder es gab einen praktischen Grund, warum wenigstens eine Tür mechanisch funktionieren musste. Vielleicht wegen Bauvorschriften oder als Notausgang bei Stromausfall. So oder so war es eine Erleichterung, zur Abwechslung mal eine Technik vor mir zu haben, die man als Durchschnittsmensch ohne weiteres bedienen konnte. Es fühlte sich

richtig gut an, den Schlüssel im Schloss zu drehen und ihn dann auf dem Türrahmen abzulegen, wie im Ordner angewiesen. Alle Schlüssel für traditionell verschließbare Türen werden auf dem Türrahmen aufbewahrt, damit sie im Notfall schnell verfügbar, aber außer Reichweite für die Kinder sind. Es war beruhigend, ihn dort zu sehen, hoch oben und unerreichbar für kleine Hände.

Zufrieden ging ich zurück in die Küche und setzte mein strahlendstes, nettestes Lächeln auf.

»Also, Mädels, wie wär's, wenn wir jetzt zusammen einen Film schauen. ›Frozen‹ vielleicht? ›Vaiana?‹«

»Ja, ›Frozen!‹«, rief Ellie, aber Maddie fuhr dazwischen.

»›Frozen‹ finden wir doof.«

»Ach, echt?«, fragte ich mit übertrieben skeptischem Unterton.
»Ehrlich? Ich find ›Frozen‹ nämlich super. Ich kenne sogar eine Mitsing-Version von ›Frozen‹, wo die Texte auf dem Bildschirm laufen, und ich bin richtig gut im Mitsingen!«

Hinter Maddies Rücken sah ich Ellie, die traurig wirkte, sich aber offenbar nicht traute, ihrer Schwester zu widersprechen.

»Wir finden ›Frozen‹ doof«, wiederholte Maddie stur. »Komm, Ellie, wir gehen in unser Zimmer, spielen.«

Und damit rutschte sie von ihrem Stuhl hinunter und stapfte los, unter dem verdatterten Blick der Hunde. Im Türrahmen blieb sie stehen und nickte ihrer Schwester auffordernd zu. Ellies Unterlippe zitterte.

»Wollen wir den Film trotzdem gucken, Ellie?«, fragte ich in vergnügtem Ton. »Wir können ihn zusammen schauen, nur wir zwei. Soll ich Popcorn machen?«

Ellie zögerte, doch dann verhärtete sich ihr Ausdruck und sie schüttelte den Kopf, ließ sich vom Hocker rutschen und rannte ihrer Schwester hinterher.

Ihre Schritte verhallten auf der Treppe und ich seufzte und beschloss, mir einen Tee zu machen. Wenigstens hätte ich eine halbe Stunde Zeit, um mir zu überlegen, wie ich mit der Situation umgehen sollte.

Aber ich hatte noch nicht mal den Wasserkocher gefüllt, als auf einmal ein Knistern aus dem Babyfon ertönte und gleich darauf Babygeschrei. Petra war wach und meine Pause vorbei.

Na gut. Wer rastet, der rostet.

Worauf hatte ich mich bloß eingelassen?

Ich weiß, ich schweife ab. Und Sie fragen sich sicher, wann ich zum Punkt komme – wann ich endlich erzähle, wie ich hier gelandet bin und warum ich hier nicht hingehöre.

Das kommt noch, versprochen. Aber die Situation lässt sich nicht kurz und knapp erklären. Das war auch das Problem mit Mr Gates. Er hat mir nicht die Zeit gelassen, zu schildern, wie sich alles entwickelte – all die kleinen Dinge, die schlaflosen Nächte, die Isolation, die Einsamkeit und der Wahnsinn des Hauses, die Kameras und der ganze Rest. Damit Sie es verstehen, muss ich beschreiben, wie es dazu kam. Tag für Tag, Nacht für Nacht, Stück für Stück.

Nur klingt das, als würde ich etwas aufbauen – wie ein Haus oder ein Puzzle. Stück für Stück. In Wirklichkeit war es genau andersherum. Stück für Stück fiel alles in sich zusammen.

Und das erste Stück war dieser Abend.

Es war gar nicht mal der schlimmste, aber ein guter Abend war es nicht.

Petra wachte schlecht gelaunt und quengelig von ihrem Mittagsschlaf auf, und Maddie und Ellie weigerten sich den ganzen Nachmittag, ihr Zimmer zu verlassen. Nicht einmal zum Abendessen kamen sie runter, unbeeindruckt von meinen Ultimaten. *Es gibt keinen Nachtsch, wenn ihr nicht bei fünf unten seid ... eins ... zwei ... drei ...* immer noch keine Schritte auf der Treppe ... *vier ... viereinhalb ...*

Als ich viereinhalb sagte, wusste ich, dass ich verloren hatte.

Sie würden nicht kommen.

Kurz spielte ich sogar mit dem Gedanken, sie einfach zu holen. Ellie war klein genug, dass ich sie mir einfach schnappen und runtertragen konnte – aber ich war zum Glück noch so weit bei Verstand, um zu wissen, dass es kein Zurück gäbe, wenn ich damit

erst mal anfinge. Davon abgesehen war nicht Ellie das Problem, sondern Maddie, und eine tobende, strampelnde Achtjährige konnte ich niemals eigenhändig nach unten befördern, geschweige denn dazu zwingen, sich hinzusetzen und etwas zu essen, wenn ich sie erst einmal in der Küche hatte.

Am Ende knickte ich ein und brachte ihnen, nachdem ich Sandras Menüplan für die Woche konsultiert hatte, Nudeln mit Pesto nach oben. Als ich an der Zimmertür klopfte und Maddies strenges »Geh weg!« hörte, dachte ich voll Bitterkeit daran, wie lammfromm die beiden Jean McKenzies Schokokekse weggefuttert hatten.

»Ich bin's«, rief ich kleinlaut. »Ich hab Nudeln gemacht. Ich stell sie hier vor der Tür ab. Aber Petra und ich sind unten und essen Eis, falls ihr noch Nachtisch wollt.«

Und dann zog ich ab. Was blieb mir anderes übrig?

Unten in der Küche versuchte ich, Petra davon zu überzeugen, nicht mit Nudeln um sich zu werfen, während ich Maddie und Ellie über das iPad beobachtete. Meine Login-Daten erlaubten mir Zugriff auf die Kameras im Zimmer der Mädchen, im Spiel- bzw. Fernsehzimmer, in der Küche und draußen sowie auf die Beleuchtung und Musik in einigen der anderen Zimmer, aber links befand sich eine ganze Spalte mit Einstellungen, die ausgegraut und damit gesperrt waren. Dafür brauchte man vermutlich Sandras Zugangsdaten.

Mir war zwar immer noch nicht ganz wohl dabei, den Kindern so nachzuspionieren, aber ich kam langsam dahinter, wie praktisch es war. So konnte ich von meinem Platz in der Küche aus zusehen, wie Maddie in Richtung Tür ging, dann zurück ins Bild kam und dabei das Tablett über den Teppichboden zog.

Ich sah, wie Ellie auf Maddies Aufforderung hin an dem kleinen Tisch in der Zimmermitte Platz nahm, wie Maddie die Teller darauf

abstellte und sich dann ihrer Schwester gegenüber setzte. Auch ohne Ton war klar, dass sie Ellie herumkommandierte und sie anwies aufzuessen – Ellies abwehrenden Gesten nach zu urteilen versuchte Maddie gerade, sie dazu zu bringen, die Erbsen zu probieren, die ich ins Pesto gemischt hatte. Es war rührend mitanzusehen und mir zog sich das Herz ein bisschen zusammen. Ach, Maddie, wollte ich sagen. Es könnte ganz anders sein. Wir müssen doch keine Feinde sein.

Doch darauf lief es, zumindest für den Moment, anscheinend hinaus.

Nach dem Essen badete ich Petra und lauschte mit halbem Ohr den Klängen aus irgendeinem Hörbuch, das gerade in Maddie und Ellies Zimmer lief. Dann legte ich Petra schlafen, oder versuchte es jedenfalls.

Wie schon am Mittag folgte ich dabei den Anweisungen aus dem Ordner, doch diesmal klappte es nicht. Petra maulte und schlug um sich und riss sich die Windel ab, und kaum hatte ich sie wieder befestigt und ihr den Schlafanzug hinten zugeknöpft, damit sie ihn nicht aufbekam, brach sie in lautes, anhaltendes Weinen aus.

Über eine Stunde tat ich alles wie beschrieben, blieb geduldig neben ihr sitzen, eine Hand auf ihrem Rücken, lauschte den beruhigend sich wiederholenden Klängen des Leuchtmobils und sah den kreisenden Lichtern an der Decke zu. Aber es half nichts. Petra brüllte sich weiter in Rage, ihre Schreie wurden immer schriller, immer hysterischer.

Während ich dasaß und sie streichelte und dabei hoffte, dass der Krampf in meinem Handgelenk sich nicht auf sie übertrug, blickte ich immer wieder nervös zur Kamera an der Decke. Vielleicht wurde ich in diesem Moment beobachtet. Ich stellte mir bildlich vor, wie Sandra bei einem Geschäftsempfang angespannt am Champagner nippte,

während sie den Livestream aus dem Babyzimmer verfolgte. Wahrscheinlich würde sie jeden Moment anrufen und fragen, was zum Teufel bei uns los war.

Laut Ordner sollte ich Petra zwar nicht mehr aus dem Bett holen, nachdem das Licht aus war, aber das mit dem Liegenlassen schien auch nicht zu funktionieren. Am Ende nahm ich sie hoch, legte sie an meine Schulter und lief eine Weile im Zimmer auf und ab, doch sie heulte nur weiter, strampelte und drückte immer wieder den Rücken durch, als wollte sie sich unbedingt aus meinem Griff befreien. Also setzte ich sie zurück ins Bett, wo sie sich sofort am Gitter hochzog und wild schluchzend das kleine rote Gesicht gegen die Stäbe presste.

Ich konnte nichts tun, meine Gegenwart schien sie nur noch wütender zu machen.

Mit einem letzten schuldbewussten Blick in die Kamera gab ich schließlich auf.

»Schlaf gut, Petra«, verabschiedete ich mich und ging aus dem Zimmer. Die Tür zog ich fest hinter mir zu und während ich mich über den Flur entfernte, wurde das Weinen immer leiser.

Es war schon nach neun und ich fühlte mich völlig ausgelaugt. Am liebsten wäre ich gleich runtergegangen, ich sehnte mich nach einem Glas Wein, aber natürlich musste ich erst nach Maddie und Ellie sehen.

Von drinnen war kein Mucks zu hören, und als ich durchs Schlüsselloch blickte, war alles schwarz. Hatten sie das Licht schon ausgemacht? Ich wollte erst klopfen, aber entschied mich dagegen, vielleicht waren sie ja schon am Einschlafen.

Stattdessen drehte ich am Knauf, so leise ich konnte, und drückte sanft gegen die Tür. Sie ging einen winzigen Spalt auf, dann traf sie auf einen Widerstand.

Verwundert drückte ich ein bisschen fester. Plötzlich ein Krachen, ein Poltern, als ob hinter der Tür etwas einstürzte. Ich hielt den Atem an, rechnete mit Gezeter und Geschrei, doch nichts kam – die beiden mussten wirklich tief schlafen.

Vorsichtig schob ich mich durch den Türspalt und machte die Handytaschenlampe an, um die Verwüstung in Augenschein zu nehmen. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Die beiden hatten tatsächlich das gesamte bewegliche Mobiliar – Tisch und Stühle, Bücher, Kissen und Teddys – zu einer Barrikade aufgetürmt. Es war amüsant und herzerreißend zugleich. Vor was wollten sie sich schützen? Vor mir etwa?

Als ich das Handylicht durch den Raum schwenkte, sah ich, dass sie auch eine der Nachttischlampen aus der Steckdose gezogen und zum Turmbau verwendet hatten. Jetzt lag sie auf dem Boden, der Lampenschirm eingedellt, aber die Birne noch intakt. Vorsichtig versuchte ich den Schirm zu glätten, steckte die Lampe wieder ein und stellte sie auf Ellies Nachttisch. Im sanften rosa Schein lagen die beiden aneinandergekuschelt in Maddies Bett und sahen aus wie zwei kleine Engel. Maddie hielt ihre Schwester von hinten im Arm, umklammerte sie regelrecht, und ich überlegte, ob ich probieren sollte, ihren Griff ein wenig zu lockern, ließ es aber dann bleiben. Bei dem Krach konnte ich von Glück reden, dass sie nicht aufgewacht waren, und dieses Glück wollte ich lieber nicht herausfordern.

Am Ende schob ich gerade genug Gegenstände aus dem Weg, dass man durch die Tür rein- und rausschlüpfen konnte, ohne eine Lawine auszulösen. Dann ließ ich die beiden allein, aber nicht ohne die Lauschfunktion der Happy-App zu aktivieren, damit ich es hörte, wenn sie aufwachten.

Petra schluchzte immer noch, als ich auf Zehenspitzen an ihrem Zimmer vorbeischlich, aber leiser als zuvor, und obwohl es mir das

Herz brach, schaute ich nicht hinein. Ich sagte mir, dass sie sich ohne mich eher beruhigen würde. Außerdem hatte ich seit dem Mittag nichts gegessen und getrunken – bei all dem Trubel war ich nicht dazu gekommen. Und jetzt knurrte mir richtig der Magen und mir war fast schwindlig vor Hunger.

Unten in der Küche steuerte ich direkt den Kühlschrank an. »Du hast nur noch wenig Milch«, sagte die Roboterstimme, kaum dass ich die Tür berührt hatte, und ich zuckte zusammen. »Soll ich Milch auf die Einkaufsliste setzen?«

»Äh ... ja«, stammelte ich. War es nicht ein Zeichen von Wahnsinn, wenn man mit Küchengeräten plauderte?

»Milch wurde der Einkaufsliste hinzugefügt«, sagte die Stimme vergnügt und wieder leuchtete die Liste auf dem Bildschirm in der Tür auf. »Happy Mahlzeit, Rowan!«

Am besten dachte ich gar nicht darüber nach, woher das Gerät wusste, wer vor ihm stand. Gesichtserkennung? Das nächste Mobiltelefon? So oder so war es mir nicht geheuer.

Auf den ersten Blick wirkte der Kühlschrankinhalt erschreckend gesund – eine große Schublade voll mit Grünzeug, frische Pasta, verschiedene Einmachgläser mit Dingen wie Kimchi und Harissa und eines, das dem Anschein nach Teichwasser, aber vermutlich doch Kombucha enthielt. Ganz hinten allerdings, hinter ein paar Bechern Biojoghurt, entdeckte ich einen Pizzakarton. Ich machte ihn auf und wollte die Pizza gerade in den Ofen schieben, als ich plötzlich an der Glasfront jenseits des Küchentischs ein Pochen hörte.

Ich fuhr zusammen und blickte mich erschrocken um. Es dämmerte schon, Regen prasselte gegen die Scheiben, und obwohl der Teil des Raums im Dunkeln lag, konnte ich draußen nichts erkennen außer den Tropfen, die an der riesigen Glaswand

herunterliefen. Ich dachte schon, ich hätte mir das Geräusch eingebildet oder dass vielleicht ein Vogel gegen die Scheibe geflogen war, als sich plötzlich im Zwielficht etwas bewegte, eine schwarze Silhouette vor dem grauen Hintergrund. Irgendwas – irgendwer – war da draußen.

»Wer ist da?«, rief ich, etwas forscher als beabsichtigt. Es kam keine Antwort und so ging ich um den Küchentisch herum auf das Fenster zu.

Hier gab es kein Touchpanel – jedenfalls sah ich keins, aber dann fiel mir die Sprachsteuerung ein.

»Licht an«, befahl ich und zu meiner Überraschung funktionierte es – über mir leuchtete plötzlich der riesige brutalistische LED-Kronleuchter auf. Das grelle Licht blendete und ich musste blinzeln, doch kaum hatten sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt, erkannte ich meinen Fehler. Mit dem Licht im Raum konnte ich nun draußen nichts mehr erkennen, nur noch meine eigene Reflexion in der Scheibe. Und wer auch immer da draußen stand, konnte mich dafür nun umso besser sehen.

»Licht aus«, befahl ich. Augenblicklich erloschen alle Lichter, der Raum war auf einen Schlag in pechschwarze Dunkelheit getaucht.

Fluchend tastete ich mich durch die Küche bis zum Touchpanel neben der Tür, um die Lichtstärke auf ein Mittelding zwischen netzhautverätzend und zappenduster zurückzusetzen. Meine Augen taten immer noch weh von der Blendung, doch als meine Finger das Bedienfeld endlich ertastet hatten, wagte ich einen Blick zurück zum Fenster und sah – oder täuschte ich mich? – an der Seite des Hauses etwas davonhuschen.

Die Pizza war im Ofen und während ich wartete, blickte ich immer wieder nervös über meine Schulter zum anderen Ende des Raums,

wo es dunkel war. Das Babyfon hatte ich stummgeschaltet, um Geräusche von draußen besser hören zu können, doch Petras Schluchzer drangen weiter durchs Treppenhaus nach unten, was meine Anspannung nicht gerade minderte.

Am liebsten hätte ich mir Musik angemacht, aber dann hätte ich den potenziellen Eindringling nicht mehr hören können.

Andererseits, was ich gehört und gesehen hatte, reichte nicht aus, um die Polizei zu rufen. Ein Schatten vor dem Fenster und ein Schlag gegen die Scheibe, vielleicht auch von einer Eichel oder einem Vogel ... nicht direkt der Stoff, aus dem Horrorfilme waren.

Etwa zehn, fünfzehn Minuten später – es fühlte sich länger an – hörte ich wieder ein Geräusch, diesmal seitlich vom Haus, ein Klopfen, auch die Hunde hatten es gehört und bellten los.

Ich bekam einen Schreck, doch diesmal klang das Klopfen irgendwie normaler und weniger hohl als vorher auf der Scheibe, und als ich in den Hauswirtschaftsraum ging, erkannte ich hinter der regennassen Scheibe in der Tür eine dunkle Silhouette. Die Gestalt sprach, es war eine männliche Stimme, kaum zu verstehen durch den rauschenden Regen.

»Ich bin's, Jack.«

Ich atmete auf.

»Jack!« Ich griff eilig nach dem Schlüssel auf dem Türrahmen, drehte ihn im Schloss, riss die Tür auf, und da stand er in seinem Regenmantel, leicht gebückt, die Hände in den Taschen. Wasser lief ihm von den Haaren und tropfte von seiner Nase.

»Jack, warst du das vorhin?«

»Wann vorhin?«, fragte er sichtlich verwundert. Ich war kurz davor, es zu erklären, doch ich besann mich eines Besseren.

»Ach, spielt keine Rolle. Was kann ich für dich tun?«

»Ich will nicht stören«, sagte er. »Wollte nur kurz vorbeischaun und hören, ob bei dir alles in Ordnung ist, es war ja dein erster Tag.«

»Danke«, sagte ich, verlegen beim Gedanken an den schrecklichen Nachmittag und an Petra, die wahrscheinlich noch immer ins Babyfon wimmerte. Dann fragte ich, einem Impuls folgend: »Willst du, äh – magst du vielleicht reinkommen? Die Kinder schlafen. Ich mache mir gerade was zu essen.«

»Bist du sicher?« Er blickte auf seine Uhr. »Es ist ziemlich spät.«

»Ja klar«, sagte ich und trat einen Schritt zurück, um ihn reinzulassen. Er blieb tropfend auf der Matte stehen und zog vorsichtig seine Schuhe aus.

»Tut mir leid, dass ich so spät noch reinschneie«, sagte er, als er mir in Richtung Küche folgte. »Eigentlich wollte ich früher kommen, aber ich musste den Rasenmäher noch zur Reparatur nach Inverness bringen.«

»Du hast ihn also nicht zum Laufen gekriegt?«

»Doch, aye, er ging wieder, aber gestern hat er schon wieder den Geist aufgegeben. Weiß auch nicht, was das Problem ist. Aber egal, ich bin nicht hier, um dich vollzujammern. Wie war's mit den Mädchen?«

»Es war –« Ich verstummte abrupt, als ich merkte, dass meine Unterlippe verräterisch zitterte. Ich wollte tapfer rüberkommen – was, wenn er Sandra und Bill Bericht erstattete? Aber es gelang mir nicht. Und wenn sie die Kameraaufnahmen sahen, wüssten sie sowieso bald Bescheid. Wie um mir recht zu geben, stieß Petra in diesem Moment einen langen, wimmernden Schrei aus, der so laut war, dass Jack sich zur Treppe umdrehte.

»Gott, wem mach ich was vor«, sagte ich gedrückt. »Es war schrecklich. Kaum wart ihr weg, sind die Mädchen abgehauen, und

ich bin sie im Wald suchen gegangen und dann kam diese Frau – wie heißt sie? Mrs McKinty?»

»Jean McKenzie«, sagte Jack. Er zog sich den Regenmantel aus und setzte sich an den langen Tisch, ich nahm am anderen Ende Platz. Ich wollte nur noch den Kopf auf die Arme legen und heulen, doch ich riss mich zusammen und brachte ein kleines gequältes Lachen zustande.

»Ja, die kam zum Saubermachen und fand dann die Mädchen, die vor der Haustür saßen und behaupteten, ich hätte sie ausgesperrt, was ich natürlich *nicht* getan hatte. Ich hatte extra die Hintertür offen gelassen. Sie hassen mich alle, Jack. Und Petra schreit schon seit über einer Stunde und ...«

Ein neuer Schrei, er wurde immer lauter, meine Anspannung immer größer.

»Bleib sitzen«, sagte Jack bestimmt, als ich Anstalten machte, aufzustehen, und drückte mich zurück in den Stuhl. »Vielleicht kann ich sie ja beruhigen. Sie ist wohl einfach noch nicht an dein Gesicht gewöhnt, das wird morgen schon besser sein.«

Es verstieß gegen alle Schutzbestimmungen, ein Kind einfach der Obhut eines anderen zu übergeben, aber ich war zu müde und zu verzweifelt, um zu widersprechen – außerdem, so sagte ich mir, hätten Sandra und Bill ihn sicher nicht so lange als Mitarbeiter behalten, wenn sie glauben würden, er stelle eine Gefahr für die Kinder dar.

Seine Schritte verhallten auf der Treppe und ich schaltete den Ton am Babyfon wieder an. Ich hörte, wie die Tür zu Petras Zimmer leise aufging und ihre erstickten Schluchzer ein wenig abebbten, als sie aus dem Bett gehoben wurde.

»Hey, is ja gut, meine Kleine«, hörte ich, ein so sanftes, zärtliches Gurren, dass ich mich fürs Lauschen schämte, auch wenn Jack

wissen musste, dass das Babyfon an war. »Schsch ... hab keine Angst, kleine Maus.« Jetzt, wo ich nicht dabei war, kam das Schottische bei ihm stärker durch. »Schsch ... ganz ruhig, kleine Petra ... is ja gut ... is doch alles gut.«

Am Knarzen der Dielen unter dem Teppich hörte ich, dass er jetzt mit ihr auf und ab ging, Petra wimmerte und grummelte zwar noch, aber es klang längst nicht mehr so leidend, Jack war überraschend gut im Trösten.

Dann verklang das Wimmern, die Schritte stoppten, und ich hörte das schwache Klappern der Gitterstäbe, als er sie ins Bett legte.

Einen Moment lang war alles still, dann ging die Tür zu und ich hörte Jacks Schritte auf der Treppe.

»Du hast es geschafft?«, fragte ich immer noch ein bisschen ungläubig, als er in die Küche kam. Er lächelte.

»Ja, die Kleine war wohl einfach nur müde, da brauchte es nicht mehr viel. Als ich sie auf dem Arm hatte, war die im Nullkommanix weg.«

»Du musst mich für eine totale ...« Ich brach ab, unschlüssig.
»Ich meine, ich bin doch die Nanny. Ich sollte so was eigentlich können.«

»Sei nicht albern.« Er setzte sich wieder mir gegenüber. »Es wird alles gut, wenn sie dich erst mal kennen. Im Moment bist du eben noch eine Fremde. Und sie testen aus, wie weit sie bei dir gehen können. Sie hatten im letzten Jahr so viele Nannys, klar, dass sie da erst mal misstrauisch sind. Du weißt doch, wie Kinder sind – wenn sie erst merken, dass du wirklich bleibst und sie nicht einfach wieder im Stich lässt, wird es bestimmt besser.«

»Jack ...« Da – endlich brachte er es zur Sprache. Doch obwohl ich nur auf das Stichwort gewartet hatte, wusste ich erst nicht, wie ich meine Frage formulieren sollte. »Jack, was war denn mit den

anderen Nannys? Sandra hat erzählt, dass sie glaubten, es würde im Haus spuken, aber das kann ich mir irgendwie nicht ... Ach, ich weiß nicht, es klingt so absurd. Was meinst du dazu?«

Ich dachte an den Schatten draußen vor der Scheibe, aber ich verdrängte das Bild wieder. Wahrscheinlich nur ein Fuchs, oder ein Baum im Wind.

»Na ja, also ...«, fing er zögernd an. Er nahm das Babyfon, das ich auf den Tisch gelegt hatte, und drehte es gedankenverloren zwischen seinen großen, von der Arbeit rauen Händen. Obwohl sie gründlich geschrubbt aussahen, klebten noch Ölreste unter den Nägeln. »Na ja ... ich würde nicht sagen –«

Eine laute, fast herrische Stimme fiel ihm ins Wort: »Rowan?«

Jack brach ab und ich erschrak so heftig, dass ich mir auf die Zunge biss. Ich blickte panisch um mich. Woher kam die Stimme? Es war keine Kinderstimme, sondern die einer erwachsenen Frau, und sie klang sehr menschlich, nicht wie der Happy-Roboter. War jemand im Haus?

»Rowan«, wiederholte die Stimme. »Bist du da?«

»Ha-hallo?«, antwortete ich.

»Ah, hallo, Rowan! Sandra hier.«

Halb erleichtert, halb entsetzt stellte ich fest, dass die Stimme aus dem Lautsprecher kam. Sandra musste sich irgendwie in die Haussteuerung eingeloggt haben und sprach nun über die App zu uns. Ich fand es unfassbar übergriffig – warum rief sie nicht einfach an?

»Sandra.« Mit Mühe schluckte ich meinen Ärger herunter und versuchte, den vergnügten, optimistischen Tonfall anzuschlagen, den sie vom Vorstellungsgespräch kannte. »Hallo. Wie geht's dir?«

»Gut!« Ihre Stimme hallte vom hohen Glasgewölbe wider und dank Surround-Sound einmal durch die ganze Küche. »Bin ziemlich

müde! Aber viel wichtiger: Wie geht es dir? Wie läuft es zu Hause?»

Ich warf Jack einen nervösen Blick zu. Ob Sandra mitbekommen hatte, dass er Petra beruhigen musste? Oder sollte ich etwas sagen? Ich hoffte inständig, dass er sich nicht einmischen würde, und das tat er auch nicht.

»Ähm ... alles ruhig, also jetzt«, sagte ich schließlich. »Alle sind im Bett und schlafen. Aber ich muss zugeben, mit Petra war es schon ein kleiner Kampf. Am Mittag ging es ohne Probleme, aber vielleicht habe ich sie zu lange schlafen lassen, ich weiß es nicht. Heute Abend ließ sie sich erst gar nicht beruhigen.«

»Aber jetzt schläft sie? Super!«

»Ja, jetzt schon. Und die beiden anderen sind still und brav eingeschlummert wie zwei Lämmchen.«

Zwei sehr bockige, wütende Lämmchen – aber wenigstens waren sie leise gewesen. Und schliefen jetzt.

»Sie waren so müde, da hab ich ihnen das Abendessen ins Zimmer gebracht. War das in Ordnung?«

»Ja, ja«, sagte Sandra, anscheinend war die Frage überflüssig. »Und den Rest des Tages haben sie sich auch benommen?«

»Also, sie haben –« Ich zögerte. Wie ehrlich konnte ich sein? »Sie waren tatsächlich ganz schön aufgewühlt, als ihr weg wart, besonders Ellie. Aber am Nachmittag hatten sie sich wieder beruhigt. Ich hab dann vorgeschlagen, dass wir ›Frozen‹ gucken, aber sie wollten nicht. Sie wollten lieber in ihrem Zimmer spielen.« Immerhin dieser Teil stimmte. Das Problem war nur, dass sie eben nicht mehr aus ihrem Zimmer rausgekommen waren. »Ach so, Sandra, gibt es eigentlich Regeln für draußen?«

»Was meinst du damit?«

»Dürfen sie einfach auf dem Gelände herumstreunen oder soll ich sie im Haus behalten? Ich weiß, ihr seid ziemlich entspannt, aber da

ist ja ein Teich und ich – äh, das macht mich schon ein bisschen nervös.«

»Ach, der Teich«, sagte Sandra. Ihr Lachen hallte durch den ganzen Raum und ich hätte gern gewusst, wie man die Lautstärke regulieren konnte. »Der ist keine zwanzig Zentimeter tief. Im Ernst, deshalb haben wir ja ein Haus mit etwas Land drum herum gekauft, damit die Kinder sich da austoben können. Du brauchst sie nicht ständig zu überwachen. Sie wissen schon, dass sie keine Dummheiten anstellen sollen.«

»Ich meine nur ... äh ...« Ich geriet ins Stottern. Wie konnte ich meine Bedenken formulieren, ohne dass es so klang, als würde ich ihre Erziehung kritisieren? Außerdem war es mir unangenehm vor Jack, der mir gegenüber saß, den Blick höflich abgewandt und ganz offensichtlich bemüht, wegzuhören. »Natürlich kennst du sie besser als ich, Sandra, und wenn du meinst, sie kommen da draußen schon klar, traue ich deinem Urteil voll und ganz. Es ist nur – ich bin einfach gewohnt, dass alles unter Aufsicht passiert, besonders in der Nähe von Gewässern. Es mag nicht so tief sein, aber der Schlamm –«

»Also, hör zu«, sagte Sandra. Sie klang, als fühlte sie sich auf den Schlips getreten, und ich verfluchte mich innerlich. Es hatte nicht besserwisserisch rüberkommen sollen. »Hör zu, natürlich musst du deinen gesunden Menschenverstand gebrauchen. Wenn du siehst, dass sie was Dummes machen, schreitest du ein. Dein Job ist, sie im Auge zu behalten, das versteht sich doch von selbst. Aber ich sehe keinen Sinn darin, Kinder den ganzen Nachmittag vorm Fernseher zu parken, wenn draußen ein riesiger Garten wartet und die Sonne scheint.«

Hoppla. War das ein Seitenhieb auf mich, weil ich versucht hatte, sie mit einem Film zu bestechen?

Es folgte eine lange, unbehagliche Stille, während ich überlegte, was ich antworten sollte. Am liebsten hätte ich sie angeblafft, wie man bitte schön als Einzelperson eine Fünf- und eine Achtjährige und ein Baby, das gerade Laufen lernte, gleichzeitig beaufsichtigen sollte, wenn sie sich über mehrere Hektar Waldland verstreuten. Aber das hätte mich wahrscheinlich den Job gekostet. Offensichtlich wollte Sandra ja von den Risiken nichts hören.

»Da stimme ich dir absolut zu, Sandra«, sagte ich schließlich. »Und ich möchte das schöne Gelände auch unbedingt nutzen. Ich werde also –« Ich brach ab, suchte nach Worten. »Ich werde meinen gesunden Menschenverstand einschalten, wie du sagst. Alles in allem hatten wir jedenfalls einen ziemlich guten Tag, und die Mädchen scheinen – sie kommen schon ganz gut mit der Situation zurecht. Soll ich dich morgen anrufen?«

»Morgen habe ich den ganzen Tag Meetings, aber ich rufe vor der Schlafenszeit mal durch«, sagte Sandra. Ihre Stimme klang jetzt milder. »Entschuldige, dass ich es heute nicht früher geschafft habe, aber wir waren beim Abendessen mit einem Kunden. Wahrscheinlich hätte es die Kinder sowieso nur aufgewühlt. *Aus den Augen, aus dem Sinn* funktioniert am Anfang immer besser, finde ich.«

»Ja«, sagte ich. »Da ist was dran.«

»Na dann, gute Nacht, Rowan. Schlaf gut – das wirst du bestimmt. Morgen musst du ja wieder früh ran!«

Sie lachte und ich lachte mit, dabei fand ich es alles andere als lustig. Mir wurde halb schlecht bei dem Gedanken, dass morgen um sechs alles wieder von vorne losgehen würde. Wie sollte ich das schaffen?

Denk dran, warum du hier bist, ermahnte ich mich bitter.

»O ja, das stimmt!«, sagte ich und versuchte, ein Lächeln in meine Stimme zu legen. »Gute Nacht, Sandra.«

Ich wartete, dass sie auflegte – doch es gab keinen Klickton oder irgendein anderes Signal, dass sie den Anruf beendet hatte.

»S-Sandra?«, fragte ich zaghaft, doch sie schien weg zu sein. Dann sackte ich in meinen Stuhl zurück und fuhr mir mit der Hand übers Gesicht. Ich fühlte mich wie erschlagen.

»Also, ich mach mich wohl besser auf den Weg«, sagte Jack etwas verlegen und stand auf. Offenbar hatte er meine Geste als Wink verstanden. »Ist schon spät, und bei dir geht es morgen mit den Mädels bestimmt früh los.«

»Nein, bleib.« Ich blickte fast flehend zu ihm auf, denn mir wurde schlagartig klar, dass ich nicht allein sein wollte in diesem Haus voll versteckter Augen und Ohren und Lautsprecher. Ich wollte menschliche Gesellschaft, eine echte Person aus Fleisch und Blut, keine körperlose Stimme. Plötzlich stieg mir ein leicht verbrannter Geruch in die Nase und mir fiel die Pizza wieder ein. »Bitte bleib doch noch etwas. Hast du schon gegessen?«

»Nein, aber ich will dir nichts wegessen.«

»Doch, das musst du sogar. Die Pizza ist zwar eventuell etwas verkohlt, aber sie ist riesig. Die schaffe ich gar nicht alleine. Ehrlich, du musst mir helfen. Bitte.«

»Na gut, wenn du darauf bestehst.«

»Ich bestehe darauf.« Mit Ofenhandschuhen holte ich das Blech heraus. Die Pizza war fertig. Etwas zu fertig vielleicht, der Käse war kross und die Ränder schwarz. Aber hungrig, wie ich war, konnte ich damit leben. »Tut mir leid mit den schwarzen Stellen, sie war zu lange drin. Macht es dir etwas aus?«

»Gar nicht. Ich hab solchen Kohldampf, ich könnte ein Pferd verputzen, 'ne angekockelte Pizza schreckt mich nicht.« Er grinste breit, wobei sich seine braungebrannten Wangen in Fältchen legten.

»Und ich weiß ja nicht, wie es dir geht«, sagte ich, »aber ich könnte ein Glas Wein vertragen.«

»Da würde ich nicht Nein sagen.«

Er sah mir zu, wie ich die Pizza in Stücke schnitt und Wein einschenkte.

»In Ordnung, wenn wir vom Brett essen?«, fragte ich, und er grinste wieder.

»Na klar, es kann dann nur sein, dass ich dir alles wegfuttere, was nicht klar abgetrennt ist. Aber mir soll's recht sein.«

»Mir auch«, sagte ich und musste unwillkürlich lächeln. Es war ein etwas schüchternes Lächeln, aber ein echtes, das erste an diesem Abend.

Es herrschte ein paar Minuten Stille, während wir unsere Pizza aßen. Dann nahm Jack sich sein drittes Stück, hielt es so, dass das Öl zurück aufs Brett tropfte, und sagte:

»Also ... noch mal zu deiner Frage von vorhin.«

»Die Spukgeschichten?«

»Aye. Also, ich selbst hab nie was gesehen, aber Jean ist ... na ja, nicht richtig abergläubisch, aber sie liebt solche Geschichten. Sie erzählt den Kindern am laufenden Band irgendwelche Volkssagen – von Selkies und Kelpies und wie sie nicht alle heißen. Und das Haus ist auch sehr alt, in Teilen zumindest. Hier gab es bestimmt auch so einige Todesfälle und Unglücke.«

»Also glaubst du, Jean hat den Mädchen diese Geschichten erzählt und sie haben sie den Nannys weitererzählt?«

»Kann sein. Aber sicher bin ich mir nicht. Die anderen Nannys waren auch noch sehr jung, die meisten jedenfalls. Nicht jeder ist für das Leben hier geschaffen, meilenweit von der Stadt und von allen Bars und Kneipen entfernt. Au-pairs wollen auch eigentlich gar nicht

hierher, sie wollen lieber nach Edinburgh oder Glasgow, wo es Clubs gibt und Leute, die ihre Sprachen sprechen, weißt du?»

»Ja.« Ich blickte aus dem Fenster. Es war zu dunkel, um irgendwas zu erkennen, doch vor meinem inneren Auge sah ich die Straße, die sich durch endlose Hügellandschaft in die Finsternis wand, und in der Ferne die Berge. Nichts zu hören außer dem Regen. Keine Autos, keine Passanten, nichts. »Ja, das kann ich verstehen.«

Wir saßen eine Weile schweigend da. Ich weiß nicht, was in Jack vorging, aber in mir machte sich eine seltsame Gefühlsmischung breit – Stress, Erschöpfung, Sorgen wegen der Tage, die vor mir lagen, und noch etwas anderes, was mich noch mehr beunruhigte. Es hatte mit Jack zu tun, mit seiner Anwesenheit, mit den paar Sommersprossen auf seinen breiten Wangenknochen und mit der Art, wie sich die Muskeln auf seinem Unterarm bewegten, als er das letzte Pizzastück zu einem handlichen Päckchen faltete und mit zwei großen Bissen verschwinden ließ.

»Na dann, ich sollte wohl langsam ins Bett.« Er stand auf und streckte sich, sodass ich seine Gelenke knacken hörte. »Danke fürs Essen, es war nett, Gesellschaft zu haben.«

»Fand ich auch.«

Ich stand auf, war auf einmal verlegen, als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Kommst du zurecht?«, fragte er.

Ich nickte.

»Ich wohn dahinten über der Garage, bei den alten Stallungen, wenn du etwas brauchst. Der Eingang ist da um die Ecke, die grüne Tür mit der Schwalbe auf dem Schild. Wenn irgendwas passiert –«

»Was soll denn passieren?«, unterbrach ich ihn erschrocken, und er lachte.

»Das kam jetzt falsch rüber. Ich meinte bloß, wenn du mich für irgendwas brauchst, weißt du ja, wo ich bin. Hat Sandra dir meine Nummer gegeben?«

»Nein.«

Er nahm einen Flyer vom Kühlschrank und kritzelte seine Nummer an den Rand.

»Hier. Nur für den Fall der Fälle.«

Welchen Fall der Fälle?, hätte ich fast gefragt, aber dann hätte er wieder nur gelacht.

Er meinte es bestimmt als nette Geste, um mich zu beruhigen. Nur bewirkte es das Gegenteil.

»Na dann, vielen Dank, Jack«, sagte ich verlegen, und er grinste wieder, schlüpfte in seinen nassen Mantel und verschwand durch den Hauswirtschaftsraum zur Hintertür hinaus in den Regen.

Als er weg war, ging ich hin, um abzuschließen. Ohne ihn fühlte sich das Haus seltsam still und verlassen an, und mit einem Seufzen langte ich nach dem Schlüssel auf dem Türrahmen. Doch er war nicht da.

Mit den Fingerspitzen tastete ich mich am Rahmen entlang, da waren Staub und tote Insekten, aber kein Schlüssel. Hatte ich ihn, nachdem ich Jack reingelassen hatte, nicht an seinen Platz zurückgelegt?

Auf dem Boden lag er auch nicht. So ein großer Messingschlüssel wäre auf dem Boden nicht zu übersehen. War er irgendwo druntergerutscht?

Auf allen vieren kroch ich über den Boden, leuchtete mit meinem Handy unter Waschmaschine und Trockner, konnte aber nichts erkennen außer weißen Kacheln und ein paar Staubflocken. Hinter dem Putzeimer war er auch nicht.

Danach suchte ich die Küche ab, inklusive Abfalleimer. Aber ohne Erfolg.

Schließlich ging ich zurück zum Hinterausgang und starrte durch den Regen auf die Stallungen, wo im ersten Stock inzwischen Licht brannte. Sollte ich Jack anrufen? Hatte er vielleicht einen Ersatzschlüssel?

Aber selbst wenn – wollte ich wirklich so unorganisiert und hilflos erscheinen, dass ich schon nach zehn Minuten sein Hilfsangebot in Anspruch nehmen musste?

Während ich noch zögerte, erlosch in seinem Fenster das Licht, was wohl bedeutete, dass er ins Bett gegangen war.

Es war zu spät. Im Schlafanzug würde ich ihn bestimmt nicht herausklingeln.

Etwas halbherzig suchte ich draußen noch den Boden vor der Tür ab und machte sie dann zu.

Ich würde Jack am nächsten Tag fragen.

In der Zwischenzeit ... tja, was sollte ich tun? Ich musste ... irgendwie musste ich die Tür wohl verbarrikadieren. Reichlich absurd war es schon – wir waren hier meilenweit entfernt von allem, hinter verschlossenen Toren, und doch wusste ich, ich würde nicht schlafen können, wenn nicht alle Türen gesichert waren.

Da die Tür einen Knauf und keine Klinke hatte, konnte man sie nicht einfach mit einer Stuhllehne sperren. Einen Riegel gab es auch nicht, aber nach einigem Suchen fand ich im Haushaltsschrank einen keilförmigen Türstopper. Den rammte ich mit aller Kraft unter die Tür und probierte dann, sie zu öffnen.

Zu meiner Überraschung hielt die Sperre tatsächlich. Einen entschlossenen Einbrecher würde sie zwar nicht abhalten – aber gegen die konnte man sowieso wenig ausrichten. Wenn jemand wirklich hier reinwollte, konnte er auch einfach eine Scheibe

einschlagen. Wenigstens vermittelte die Konstruktion den Eindruck, als wäre die Tür verschlossen, und damit würde ich auf jeden Fall ruhiger schlafen.

Zurück in der Küche räumte ich den Pizzakarton und das Brett weg und sah auf der Uhr am Herd, dass es schon 23:36 Uhr war. Ich konnte ein lautes Gähnen nicht unterdrücken. Um sechs würden die Mädchen aufwachen, ich hätte schon seit Stunden im Bett sein müssen.

Das war nun nicht mehr zu ändern. Dann würde ich das Duschen eben sein lassen und so schnell wie möglich schlafen gehen. So müde, wie ich war, würde das kaum ein Problem darstellen.

»Licht aus«, befahl ich.

Sofort war der Raum in Dunkelheit getaucht, nur das schwache Leuchten aus dem Flur erhellte noch den Betonboden. Gähnend machte ich mich auf den Weg nach oben und kaum dass ich mich ausgezogen hatte, war ich auch schon eingeschlafen.

Irgendwann wachte ich jäh auf, im Stockdunkeln und völlig orientierungslos. Wo war ich? Und was hatte mich geweckt?

Ein paar Sekunden vergingen, bis die Erinnerung zurückkam. Heatherbrae House. Die Elincourts. Die Kinder. Jack.

Mein Handy zeigte 3:16 Uhr an, und mit einem Gähnen ließ ich es aus meiner Hand und klappernd zurück auf den Nachttisch rutschen. Kein Wunder, dass es so dunkel war.

Blödes Gehirn.

Aber was hatte mich geweckt? War Petra wach geworden? Hatte eines der Mädchen im Schlaf geweint?

Ich lag da und spitzte die Ohren. Es war nichts zu hören, aber ich war auch ein Stockwerk über ihnen, getrennt durch zwei geschlossene Türen.

Zähneknirschend stand ich auf, zog mir den Morgenmantel an und trat auf den Absatz hinaus.

Im Haus war es still. Aber ... etwas stimmte nicht, auch wenn ich nicht sagen konnte, was. Der Regen hatte aufgehört und es war kein Laut zu hören, nicht einmal ein Auto in der Ferne oder ein Rascheln in den Bäumen.

Dann bemerkte ich zwei Dinge. Das erste war ein Schatten auf der Wand vor mir, der Schatten der verblühten Pfingstrosen auf dem Tisch im Stockwerk darunter.

Jemand hatte unten das Licht eingeschaltet. Das Licht, das ich ganz sicher nicht angelassen hatte.

Das zweite nahm ich wahr, als ich gerade begann, auf Zehenspitzen die Treppe hinunterzuschleichen. Mein Herz setzte kurz aus vor Schreck und hämmerte im nächsten Moment so wild drauflos, dass ich glaubte, es würde herausspringen.

Es war der Klang von Schritten auf Holzboden, langsam und bedächtig, genau wie in der Nacht zuvor.

Krrk. Krrk. Krrk.

Mir war, als legte sich ein eisernes Band um meine Brust. Ich blieb wie angewurzelt stehen und blickte erst hinunter auf die Lampe und dann nach oben, von wo das Geräusch zu kommen schien. O Gott. War jemand im Haus?

Das Licht hätte ich noch erklären können. Vielleicht hatten Maddie oder Ellie nachts auf die Toilette gemusst und das Licht angelassen – zwar hingen in regelmäßigen Abständen spärliche Nachtlichter an der Wand, aber vielleicht war den Mädchen ja das große Licht im Eingangsflur lieber.

Aber die Schritte?

Ich dachte an Sandras Stimme, die ohne Vorwarnung aus dem Nichts gekommen war. Konnte es damit zu tun haben? Mit dieser verfluchten Happy-App? Aber wie? Und viel wichtiger, *wieso*? Es ergab keinen Sinn. Die einzigen Personen mit Zugang zur App waren Sandra und Bill, und die hätten keinen Grund, mir so einen Schrecken einzujagen. Im Gegenteil. Immerhin hatten sie gerade erst viel Geld und Mühe investiert, um mich einzustellen.

Außerdem klang es nicht so, als würde das Geräusch aus Lautsprechern kommen. Das hier war kein körperloser Stereosound wie im Fall von Sandras Stimme in der Küche. Das hatte sich nicht angehört, als würde jemand direkt hinter mir stehen und mich ansprechen. Es hatte genau so geklungen wie das, was es auch war – eine Stimme aus dem Lautsprecher. Was ich jetzt hörte, war anders. Die Schritte wanderten langsam und stetig von einer Seite der Decke zur anderen. Dann brachen sie ab und machten kehrt. Genau so, als würde jemand über mir langsam auf und ab gehen. Nur dass das eben nicht sein konnte, weil sich da oben kein Zimmer befand. Es gab nicht mal eine Dachbodenluke.

Plötzlich blitzte vor meinem inneren Auge etwas auf – etwas, an das ich seit meinem ersten Eintreffen nicht mehr gedacht hatte. Die verschlossene Tür in meinem Zimmer. Wohin führte sie? Gab es etwa doch einen Dachboden? Es war zwar höchst unwahrscheinlich, dass jemand durch mein Zimmer nach oben gelangt war, aber da waren nun einmal Schritte zu hören.

Zitternd schlich ich in mein Zimmer zurück und drückte den Schalter meiner Nachttischlampe. Sie ging nicht an.

Was habe ich da geflucht, Mr Wrexham. Ich gebe es offen zu. Ich habe laut und heftig geflucht. Denn: Ich hatte das Licht mit dem Schalter ausgemacht, warum also ging es verdammt noch mal nicht an? Und was für einen Sinn hatte dieses ganze ~~besch~~ Beleuchtungssystem überhaupt?

Wütend schlug ich mit der flachen Hand gegen das Touchpanel in der Wand und drückte wahllos auf alle möglichen Symbole. Lichter in Schränken gingen an und aus, der Badlüfter brummte los, ein paar Akkorde klassischer Musik füllten den Raum und verstummten wieder, und eine bislang unentdeckte Lüftung in der Decke blies auf einmal kalte Luft ins Zimmer. Doch irgendwann leuchteten die Deckenstrahler auf.

Erschöpft, aber innerlich triumphierend ließ ich die Hand sinken. Dann widmete ich mich der verschlossenen Tür.

Als Erstes probierte ich es mit meinem Zimmerschlüssel, der wie die anderen auf dem Türrahmen aufbewahrt wurde. Er passte nicht.

Dann mit dem Schlüssel für den begehbaren Kleiderschrank. Auch der passte nicht.

Und auf dem Rahmen der verschlossenen Tür lag nur eine dünne Staubschicht.

Schließlich kniete ich mich hin, um durchs Schlüsselloch zu spähen. Mein Herz klopfte so heftig, dass mir schlecht wurde.

Es war nichts zu erkennen – nur endloses Schwarz. Aber ich *spürte* etwas. Einen kalten Luftzug. Ich musste blinzeln und wich zurück, mein Auge tränkte.

Das war nicht bloß eine Kammer, sondern etwas Größeres. Also vielleicht doch ein Dachboden. Zumindest ein Raum, der groß genug war, dass es Zugluft gab. Und die Luft musste von irgendwo reinkommen.

Die Schritte hatten aufgehört, doch an Schlafen war in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Im grellen Schein der Deckenlampe setzte ich mich aufs Bett, wickelte mich in die Decke und starrte, das Handy in der Hand, auf die verschlossene Tür.

Ich weiß nicht, was ich mir vorstellte. Dass sich der Knauf drehte? Dass jemand – oder *etwas* – herauskäme?

Was immer ich erwartet hatte, es trat jedenfalls nicht ein. Während ich so dasaß, wurde es vor dem Fenster allmählich hell und ein schmaler, zitronengelber Lichtstreifen wanderte langsam über den Teppichboden, wo er sich mit dem künstlichen Licht von oben vermischte.

Mir war schlecht vor Angst und Müdigkeit, und mir graute vor dem kommenden Tag.

Erst als von unten ein leises Quengeln ertönte, löste ich meine klammernden Finger von meinem Handy und sah auf das Display. 5:57 Uhr.

Es war Morgen. Die Kinder würden jeden Moment aufwachen.

Als ich vom Bett aufstand, tastete ich instinktiv nach meinem Anhänger – doch da war nur mein nacktes Schlüsselbein, und mir fiel ein, dass ich die Kette am ersten Abend abgenommen und auf den Nachttisch gelegt hatte, wie schon vor dem Vorstellungsgespräch.

Aber auf dem Nachttisch lag sie nicht. Ich runzelte die Stirn und spähte dahinter, vielleicht war sie ja runtergefallen. Nichts. Hatte Jean McKenzie sie weggeräumt?

Das Quengeln ertönte wieder, lauter diesmal, und mit einem Seufzen brach ich die Suche ab. Das konnte warten.

Erst musste ich einen neuen Tag durchstehen.

Kaffeemaschine – mahlt die Bohnen frisch und zieht Wasser direkt aus der Leitung. Bedienung über die App: »Menü« → »Geräte« → »Baristo«, dann Getränk aus Liste wählen oder nach Wunsch zusammenstellen. Wenn das Bohnensymbol aufleuchtet, muss der Trichter befüllt werden. Wenn das !-Fehlersymbol erscheint, gibt es entweder ein Problem mit der WLAN-Verbindung oder dem Wasserdruck. Man kann die Maschine so programmieren, dass sie immer zu einer bestimmten Tageszeit Kaffee zubereitet, aber dann nicht vergessen, am Abend vorher eine Tasse drunterzustellen! Die voreingestellte Auswahl enthält die folgenden Getränke: ...

Puh. Seit meiner Ankunft hatte ich fast nur Tee getrunken, hauptsächlich wegen der einschüchternden Kaffeemaschine – einem mit Tasten, Knöpfen, Schaltern und Rädchen übersäten Chrom-Monster. Am ersten Abend hatte Sandra mir zwar die Bedienung per Happy erklärt, aber mir war noch nie eine so wenig intuitive App untergekommen. Nach der schlaflosen Nacht jedoch war klar, dass ich ohne Kaffee nicht funktionieren würde, und so hatte ich beschlossen, während Petra noch auf ihren Mini-Reiswaffeln herumkaute, es mit der Maschine aufzunehmen.

Gerade wollte ich sie einschalten, als eine Stimme hinter mir sagte: »Klopf, klopf.«

Erschrocken fuhr ich herum, die schale Angst der letzten Nacht steckte mir noch in den Knochen.

In der offenen Tür zum Hauswirtschaftsraum stand Jack in Regenjacke und mit den Hundeleinen in der Hand. Ich hatte ihn nicht reinkommen hören und der – wenn auch nicht ganz unfreudige – Schreck stand mir wohl ins Gesicht geschrieben.

»Entschuldige, wollte dich nicht erschrecken. Ich hab geklopft, aber du hast es vielleicht nicht gehört, da bin ich einfach reingekommen. Ich wollte mit den Hunden rausgehen.«

»Kein Problem«, sagte ich und drehte mich um, um Petras Teller wegzuräumen. Sie hatte aufgehört zu essen und war dazu übergegangen, sich die Reiswaffeln ins Ohr zu stecken. Jacks unerwartetes Auftauchen beantwortete zumindest die Frage, wer für die Hunde verantwortlich war – wenigstens eine Sache, die ich abhaken konnte. Claude und Hero sprangen hechelnd um ihn herum, konnten es nicht erwarten, rauszukommen, aber als Jack sie streng ermahnte, wurden sie augenblicklich still – ganz anders als bei Sandra. Er zog den größeren der beiden am Halsband zu sich heran und machte die Leine fest.

Ich wischte Petra gerade den Mund ab, als er fragte: »Gut geschlafen?«

Meine Hand hielt in der Bewegung inne und ich fuhr herum. *Gut geschlafen?* Was sollte das heißen? Wusste er etwa ... wusste er Bescheid?

Ein paar Sekunden lang stand ich mit offenem Mund da und starrte ihn an. Petra nutzte meine momentane Unaufmerksamkeit, um mir eine besonders durchweichte Reiswaffel in den Ärmel zu matschen.

Ich musste mich zusammenreißen. Es war eine normale Frage, er meinte es nur nett.

»Nicht so gut, ehrlich gesagt«, antwortete ich knapp, wischte meinen Ärmel am Geschirrtuch ab und nahm Petra die Reiswaffeln weg. »Ich hab gestern Abend den Schlüssel zur Hintertür nicht gefunden, also konnte ich nicht abschließen. Weißt du, wo er ist?«

»Die Tür hier?« Er deutete mit dem Kopf auf den Hauswirtschaftsraum und sah mich fragend an.

Ich nickte. »Es gibt auch keinen Riegel. Am Ende hab ich so einen Türstopper druntergeklemmt.« Was offensichtlich toll funktioniert hatte. Wahrscheinlich hatte Jack den Keil beim

Aufmachen einfach zur Seite geschoben, ohne ihn überhaupt zu bemerken. »Ich weiß, wir sind hier im Nirgendwo, aber ich konnte trotzdem nicht ruhig schlafen.«

Dann wären da noch die Schritte auf dem nicht existenten Dachboden, ergänzte ich in Gedanken, brachte es aber nicht über mich, ihm davon zu erzählen. Bei Licht betrachtet klang es verrückt und es gab zu viele mögliche Erklärungen. Knackende Heizungsrohre. Holzbalken, die sich bei Abkühlung zusammenziehen. Alte Häuser atmen und arbeiten. Tief im Innern wusste ich zwar, dass nichts davon die Geräusche in der letzten Nacht erklärte. Aber Jack hätte ich davon nicht überzeugen können. Beim Schlüssel war das anders. Das war eindeutig und greifbar.

Jack runzelte die Stirn. »Normalerweise bewahrt Sandra den Schlüssel oben auf dem Rahmen auf. Er soll nicht im Schloss stecken, damit die Kinder nichts damit anstellen können.«

»Weiß ich.« In meiner Stimme schwang Ungeduld mit, was mir sofort leidtat. Es war nicht Jacks Schuld, dass das passiert war. »Ich meine, das hat sie mir auch gesagt. Außerdem steht es im Ordner. Und gestern Abend, als ich dir aufgeschlossen habe, habe ich ihn auch auf den Rahmen zurückgelegt, da bin ich mir ziemlich sicher. Doch jetzt ist er nicht da.«

»Vielleicht ist er runtergefallen«, sagte er und ging zurück in den Hauswirtschaftsraum, um nachzusehen. Die Hunde folgten ihm wie zwei treue Schatten und schnüffelten herum, als er den Trockner zur Seite rückte und unter die Waschmaschine spähte.

»Da habe ich schon geguckt«, sagte ich und gab mir Mühe, nicht allzu gereizt zu klingen. Und dann, als er keine Anstalten machte, aufzustehen oder die Suche abubrechen: »Jack, hörst du? Ich habe alles abgesucht, sogar den Mülleimer.«

Jetzt schob er die Waschmaschine zur Seite, ächzte dabei leise vor Anstrengung, und die kleinen Rollen quietschten auf dem Kachelboden.

»Jack? Hast du mich gehört? Ich sagte, ich habe überall –«

Er beachtete mich gar nicht, während er sich über das Gerät lehnte und mit ausgestrecktem Arm den Boden dahinter abtastete.

»*Jack* –« Meine Stimme klang jetzt wirklich genervt, doch er fiel mir ins Wort.

»Hab ihn!«

Er richtete sich auf und hielt mir triumphierend einen staubigen Messingschlüssel hin. Ich war sprachlos.

Ich hatte dort gesucht. Glasklar erinnerte ich mich daran, wie ich unter die Waschmaschine geschaut und nichts als Staub gesehen hatte.

»Aber ...«

Er kam auf mich zu und drückte mir den Schlüssel in die Hand.

»Aber ... da hatte ich auch gesucht.«

»Er lag hinter der Sockelrolle, wahrscheinlich konntest du ihn dort gar nicht sehen. Vielleicht ist die Tür zugeknallt, dann ist er runtergefallen und druntergerutscht. Aber Ende gut, alles gut – oder?«

Der Schlüssel lag schwer in meiner Hand, seine Kanten bohrten sich geradezu hinein. Ich hatte doch an der Stelle gesucht. Gründlich. Und Rolle hin oder her – wie hätte ich einen acht Zentimeter langen Messingschlüssel übersehen, wenn der genau das war, wonach ich suchte?

Auf keinen Fall hätte ich ihn übersehen. Was im Umkehrschluss bedeutete ... dass er nicht da gelegen hatte. Bis ihn jemand dort platzierte.

Ich sah auf und blickte in Jacks treuherzige braune Augen. Er lächelte. Nein, das konnte nicht sein. Er war so unglaublich nett.

Vielleicht zu nett?

Du bist direkt auf die Waschmaschine zugegangen, wollte ich sagen. *Warum eigentlich?*

Doch ich brachte es nicht fertig, meinen Verdacht laut auszusprechen.

Stattdessen sagte ich kleinlaut: »Danke schön.«

Jack antwortete nicht, er klopfte sich die Hände ab und wandte sich zur Tür, die Hunde wuselten hechelnd und schwanzwedelnd um ihn herum.

»Bis in einer Stunde etwa«, sagte er und lächelte wieder. Doch diesmal machte mein Herz keinen kleinen Hüpfen. Stattdessen fiel mir seine sehnige Hand auf, und die Art, wie er die Hunde kurz hielt, sie sich unterwarf.

»Bis dann«, sagte ich leise.

»Ach so, das hätte ich bald vergessen – Jean hat frei, sie kümmert sich also heute nicht um den Abwasch. Nur dass du Bescheid weißt.«

»In Ordnung«, sagte ich.

Während ich ihm nachsah, wie er über den Hof verschwand, die Hunde dicht bei Fuß, ging ich in Gedanken die Ereignisse noch einmal durch.

War es möglich, dass Jack den Schlüssel gestern Abend beim Hinausgehen eingesteckt und ihn vorhin erst unter der Waschmaschine deponiert hatte? Aber warum sollte er so was tun? Um mir Angst zu machen? Unwahrscheinlich. Was hätte er davon, wenn noch eine Nanny das Weite suchte?

Das war völlig absurd, ich musste aufhören, mich verrückt zu machen. Vielleicht hatte der Schlüssel ja wirklich die ganze Zeit da

gelegen, hinter der Rolle versteckt. Möglicherweise hatte ich doch nicht gründlich genug gesucht.

Meine Gedanken drehten sich immer noch im Kreis, als ich aus der Küche ein Quengeln hörte. Ich wandte mich um und sah Petra misstrauisch gegen ihren Hochstuhl treten. Eilig ging ich zu ihr, löste die Clips und setzte sie in den Laufstall in der Ecke. Dann zurrte ich mir den Pferdeschwanz zurecht, setzte mein strahlendstes Lächeln auf und machte mich auf die Suche nach Maddie und Ellie.

Im Spielzimmer wurde ich fündig. Die beiden kauerten flüsternd in einer Ecke, aber sie drehten sich zu mir um, als ich in die Hände klatschte.

»So, meine Lieben! Wir machen jetzt ein Picknick. Es gibt Sandwiches, Chips, Reiswaffeln ...«

Da ich mit einer Abfuhr gerechnet hatte, staunte ich nicht schlecht, als Maddie aufstand und sich die Leggings abklopfte.

»Wo gehen wir hin?«

»Irgendwo hier auf dem Gelände. Führt ihr mich ein bisschen herum? Ich habe von Jack gehört, dass ihr ein Geheimversteck habt.« Das war zwar komplett gelogen, aber ich hatte noch nie ein Kind getroffen, das nicht irgendeine Höhle oder ein Versteck hatte.

»Das darfst du nicht sehen«, erwiderte Ellie sofort. »Es ist nämlich geheim und –« Ein böser Blick von Maddie ließ sie verstummen. »Ich meine, wir haben gar keins«, fügte sie zerknirscht hinzu.

»Ach, wie schade, aber macht nichts«, sagte ich mit munterer Stimme. »Hier gibt es bestimmt viele tolle Orte. Zieht euch Regentiefel an. Petra packe ich in den Buggy, damit sie nicht ausbüxt, und dann können wir los, und ihr zeigt mir die besten Picknickplätze.«

»Okay«, sagte Maddie. Ihre Stimme klang ruhig und gelassen und ein Anflug von Triumph schwang darin mit. Ich warf ihr einen misstrauischen Blick zu.

Obwohl sogar Maddie kooperierte, dauerte es erstaunlich lange, bis wir das Picknick vorbereitet hatten und alle fertig angezogen waren. Doch irgendwann waren wir startklar und zogen durch die Hintertür los. Wir schlugen einen holprigen Kiesweg ein, der über einen kleinen Hügel führte. Die Aussicht dahinter war ebenso spektakulär wie von unserer Seite des Grundstücks, aber irgendwie noch düsterer. Anstatt der kleinen Gehöfte und Dörfer, die verstreut zwischen dem Haus und den fernen Bergen lagen, sahen wir nun nichts als hügelige Waldlandschaft vor uns. Weit in der Ferne kreiste ein Raubvogel träge über den Bäumen.

Wir gelangten zu einem ziemlich überwucherten Gemüsegarten, wo Maddie mir die Himbeersträucher und Kräuterbeete zeigte, und passierten einen alten Brunnen voller Brackwasser. Er lief nicht, und die Statue in der Mitte war bröcklig und über und über mit Flechten bedeckt. Mir fiel auf, was für ein seltsamer Kontrast zwischen dem Haus und diesem wilden, ungepflegten Garten herrschte. Ich hätte eine überdachte Terrasse erwartet, mit hochwertigen Sitzmöbeln und ausgeklügelter Bepflanzung, stattdessen überraschte mich diese Verwahrlosung. Vielleicht war Sandra nicht so gerne an der frischen Luft? Oder vielleicht hatten sie einfach so viel Arbeit ins Haus stecken müssen, dass sie noch nicht dazu gekommen waren, sich um das Grundstück zu kümmern.

Hinter einem heruntergekommenen Gewächshaus stand ein Gerüst mit zwei Schaukeln, wo Ellie und Maddie um die Wette schaukelten. Ich sah ihnen zu, als es plötzlich in meiner Tasche rasselte. Mein Handy klingelte.

Mein Herz machte einen kleinen Hüpfer, als ich sah, wer es war. Die Person, mit der ich am allerwenigsten gerechnet hätte. Ich musste tief Luft holen, bevor ich dranging.

»Hallo?«

»Heeeeeey!«, rief die vertraute Stimme so laut, dass ich das Telefon von meinem Ohr weghalten musste. »Ich bin's, Rowan! Wie geht es dir? Lang nichts gehört, oder?«

»Mir geht's gut! Wo bist du? Der Anruf ist bestimmt megateuer.«

»Ja, ist er. Ich bin gerade in Indien in so einer Kommune. Mann, es ist so toll hier. Und sooo billig! Du solltest auf der Stelle kündigen und herkommen.«

»Ähm, gekündigt hab ich schon«, sagte ich und lachte unbeholfen. »Hatte ich das nicht erzählt?«

»WAS?«

Wieder musste ich das Handy von meinem Ohr weghalten. Wir hatten schon so lange nicht mehr telefoniert, dass ich vergessen hatte, wie laut sie sein konnte.

»Ja. Freitag war mein letzter Tag. Janines Blick, als ich ihr sagte, dass sie sich den blöden Job sonst wohin stecken könnte, war fast den ganzen Ärger wert.«

»Kann ich mir vorstellen. Gott, die war so eine blöde Kuh. Ich kann immer noch nicht fassen, dass Val dir den Job nicht gegeben hat, nachdem ich weg war.«

»Ich auch nicht. Ach, ich wollte dich sowieso anrufen, du weißt ja noch gar nicht, dass ich ausgezogen bin.«

»Was?« Es rauschte in der Leitung, irgendwo zwischen Heatherbrae und Indien. »Ich hör dich so schlecht. Hab ich richtig verstanden, du bist ausgezogen?«

»Ja, bin ich. Meine neue Stelle ist mit Unterkunft. Aber keine Sorge, die Miete zahl ich weiter, ich verdien hier richtig gut. Und dein

Kram ist noch da, du kannst jederzeit rein, wenn du zurückkommst.«

»Das kannst du dir leisten?« Ihre blecherne, ferne Stimme klang beeindruckt. »Wow! Das Gehalt muss ja richtig gut sein. Wie bist du denn da drangekommen?«

»Sie brauchten dringend jemanden«, antwortete ich ausweichend. Das immerhin entsprach der Wahrheit. »Aber sag schon, wie geht es dir? Hast du vor, zurückzukommen?«

Ich bemühte mich um einen lässigen Tonfall, sie sollte nicht merken, wie wichtig mir die Antwort war.

»Ja, na klar.« Ihr Lachen hallte durch die Leitung. »Aber noch nicht gleich. Ich hab noch sieben Monate auf meinem Ticket. Aber Mensch, so schön, deine Stimme zu hören. Ich vermiss dich!«

»Ich dich auch.«

Ellie und Maddie hatten aufgehört zu schaukeln und einen backsteingepflasterten Weg eingeschlagen, der durch wuchernde Heidesträucher führte. Das Handy am Ohr, folgte ich ihnen mit dem Buggy über den unwegsamen Boden.

»Hör mal, ich hab gerade zu tun, ich sollte lieber ...«

»Klar, kein Problem. Ich sollte eh auflegen, bevor ich ganz pleite bin. Aber dir geht's gut, ja?«

»Ja, mir geht's gut.«

Eine verlegene Stille entstand.

»Na dann, tschüss, Rowan.«

»Tschüss, Rach.«

Und dann legte sie auf.

»Wer war das?«, fragte eine dünne Stimme neben mir. Ich zuckte zusammen und blickte nach unten – da stand Maddie und sah mich finster an.

»Oh, ähm, das war eine Freundin, mit der ich mal zusammengearbeitet habe. In London haben wir sogar

zusammengewohnt, aber dann ist sie auf eine große Reise gegangen.«

»Mochtest du sie?«

Die Frage war so komisch, dass ich lachen musste.

»Was? Ja, na klar mochte ich sie.«

»Es klang so, als würdest du nicht mit ihr reden wollen.«

»Ich weiß gar nicht, wie du darauf kommst.« Der Buggy ruckelte über einen losen Ziegel und wir spazierten weiter, während ich über ihre Bemerkung grübelte. War vielleicht doch etwas dran? »Sie hat von weit weg angerufen«, sagte ich schließlich. »Ich wollte nicht, dass es zu teuer für sie wird.«

Als Maddie so zu mir aufblickte, kam es mir kurz vor, als würden sich ihre schwarzen Knopfaugen in mich hineinbohren, doch dann wandte sie sich ab, flitzte Ellie hinterher und rief: »Mir nach! Komm mit!«

Der Pfad führte immer weiter bergab und weg vom Haus und wurde mit jedem Meter unwegsamer. Früher einmal waren die Ziegel im Fischgrätmuster angelegt worden, aber mit der Zeit hatten sich viele Steine gelöst, waren durch den Frost zerbrochen oder fehlten ganz. In einiger Entfernung sah ich eine mannshohe Ziegelmauer mit einem gusseisernen Tor, auf das die Mädchen zuzusteuern schienen.

»Ist das Grundstück hier zu Ende?«, rief ich. »Wartet, ich will nicht, dass ihr ins Moor lauft.«

Sie blieben stehen und warteten, bis ich bei ihnen war. Ellie hatte die Hände in den Hüften und keuchte, ihr kleines Gesicht war gerötet.

»Da ist ein Garten«, sagte sie. »Mit Mauer drum, wie ein Zimmer, aber ohne Dach.«

»Das klingt ja spannend«, sagte ich. »Wie der Geheime Garten aus dem Buch. Hast du das schon gelesen?«

»Hat sie natürlich nicht, sie ist zu klein für richtige Bücher«, sagte Maddie altklug. »Aber wir haben den Film gesehen.«

Jetzt hatten wir die Mauer erreicht und es war, wie Ellie beschrieben hatte. Bröckelndes Mauerwerk aus roten Ziegeln, das mich um einige Zentimeter überragte, umgab hier einen rechteckigen Abschnitt des Grundstücks. Eigentlich ideale Bedingungen für einen Küchengarten, der empfindlichen Kräutern und Obstbäumen Schutz vor Wind und Frost bot, doch die Pflanzen, die über die Mauern emporragten, sahen alles andere als essbar aus.

Wir standen vor einem Tor und ich drückte die Klinke.

»Abgeschlossen.« Durch die verschnörkelten Eisenstäbe blickte man in einen wilden, mit Sträuchern und Kletterpflanzen zugewucherten Garten, in dessen Zentrum eine von der Vegetation halb verdeckte Statue stand. »Wie schade, es sieht sehr aufregend aus da drin.«

»Es ist gar nicht richtig abgeschlossen«, sagte Ellie eifrig, »Maddie und ich kennen einen Trick, um reinzukommen.«

»Ich weiß nicht –«, fing ich an, aber da hatte sie ihre kleine Hand schon durch eine Lücke zwischen den kunstvoll verflochtenen Stäben geschoben, durch die selbst eine sehr schmale Erwachsenenhand nie gepasst hätte, und nestelte an der Rückseite des Schlosses herum. Das Tor sprang auf.

»Wow!«, sagte ich ehrlich beeindruckt. »Wie hast du das denn geschafft?«

»Ist gar nicht schwer.« Doch ihr Gesicht war vor Stolz gerötet. »Da ist ein kleiner Haken drin.«

Vorsichtig drückte ich die Tür auf, die Scharniere quietschten. Ich ging mit dem Buggy voran und schob das Gestrüpp zur Seite, das über unseren Köpfen hing. Blätter streiften meine Wangen und kribbelten wie Brennnesseln auf der Haut. Maddie lief geduckt hinter mir, um den Blättern auszuweichen, dicht dahinter Ellie. Eine diebische Freude lag auf ihrem Gesicht und ich fragte mich, ob es einen Grund gab, warum Bill und Sandra den Garten verschlossen hielten.

Der Wildwuchs, der innerhalb der schützenden Mauern herrschte, stand in bizarrem Kontrast zur Monotonie der Bäume und Heidesträucher im offenen Teil des Grundstücks und dem kargen Moorland dahinter. Hier sprossen üppige, immergrüne Sträucher mit allen Arten von Beeren, verschlungene Kletterpflanzen und immer wieder Blüten, die sich in dem scheinbar undurchdringlichen Gestrüpp behaupteten. Ein paar erkannte ich – Christrosen und Schneebeeren leuchteten zwischen dunkelgrünen Blättern hervor und die gelben Blütentrauben gehörten vermutlich zu einem Goldregen. Als wir um eine Ecke bogen, standen wir plötzlich unter einer uralten Eibe, die einen Tunnel über den Pfad formte, und ihre seltsam röhrenartigen Beeren knirschten unter unseren Füßen. Ihre Nadeln hatten den Boden vergiftet und nichts Neues wuchs unter ihrer Decke. Hier hinten standen kleinere Gewächshäuser mit kaputten Scheiben, aber noch so vollständig, dass die Feuchtigkeit im Innern kondensierte. Die Scheiben waren so dicht mit Flechten und Schimmelpilzen bewachsen, dass ich von den Pflanzen dahinter fast nichts erkennen konnte, nur die wenigen, die durch das zerbrochene Dach ragten.

Vier Wege aus Ziegelpflaster viertelten den Garten und trafen sich in einem kleinen Kreis in der Mitte, wo auch die Statue stand. Sie war kaum auszumachen unter dem dichten Efeu, doch als ich näher

kam und einige Blätter zur Seite schob, sah ich, dass es sich um eine Frauenfigur handelte, bröckelnd, dürr und ausgemergelt, in zerlumpten Kleidern und mit einem totenkopfähnlichen Gesicht. Ihre leeren, steinernen Augen starrten anklagend. Ihre Wangen wirkten wie mit Schnitten übersät, und beim Näherkommen sah ich die langen und spitzen Nägel an ihren skelettartigen Fingern.

»Huch!«, sagte ich. »Was ist das denn für eine gruselige Statue? Wer stellt sich so was in den Garten?« Aber ich bekam keine Antwort. Die beiden Mädchen waren irgendwo im grünen Dickicht verschwunden. Ich beugte mich vor und versuchte, den Namen auf dem Sockel der Statue zu entziffern. *Achlys*. Ob es eine Art Denkmal war?

Plötzlich verspürte ich den unbändigen Drang, diesem albtraumhaften Dschungel zu entkommen und ins Freie zurückzukehren, zurück auf die weiten Flächen, zurück zu den Bergen.

»Maddie«, rief ich streng. »Maddie, Ellie, wo seid ihr?«

Es kam keine Antwort, und ich musste ein mulmiges Gefühl unterdrücken.

»Maddie! Picknick! Kommt, wir suchen uns eine gute Stelle!«

Sie ließen sich gerade Zeit genug, um mich in echte Panik zu versetzen, dann prusteten sie los, stolperten aus ihrem Versteck auf den Pfad und rannten in Richtung Tor und hinaus in die frische, kühle Luft.

»Komm!«, rief Maddie mir zu. »Wir zeigen dir den Bach.«

Der restliche Morgen verlief ohne größere Zwischenfälle. Am Ufer des Bachs, der eine Ecke des Grundstücks kreuzte, machten wir ein entspanntes – sogar richtig nettes – Picknick. Danach zogen die Mädchen sich Schuhe und Socken aus, planschten ausgelassen im teebraunen Bach, quiekten dabei vor Kälte und bespritzten Petra und mich mit dem eisigen Wasser. Petra gluckste vor Verzückung. Nur zwei Dinge trübten die allgemeine Freude ein wenig – erstens fiel Ellies Schuh ins Wasser. Ich konnte ihn zwar rausfischen, aber sie brach in Tränen aus, als wir uns aufmachten und sie den pitschnassen Schuh wieder anziehen musste.

Zweitens brannte meine Stirn an der Stelle, wo mich die Kletterpflanze gestreift hatte. Erst hatte es nur gekitzelt, aber jetzt juckte es richtig wie von Brennesseln, nur schmerzhafter. Ich spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht, doch es wurde nicht besser. War es eine Allergie? Auf Pflanzen hatte ich zwar noch nie allergisch reagiert, aber vielleicht war diese hier ja eher in Schottland verbreitet und ich war ihr im Süden nur nie begegnet. So oder so war die Vorstellung, dass sich die Reaktion verschlimmern könnte, während ich mit den Kindern alleine war, ziemlich unangenehm – zumal ich mein Spray im Haus gelassen hatte.

Alles in allem war ich froh, als der Himmel sich zuzog und ich den Aufbruch vorschlagen konnte. Petra schlief schon auf dem Rückweg ein, und um sie nicht zu wecken, ließ ich sie im Buggy und parkte ihn im Hauswirtschaftsraum. Zu meiner Überraschung stimmten sowohl Maddie als auch Ellie meinem Vorschlag zu, einen Film zu schauen, und so machten wir es uns im Fernsehzimmer auf dem Sofa gemütlich. Langsam hatte ich das Gefühl, wieder Oberwasser zu bekommen, als es plötzlich knackte und Sandras Stimme über die Lautsprecher ertönte.

»Rowan? Passt es dir gerade?«

»Oh, hallo, Sandra.« Dieses Mal bekam ich zwar nicht so einen Schreck, aber das Ganze war immer noch verstörend. Verunsichert blickte ich zu den Kameras an der Decke – woher wusste sie, in welchem Raum ich war? Die Mädchen waren so in den Film vertieft, dass sie die Stimme ihrer Mutter anscheinend gar nicht gehört hatten. »Warte, ich geh mal in die Küche, dann können wir sprechen, ohne die Mädchen zu stören.«

»Du kannst den Anruf auch auf dein Handy umleiten, wenn das einfacher ist.« Sandras körperlose Stimme folgte mir auf dem Weg in die Küche. »Einfach Happy aufmachen und auf das Telefonsymbol klicken, dann den Pfeil zum Umleiten.«

Ich öffnete die App, versuchte, mich nicht zu sehr über die dämliche *Mit Happy im Haus bist du happy zuhaus!*-Begrüßung zu ärgern, tat wie geheißen und hielt mir das Handy ans Ohr. Jetzt hörte ich ihre Stimme wieder, diesmal über den Handylautsprecher.

»Fertig?«

»Ja, bin jetzt am Telefon. Danke für den Tipp.« Hätte sie das doch beim letzten Mal schon erwähnt, dann hätten wir das unangenehme Gespräch nicht vor Jack führen müssen – aber nun gut. Die Quaddeln auf meiner Stirn juckten und ich musste mich zusammenreißen, um nicht zu kratzen.

»Kein Problem. Happy ist toll, wenn man sich erst mal dran gewöhnt hat, aber es dauert ein bisschen, bis man alle Kniffe kennt! Wie läuft es denn heute?«

»Ach, richtig gut!« Ich setzte mich auf einen der Chromhocker und widerstand dem Drang, in die Kamera an der Decke zu blicken. »Es läuft super. Heute Morgen haben wir das Grundstück erkundet, das war toll. Petra schläft jetzt und die Mädchen sind –« Ich zögerte, als mir ihre Bemerkung von gestern einfiel, aber fuhr dann trotzdem fort. Ich durfte mich nicht noch weiter verrückt machen, außerdem

wusste sie dank der Kameras wahrscheinlich sowieso, was die Mädchen gerade trieben. »Die beiden gucken gerade einen Film. Du hast doch nichts dagegen? Sie waren den ganzen Vormittag an der frischen Luft und ich dachte mir, sie könnten eine Pause gebrauchen.«

»Dagegen?« Sandra lachte kurz auf. »Um Himmels willen, ich bin echt keine von diesen Helikoptermüttern.«

»Möchtest du sie sprechen?«

»Sehr gerne – deshalb hab ich auch angerufen. Na ja, und um zu fragen, wie du klarkommst. Holst du erst Ellie?«

Ich ging zurück ins Fernsehzimmer und reichte Ellie das Telefon.

»Deine Mummy.«

Mit schüchternem Blick nahm sie mir das Handy ab, aber ihre Miene hellte sich sofort auf, als sie die Stimme ihrer Mutter hörte. Da ich nicht allzu offensichtlich lauschen wollte, ging ich in die Küche und hörte von dort mit halbem Ohr zu. Irgendwann muss Sandra darum gebeten haben, mit Maddie zu sprechen, denn Ellie maulte kurz, dann war Maddies Stimme zu hören, und kurz darauf stapfte Ellie missmutig in die Küche.

»Ich vermisse Mummy.« Ihre Unterlippe bebte leicht.

»Na klar vermisst du sie.« Ich ging in die Hocke. Eine Umarmung wollte ich lieber nicht riskieren, aber wenn ich mich auf ihre Höhe begab, konnte sie ja selbst entscheiden, ob sie gedrückt werden wollte. »Und sie vermisst dich auch. Aber wir werden ganz viel –«

Doch ich wurde von Maddie unterbrochen, die mit dem Handy in der Hand hereinkam. Der Ausdruck in ihren dunklen Augen war bang und schadenfroh zugleich.

»Mummy will dich sprechen«, sagte sie. Ich nahm ihr das Telefon ab.

»Rowan« – Sandras Ton war brüsk – »was höre ich da, du bist mit ihnen in den verschlossenen Garten gegangen?«

»Ich – also –«, stammelte ich und war perplex. Was war denn los? Sandra hatte nichts davon gesagt, dass der Garten tabu war. »Also, ja, aber –«

»Wie kommst du dazu, dir einfach unerlaubt Zutritt zu verschaffen? Wir halten ihn ja nicht ohne Grund verschlossen, sondern zur Sicherheit der Kinder. Ich fasse es nicht, wie unverantwortlich –«

»Moment, bitte. Es tut mir sehr leid, wenn ich einen Fehler gemacht habe, Sandra, aber ich hatte keine Ahnung, dass wir nicht in den Garten dürfen. Und ich habe mir keinen Zutritt verschafft. Ellie und Maddie –«

Ellie und Maddie wussten, wie man das Tor aufmacht, wollte ich sagen, doch Sandra fiel mir mit einem entnervten Seufzer ins Wort. Ich verstummte, um sie nicht noch mehr gegen mich aufzubringen.

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst deinen gesunden Menschenverstand benutzen, Rowan. Wenn das bedeutet, dass du in einen Giftgarten einbrichst, dann –«

»*Einen was?*«, fuhr ich dazwischen, auf Umgangsformen kam es jetzt nicht an. »Was hast du gesagt?«

»Es ist ein *Giftgarten*«, blaffte Sandra. »Das wüsstest du auch, wenn du dir die Mühe gemacht hättest, den Ordner zu lesen. Was du ja offensichtlich nicht getan hast.«

»Ein Gift..« Ich griff nach dem Ordner und begann panisch darin zu blättern. Der Vorwurf kränkte mich. Doch, ich hatte das verdammte Ding gelesen, aber es waren nun mal 250 Seiten. Lebenswichtige Informationen hätte sie vielleicht besser nach vorne stellen sollen, anstatt sie zwischen seitenlangen Einlassungen zu genehmigten Chips-Sorten und den richtigen Schuhen für

verschiedene Sportarten zu verstecken. »Was soll das überhaupt sein?«

»Der Vorbesitzer des Hauses war analytischer Chemiker, der sich auf Pflanzengifte spezialisiert hatte. Der Garten war seine ... sein privater –« Sie brach ab, fand vor lauter Ärger nicht das richtige Wort. »Sein privates Versuchsgelände. Alle Pflanzen in dem Garten sind in unterschiedlichem Maße giftig – manche sogar hochgiftig. Und viele muss man dafür noch nicht mal verzehren – es reicht schon, sie zu streifen oder die Blätter zu berühren.«

Oh. Meine Hand wanderte unwillkürlich zu den Quaddeln auf meiner Stirn, für die es plötzlich eine Erklärung gab.

»Wir wissen noch nicht, was wir damit machen, das verfluchte Ding steht unter Denkmalschutz. Bis wir eine Lösung haben, bleibt er abgeschlossen. Mir wäre wirklich nicht im Traum eingefallen, dass du mit den Kindern einfach da reinspazierst ...«

»Sandra –« ich bemühte mich um einen ruhigen, sachlichen Tonfall, aber es fiel mir nicht leicht – »ich entschuldige mich aufrichtig dafür, dass ich den Abschnitt im Ordner nicht gründlich gelesen habe. Dafür übernehme ich die volle Verantwortung und ich werde es sofort nachholen. Trotzdem solltest du wissen, dass es nicht meine Idee war, reinzugehen. Maddie und Ellie haben es vorgeschlagen und sie wussten, wie man das Schloss ohne Schlüssel aufbekommt – auf der Innenseite muss irgendein Nothaken sein und Ellie kommt da dran. Sie waren definitiv schon mal in dem Garten.«

Sandra schwieg, ich hörte nur ihren Atem. Während ich auf eine Antwort wartete, grübelte ich, ob es schlau gewesen war, sie damit zu konfrontieren, dass sie offenbar keine Ahnung hatte, was ihre Kinder so auf dem Grundstück trieben. Dann räusperte sie sich.

»Na gut, lassen wir es dabei bewenden. Gibst du mir bitte Maddie noch mal?«

Und damit war das Gespräch beendet. Kein »Danke, das ist ja gut zu wissen«. Kein Eingeständnis, dass auch sie als Erziehungsberechtigte sich in dieser Sache nicht mit Ruhm bekleckert hatte. Aber das wäre wohl zu viel verlangt gewesen.

Als ich Maddie das Telefon reichte, lächelte sie, ein hämisches Funkeln in den dunklen Augen.

Sie ging mit dem Telefon zurück ins Fernsehzimmer, dicht gefolgt von Ellie, die wohl hoffte, noch einmal mit ihrer Mutter sprechen zu können, und als ich Maddie kaum noch hören konnte, nahm ich das Tablet von der Küchentheke und tippte »Achlys« in die Suchmaske.

Die Bildersuche spuckte eine Fülle schauriger Fotos aus – totenschädelartige Frauenköpfe mit zerschnittenen Wangen in unterschiedlichen Verfallsstadien, manche blass und irgendwie schön, andere morsch und modrig, mit einer Aura der Verwesung und einer sardonischen Fratze.

Ich klickte auf einen der Links in den Suchergebnissen.

Achlys – In der griechischen Mythologie die Göttin der Trauer, des Elends und des Gifts, stand da.

Ich schloss den Browser. Ordner oder nicht, ich hätte es wissen können. Die Beschriftung auf dem Sockel hatte mich gewarnt. Nur hatte ich die Botschaft nicht verstanden.

»Fertig«, rief Maddie, und ich schluckte meinen Ärger hinunter und ging zurück ins Fernsehzimmer, wo die beiden auf dem Sofa kauerten und sichtlich angespannt meine Reaktion erwarteten. Wortlos nahm ich das Handy von Maddie entgegen, drückte auf Play, um den Film wieder zu starten, und hockte mich ans andere Ende des Sofas. Immer wieder blickten beide Mädchen mich verstohlen an, doch auf ihren Gesichtern sah ich sehr

unterschiedliche Emotionen. Ellie befürchtete, Schimpfe zu bekommen. Denn sie hatte ja gewusst, dass der Garten tabu war, aber sie hatte mir stolz ihren Trick gezeigt. Maddies Ausdruck war ganz anders und schwerer zu deuten, doch ich glaubte zu wissen, was sie empfand: Schadenfreude.

Sie hatte mich in Schwierigkeiten bringen wollen, und sie hatte es geschafft.

Viel später, als wir gemeinsam Buchstabensuppe löffelten und ich Petra gerade Tomatensoße von der Wange wischte, schnitt ich das Thema wie beiläufig an: »Sagt mal, wusstet ihr, dass die Pflanzen in dem Garten gefährlich sind?«

Ellies Blick huschte zu Maddie, die zögerte.

»Was für 'n Garten?«, sagte sie schließlich, doch ohne Fragezeichen in der Stimme. Wahrscheinlich wollte sie nur Zeit gewinnen. Ich schenkte ihr mein lieblichstes Lächeln und einen Blick, der sagte: *Verarsch mich nicht, Süße*.

»Der Giftgarten«, sagte ich. »Der mit der Statue. Eure Mutter hat gesagt, wir durften da gar nicht rein. Wusstet ihr das?«

»Ohne Erwachsene dürfen wir nicht rein«, antwortete Maddie ausweichend.

Ich blickte Ellie an. »Wusstest du Bescheid?«, fragte ich sie, doch sie mied meinen Blick und schwieg. Da fasste ich sie am Kinn und drehte ihren Kopf zu mir.

»Au!«

»Ellie, guck mich an. Wusstest du, dass die Pflanzen gefährlich sind?«

Sie antwortete nicht und versuchte, ihr Gesicht meinem Griff zu entziehen.

»*Wusstest du es?* «

»Ja«, flüsterte sie dann. »Das Mädchen ist gestorben.«

Das war nicht die Antwort, mit der ich gerechnet hatte. Ich ließ ihr Kinn los.

»Was hast du gesagt?«

»Da war noch ein kleines Mädchen«, sagte Ellie, ohne mich anzusehen. »Sie ist gestorben. Hat Jean gesagt.«

»Ach du Sch...«, entfuhr es mir, und ich sah an Maddies hämischem Grinsen, dass sie auch diesen Schnitzer brühwarm weitererzählen würde.

»Was ist denn passiert? Und wann?«

»Vor langer Zeit«, sagte Maddie. Ihr machte das Thema offenbar wenig aus, sie schien es sogar zu genießen. »Bevor wir auf der Welt waren. Sie war das Kind von dem Mann, der hier früher gewohnt hat. Darum war er am Ende ganz mall.«

Erst verstand ich das letzte Wort nicht, es klang irgendwie schottisch. Hatte sie vielleicht nachgeplappert, was Jean McKenzie ihr erzählt hatte?

»Mall im Kopf meinst du? Ist er verrückt geworden?«

»Ja, die haben ihn eingesperrt. Nicht sofort, aber später. Erst hat er noch mit ihrem Geist hier gewohnt«, sagte Maddie ernst. »Sie hat ihn nachts immer mit ihrem Weinen aufgeweckt. Also als sie tot war. Hat Jean gesagt. Jedenfalls hat er irgendwann nicht mehr geschlafen, sondern ist nur noch auf und ab gelaufen, die ganze Nacht. Und dann ist er verrückt geworden. Da wird man nämlich verrückt, wenn man ganz lange nicht schläft. Man wird verrückt und dann stirbt man.«

Auf und ab. O Gott. Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich sagen sollte. Doch dann fiel mir etwas ein. »Maddie –« Ich schluckte, überlegte, wie ich meine Frage formulieren sollte.

»Maddie ... ist das ... hattest du das gemeint? Neulich? Als du gesagt hast, die Geister mögen es nicht?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.« Ihr Gesicht war starr und ausdruckslos. Ihren Teller hatte sie von sich geschoben.

»Als du mich umarmt hast, bei meinem ersten Besuch hier. Da hast du gesagt: *Die Geister mögen es nicht.*«

»Nein, habe ich nicht«, sagte sie mit steinerner Miene. »Ich hab dich nicht umarmt. Ich umarme niemanden.« Das war absurd. Klar konnte ich mich verhöhrt haben, aber ihre steife, verzweifelte Umarmung würde ich nie vergessen. Warum sollte sie sie leugnen? Mit einem Mal war ich mir auch sicher, dass ich richtig gehört hatte. Ich schüttelte den Kopf.

»Du weißt schon, dass es keine Geister gibt, oder? Egal, was Jean euch erzählt hat – es ist Quatsch, Maddie. Es kommt alles daher, dass wir traurig sind, wenn ein Mensch stirbt, und manchmal wünschen wir uns so sehr, ihn wiederzusehen, dass wir uns Geschichten ausdenken oder uns einbilden, dass wir ihn sehen können. Aber das ist Unsinn.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Maddie schüttelte so heftig den Kopf, dass ihr die dunklen Haare ums Gesicht flogen.

»Es gibt keine Geister, Maddie. Versprochen. Es ist alles ausgedacht. Sie können dir oder mir oder irgendeinem von uns nichts tun.«

»Kann ich jetzt aufstehen?«, fragte sie ausdruckslos.

Ich seufzte. »Möchtest du gar keinen Nachtsch?«

»Ich hab keinen Hunger mehr.«

»Na, dann geh.« Sie rutschte von ihrem Stuhl herunter, und Ellie, ihr folgsamer kleiner Schatten, tat es ihr gleich.

Ich setzte Petra einen Joghurt vor und machte mich daran, die Teller der Mädchen abzuräumen. Ellie hatte die übliche Schweinerei

aus Toastrinde und Nudelsoße hinterlassen und unter dem Löffel so viele Erbsen wie möglich versteckt. Doch auf Maddies Teller ... Gerade wollte ich die Reste im Komposteimer entsorgen, als ich stutzte.

Maddie hatte gut ein Dutzend Buchstaben liegenlassen, und erst jetzt sah ich, dass sie Worte ergaben. Sie waren diagonal über den Teller gerutscht, als ich sie wegkippen wollte, aber der Satz war noch lesbar.

WIR H
A S
S E
N DIC
H

Wir hassen dich.

Dass sie in unschuldigen Buchstabennudeln geschrieben war, machte die Botschaft fast noch schlimmer. Mit fahrigen Bewegungen kratzte ich den Teller leer, dass die Soße nur so spritzte, und pfefferte ihn in die Spüle, wo er auf ein Glas traf, sodass beide zersprangen und Scherben und Tomatensoße in der Umgebung verteilten.

Scheiße.

Scheiße, Scheiße, Scheiße, Scheiße.

»Ich hasse euch auch!«, wollte ich den Mädchen hinterherbrüllen, die es sich im Fernsehzimmer mit Netflix gemütlich gemacht hatten.
»Ich hasse euch auch, ihr miesen kleinen Biester!«

Was gar nicht stimmte. Jedenfalls nicht richtig.

In dem Moment hasste ich sie zwar schon. Aber ich sah auch mich selbst in ihnen. Ein trotziges Mädchen mit einem Wust an Emotionen, der viel zu groß für den kleinen Körper war und den sie weder verstehen noch kontrollieren konnte.

»Ich hasse dich« – das hatte ich in mein Kissen geschluchzt, als meine Mutter meinen Lieblingstедdy weggeworfen hatte, weil der angeblich zu alt, zu zerlumpt und zu babyhaft für ein großes Mädchen wie mich war. »Ich hasse dich so sehr!«

Aber auch damals war es nicht wahr. Natürlich liebte ich meine Mutter. Jahrelang gab sie mir das Gefühl, als erdrückte ich sie fast mit meiner Liebe. Wie oft musste sie Rockzipfel und Ärmel den kleinen Händen entziehen, wie oft klammernde Ärmchen von ihrem Hals lösen. *Schluss jetzt, du machst mir die Frisur kaputt ... Lass das mit den schmutzigen Händen ... Jetzt benimm dich nicht wie ein Baby, du bist doch schon groß.* Immer war ich zu bedürftig, zu anhänglich oder zu schmuddelig – und immer versuchte ich, besser und adretter und rundum lebenswerter zu sein.

Sie wollte mich nicht. So jedenfalls fühlte es sich oft an.

Aber sie war alles, was ich hatte.

Maddie hatte so viel mehr als ich – einen Vater, drei Schwestern, ein schönes Haus, zwei Hunde – und doch erkannte ich mich in ihr wieder, erkannte ihre Traurigkeit, ihre Wut und ihren Frust – ein kleiner finsterer Fremdkörper in der Familie.

Wir ähnelten uns sogar äußerlich.

Als sie mich vorhin angesehen hatte, mit diesem Anflug von Triumph in ihren dunklen, knopfrunden Augen, hatte ich auch etwas anderes erkannt – und auf einmal wusste ich, was es war. Ich sah mich selbst in diesem Blick. Sah meine dunklen Augen, meine Entschlossenheit. Maddie hatte einen Plan, genau wie ich. Die Frage war nur, was war ihr Plan?

Nach der letzten, schlaflosen Nacht war ich so müde, dass ich die Mädchen früh ins Bett schickte. Zu meiner Überraschung gab es keinen Protest, wahrscheinlich waren sie genauso kaputt.

Auch Petra ließ sich widerstandslos schlafen legen, und als ich zu Maddie und Ellie zurückging, waren beide schon in ihren Schlafanzügen – oder jedenfalls fast, im Fall von Ellie. Mit meiner Hilfe bekam sie schließlich auch das Oberteil richtig herum an, dann scheuchte ich die beiden ins Bad, wo sie sich gehorsam die Zähne putzten.

Als sie dann im Bett lagen, schlug ich vor, ihnen noch eine Gutenachtgeschichte vorzulesen. Ellie warf ihrer Schwester einen fragenden Blick zu, als würde sie um Erlaubnis bitten, zu antworten. Doch Maddie schüttelte den Kopf.

»Nein. Wir sind zu alt für Geschichten.«

»Das kann doch gar nicht sein«, sagte ich mit einem leisen Lachen. »Jeder mag Gutenachtgeschichten.«

An jedem anderen Abend hätte ich mich einfach hingesetzt und ihnen trotzdem vorgelesen. Aber ich war so hundemüde. Den ganzen Tag von früh bis spät mit den Mädchen zu verbringen war auf ganz andere Art anstrengend als die Arbeit in der Kita, und ich hatte es mir nicht so kräftezehrend vorgestellt. Ich musste an all die Mütter denken, die ihre Kinder in der Kita ablieferten und immer jammerten, wie ausgelaugt sie waren. Ich hatte dabei stets leise Verachtung empfunden – schließlich mussten sie sich nur um ein oder zwei Kinder und nicht um eine ganze Gruppe kümmern, aber jetzt verstand ich, was sie meinten. Es war vielleicht körperlich weniger anstrengend und nicht so hektisch wie in der Kita, aber der Tag zog sich unendlich hin, Bedürfnisse waren nie lange gestillt und man konnte die Kinder nicht mal eben der Kollegin übergeben, um

eine Zigarettenpause zu machen und ein paar Minuten einfach man selbst zu sein.

Hier gab es keinen Dienstschluss. Jedenfalls nicht in absehbarer Zukunft.

»Passt auf«, sagte ich schließlich, als ich Ellies kleines Kinn zittern sah, »wie wär's denn mit einem Hörbuch?«

Auf meinem Handy klickte ich mich zur Happy-Mediathek, von dort zu den Audiodateien, und dann scrollte ich durch die alphabetische Titelliste. Die war ziemlich verwirrend – es schien keine weitere Ordnung zu geben, und Mozart folgte auf Thelonious Monk, die Monster-Uni und L.M. Montgomery. Doch da schob sich plötzlich ein warmer Kinderkopf unter meinen Ellbogen: Ellie kam mir zu Hilfe.

»Ich zeig's dir«, sagte sie und tippte auf einen stilisierten Panda, und dann auf ein anderes Symbol, das wie ein abgeflachtes V aussah, aber, wie sich herausstellte, wohl ein aufgeklapptes Buch darstellen sollte.

Eine Liste mit Kinderhörbüchern öffnete sich.

»Weißt du schon, was du hören willst?«, fragte ich, doch sie verneinte, und so überflog ich die Liste und entschied mich für ›Schwein gehabt, Knirps‹ von Dick King-Smith. Es erschien mir ideal – lang, beruhigend und rundum erbaulich. Ich wählte »Schlafzimmer Ellie und Maddie« aus der Lautsprecherliste und wartete noch die ersten Takte der Eingangsmelodie ab. Dann deckte ich Ellie zu.

»Möchtest du einen Gutenachtkuss?«, fragte ich sie. Ich bildete mir ein, dass sie ein Nicken andeutete, und so beugte ich mich vor und drückte ihr einen kleinen Kuss auf die babyweiche Wange, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Dann ging ich zu Maddie. Sie hatte die Lider fest geschlossen, doch ihre Augen darunter bewegten sich, und auch an ihrem Atem merkte ich, dass sie noch längst nicht eingeschlafen war.

»Möchtest du einen Gutenachtkuss, Maddie?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort kannte.

Maddie schwieg. Ich blieb noch einen Moment stehen, beobachtete, wie ihr Brustkorb sich hob und senkte, und sagte schließlich: »Dann gute Nacht, ihr Lieben. Träumt schön und schlaft euch aus für die Schule morgen.« Dann ging ich und zog die Tür hinter mir zu.

Draußen im Flur seufzte ich zitternd auf und konnte es fast nicht glauben.

War es wirklich wahr? Waren sie tatsächlich allesamt sicher und geborgen im Bett, gewaschen, gekämmt und ganz ohne Geschrei? Verglichen mit letzter Nacht war alles verdächtig einfach gewesen.

Aber vielleicht war ja wirklich das Schlimmste überstanden. Vielleicht waren die ganze Wut und all die Widerrede nur auf den Schock zurückzuführen, von der Mutter getrennt und plötzlich mit einer Fremden allein zu sein. Vielleicht hatte es wirklich nicht mehr gebraucht als einen schönen gemeinsamen Tag und einen Anruf von Sandra.

Mir war richtig warm ums Herz, als ich die letzte Runde durchs Haus machte, das Schloss am Hinterausgang kontrollierte, mich mal wieder mit dem Haustürpanel und der Flurbeleuchtung abmühte und mich dann hundemüde auf den Weg nach oben begab.

Ich lief gerade an Bill und Sandras Zimmer vorbei, als ich etwas hörte. Oder vielmehr etwas sah – es war schwer zu beschreiben. Ein flinkes Huschen im dunklen Spalt zwischen Tür und Rahmen. Oder bildete ich es mir ein? Ich war so müde. Vielleicht war es nur ein Hirngespinnst.

Sehr, sehr leise, um die Mädchen nicht zu wecken, drückte ich die Tür mit der flachen Hand auf, hörte sie über den weichen, silbergrauen Teppichboden schleifen.

Im Zimmer war es still. Die Vorhänge waren auf, und während es in London um diese Zeit längst dunkel wurde, verschwand die Sonne hier, so weit im Norden, erst jetzt langsam hinter den Bergen.

Rötliches Licht fiel im schrägen Winkel durch die alten Sprossenfenster und verwandelte den Teppich in ein flammendes Schachbrett, doch die Zimmerecken lagen in tiefem Schatten. Im Vorbeigehen strich ich über den frischen baumwollenen Bettbezug und spähte nervös ins Dunkel. Mein Puls ging jetzt schneller, ich wusste, dass ich eine Grenze überschritt. Wenn Sandra in diesem Moment auf dem Bildschirm zusah, was würde sie sehen? Die Nanny, die sich im Schlafzimmer ihrer Gastgeber herumtreibt, die ihre Bettwäsche betatscht. *Ich dachte, ich hätte etwas gehört ...* Ich testete die Begründung in Gedanken, doch mir war klar, dass ich in Wahrheit nach einer Ausrede suchte.

Auf dem Nachttisch bei der Tür lag ein Paar Ohrringe. Das musste Sandras Seite sein. Dann schlief Bill also ...

Auf Zehenspitzen schlich ich um das Bett herum und hielt mich dabei so weit wie möglich im Schatten. Von der Kamera in Maddies und Ellies Zimmer wusste ich, dass die Auflösung im Dunkeln nicht besonders gut war. Dort konnte man außerhalb des blassen Scheins des Nachtlichts kaum etwas ausmachen, und hier drin war der Kontrast zwischen den Lichtkaros der untergehenden Sonne und dem Schatten noch stärker.

Sehr, sehr vorsichtig machte ich Bills Nachttischschublade auf und nahm den Inhalt in Augenschein. Eine Uhr mit kaputtem Armband. Etwas Kleingeld. Zugtickets, Heuschnupfenspray, ein Kamm. Ich weiß nicht, was ich mir versprochen hatte – aber wenn

ich gehofft hatte, mir ein besseres Bild von dem Mann zu machen, der hier schlief, der seinen Kopf auf dieses weiße Kissen bettete, wurde ich enttäuscht. Hier war kein einziger persönlicher Gegenstand.

Mir wurde schlecht beim Gedanken an unsere Begegnung in der Küche, an sein Bein in der engen Jeans, das sich mit jener Selbstverständlichkeit, die von langer Praxis zeugte, zwischen meine Schenkel geschoben hatte. *Wer bist du?*

Auf einmal wollte ich nur noch raus aus diesem Zimmer, und ich hastete über den Schachbretteppich zur Tür, ohne auf die Kamera zu achten. Sollten sie mich doch sehen. Alle beide.

Als ich kurz darauf meine Zimmertür hinter mir zuzog, tat ich es mit dem Gefühl, mich zu verbarrikadieren. Die Vorhänge glitten roboterhaft aufeinander zu und das Letzte, was ich von der Außenwelt sah, waren die blutroten Streifen des Sonnenuntergangs hinter den Gipfeln der Cairngorms und ein Licht in Jacks Fenster, das einen Teil des Hinterhofs erhellte.

An ihn dachte ich, als ich den Kopf auf das federweiche Kissen sinken ließ. Ich dachte an seine kräftigen Hände an diesem Morgen, daran, wie mühelos er die tobenden Hunde gebändigt und bei Fuß gehalten hatte. Und ich dachte an die Sache mit dem Schlüssel und wie unbeirrt er auf die richtige Stelle zugesteuert war – eine Stelle, an der ich längst gesucht hatte.

Doch dann erinnerte ich mich an andere Dinge – an seine Freundlichkeit am letzten Abend, als er kam, um nach mir zu sehen. Und an seine Stimme aus dem Babyfon, als er Petra schlafen legte, dieses warme, sanfte Raunen, das mich mit einem seltsamen Gefühl erfüllte, das ich nicht einordnen konnte. Da war keine Täuschung gewesen, kein Verstellen. Diese Zärtlichkeit war echt, da war ich mir sicher.

Und dann malte ich mir aus, wie es gewesen wäre, wenn er und nicht Bill mir an dem Abend in der Küche gegenübergesessen hätte – hätte ich dann auch angewidert und panisch die Flucht ergriffen? Oder ganz anders reagiert? Vielleicht hätte ich ja die Beine ein Stück geöffnet. Mich vorgebeugt. Und wäre rot geworden.

Doch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht hatte, fiel mir wieder ein, wie ich auf dem Boden im Hauswirtschaftsraum gekniet und mit der Taschenlampe meines Handys den Boden unter der Waschmaschine ausgeleuchtet hatte. Da war kein Schlüssel gewesen. Die Stunden, die seitdem verstrichen waren, hatten meine Gewissheit nicht ins Wanken gebracht – im Gegenteil. Ich war mir jetzt absolut sicher.

Was also bedeutete ...

Angestrengt rieb ich mir das Gesicht und widerstand dem Drang, an den langsam abklingenden Quaddeln zu kratzen. Es war einfach nur abwegig. Warum hätte er den Schlüssel entwenden sollen? Nur um mich zu verunsichern? Abgesehen davon hatte er seinen eigenen Schlüssel, und nicht zuletzt war er autorisiert, mit seinem Fingerabdruck die Vordertür zu bedienen. (Andererseits, flüsterte mein Unterbewusstsein, wurde dort wahrscheinlich jeder Zutritt registriert. Was bei einem altmodischen Schloss nicht der Fall wäre.)

Aber nein. Nein. Es passte vorne und hinten nicht. Warum sollte er sich die Mühe machen, den Schlüssel für ein paar Stunden verschwinden zu lassen? Was hätte er damit erreicht? Nichts, außer dass ich jetzt auf der Hut war. Und dann die Sache mit meiner Halskette – die war nach wie vor verschwunden, allerdings hatte ich auch noch keine Zeit gehabt, ordentlich zu suchen. Damit konnte Jack nun wirklich nichts zu tun haben. Ach, alles Paranoia. Irgendwas geht doch immer verloren. Schlüssel fallen zu Boden. Schmuck landet unversehens in Taschen oder Schubladen und

taucht Tage später plötzlich wieder auf. Für all das würde es eine logische Erklärung geben – für die man keine Verschwörungstheorie brauchte.

Doch in dieser Nacht würde ich sie nicht mehr finden. Ich drehte mich auf die Seite und ließ mich vom Schlaf umhüllen wie von einer warmen Decke.

Mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen galt nicht Jack, nicht dem Schlüssel und auch nicht Bill. Sondern den Schritten auf dem Dachboden.

Und dem alten Mann, dessen Tochter dem Giftgarten zum Opfer gefallen war.

Da war noch ein kleines Mädchen.

Meine Finger wanderten an meinen Hals, tasteten nach einer Kette, die nicht da war. Und dann schlief ich ein.

Ein martialisches Getöse riss mich aus dem Schlaf. Im nächsten Moment saß ich kerzengerade im Bett und blickte panisch um mich, zitternd vor Kälte.

Im Zimmer war Licht an – jede einzelne Lampe, voll aufgedreht und gleißend hell. Und es war eisig kalt. Aber der Lärm erst – Gott, dieser *Lärm*.

Es war Musik, vermutete ich jedenfalls. Doch sie quietschte und dröhnte so verzerrt aus den Lautsprechern, dass keine Melodie zu erkennen war, nur ein einziger strukturloser Krach.

Erst war ich wie versteinert. Dann stürzte ich auf das Wandpanel zu und drückte wahllos auf Symbole, der Puls hämmerte mir in den Schläfen, die schiefe Musik wie Sirenen in meinem Kopf.

»Musik aus!«, brüllte ich. »Lautsprecher aus! Musik leiser!«
Nichts. Nichts passierte.

Ich gab meinen Kampf mit dem Touchpanel auf, zog mir den Morgenmantel an und stürzte aus dem Zimmer. Ich hörte aufgeregtes Kläffen, und Petra hatte angefangen zu brüllen.

Im ersten Stock dröhnte die Musik genauso, vielleicht sogar lauter wegen des schmalen Flurs, der wie ein Verstärker wirkte. Auch hier war überall Licht an, und als ich Petras Zimmer betrat, stand sie aufrecht in ihrem Bett und rüttelte an den Stäben, die Haare standen ihr wild vom Kopf ab und sie schrie wie am Spieß.

Ich schnappte sie mir und rannte zum Zimmer der Mädchen, wo ich Maddie in Embryohaltung auf dem Bett vorfand. Sie hielt sich die Ohren zu. Von Ellie keine Spur.

»Wo ist Ellie?«, brüllte ich durch die dröhnende Musik und Petras Geheul. Maddie blickte auf, das Gesicht weiß vor Angst, immer noch die Hände auf den Ohren. Ich packte sie am Handgelenk und zerrte sie aus dem Bett.

» *Wo ist Ellie?* « Ich schrie es ihr direkt ins Gesicht, doch sie riss sich los und rannte weg, die Treppe runter, ich mit Petra hinterher.

Unten war der Lärm genauso schlimm und hier, mitten auf dem Perserteppich am Fuß der Treppe, kauerte Ellie. Sie hatte sich zu einer Kugel zusammengerollt, die Arme schützend um den Kopf gelegt. Die Hunde sprangen verängstigt um sie herum, ihr Bellen Teil der Kakophonie.

» Ellie, was ist passiert? Hast du auf irgendwas gedrückt? «

Sie blickte auf und sah mich mit leerem, verständnislosem Ausdruck an. Ich schüttelte entnervt den Kopf und rannte in die Küche, wo das Tablet lag. Ich tippte meinen Zugangscode in die Haus-App, doch nichts passierte. Hatte ich mich vertippt? Ich probierte es erneut, das wütende Gekläff aus dem Flur wie ein Presslufthammer in meinem Schädel. Immer noch nichts. LOGIN GESPERRT las ich noch, als plötzlich die rote Batteriewarnung aufblinkte, und im nächsten Moment war der Bildschirm schwarz. *Scheiße.*

Ich schlug mit der flachen Hand gegen das Wandpanel, woraufhin die Lampe über dem Herd anging und auf dem Bildschirm auf der Kühlschrantür ein Youtube-Clip begann, doch die Lautstärke änderte sich nicht. Mein Herz pochte wie wild und meine Panik wuchs mit jedem gescheiterten Versuch, das Ding auszuschalten.

Ein Smart Home? Was für eine Scheißidee. Dümmer ging es wirklich nicht.

Die Kinder zitterten vor Kälte und Angst, Petra brüllte mir weiter ins Ohr und die Hunde wuselten hechelnd um uns herum. Hilflos presste ich den Start-Knopf am Tablet, was natürlich nichts brachte. Der Bildschirm blieb schwarz. Und mein Handy war oben – aber konnte ich die verängstigten Kinder hier unten allein lassen, um es zu holen?

Verzweifelt blickte ich mich um und überlegte, was ich jetzt tun sollte, als eine Hand meine Schulter berührte. Ich erschrak so heftig, dass ich Petra beinahe fallen ließ, und fuhr herum. Da stand Jack Grant, und zwar so dicht bei mir, dass ich beim Herumdrehen seinen Oberkörper streifte. Wir machten beide unwillkürlich einen Schritt zurück, wobei ich fast noch über einen Hocker gestolpert wäre.

Offensichtlich war er aus dem Schlaf gerissen worden, denn er war obenrum unbekleidet und hatte sehr strubbelige Haare. Er zeigte auf die Tür und rief irgendwas, aber ich verstand ihn nicht und schüttelte den Kopf, dann beugte er sich zu mir und legte mir die Hände ans Ohr.

»Was ist los? Man hört den Krach bis zu den Stallungen.«

»Ich weiß auch nicht!«, rief ich zurück. »Ich hab geschlafen. Vielleicht hat eines der Mädchen irgendwas eingestellt – ich krieg's jedenfalls nicht aus.«

»Kann ich mal probieren?«, rief er und ich hätte ihn am liebsten ausgelacht. Klar kannst du, ich küss dir die Füße, wenn's klappt, dachte ich. Gereizt drückte ich ihm das Tablet in die Hand. »Bitte sehr!«

Und natürlich stellte er fest, dass die Batterie leer war. Dann ging er in den Hauswirtschaftsraum zu dem Schrank mit dem Internetrouter und dem Stromzähler. Ich war damit beschäftigt, Petra zu besänftigen, also bekam ich nicht mit, was genau er dort anstellte. Aber auf einmal wurde alles pechschwarz und der Lärm stoppte so abrupt, dass mir fast schwindlig wurde. Mir klingelten die Ohren.

In der plötzlichen Stille hörte ich Ellies Schluchzen und Maddie, die wimmernd auf dem Boden vor- und zurückwippte.

Petra auf meinem Arm verstummte vor Schreck, ihr kleiner Körper erstarrte. Dann lachte sie glucksend auf und rief: »Ute Nat!«

Mit einem Klick ging das Licht wieder an – aber nicht mehr so grell wie zuvor.

»So«, sagte Jack, als er in die Küche zurückkam, und wischte sich über die Stirn. Die Hunde tapsten ihm hinterher, auf einmal wieder ganz ruhig. »Jetzt ist alles auf Werkseinstellung zurückgesetzt. Puh. Menschenskind.«

Obwohl es so kühl war, glänzte Schweiß auf seiner Stirn, und als er sich mit dem Tablet an die Küchentheke setzte, sah ich, dass seine Hände zitterten.

Meine zitterten auch, als ich Petra neben Maddie absetzte.

Jack schloss das Tablet ans Ladekabel an und wartete ab, bis es genug Strom hatte, um es wieder einzuschalten.

»Da-danke«, sagte ich matt. Ellie schluchzte immer noch im Eingangsflur. »Ellie, du brauchst nicht mehr zu weinen, Maus. Es ist alles wieder gut. Pass auf ... äh ...« Ich lief durch die Küche und wühlte in den Schubladen. »Pass auf ... aha ... hier, Marmeladenkekse! Nimm dir einen. Du auch, Maddie!«

»Wir haben schon Zähne geputzt«, sagte Maddie mit steinernem Ausdruck, und ich musste mich beherrschen, um nicht hysterisch aufzulachen. *Scheiß auf die Zähne*, wollte ich antworten, doch ich verkniff es mir gerade noch.

»Dieses eine Mal dürfen wir. Wir stehen doch alle etwas unter Schock. Und Zucker hilft gegen Schock.«

»Das stimmt«, sagte Jack ernst. »Früher zu Großmutters Zeiten hat man dann süßen Tee bekommen, aber Zucker im Tee mag ich nicht, also hätte ich auch gern einen Marmeladenkeks, bitte.«

»Seht ihr?« Ich gab Jack einen Keks und biss selbst in einen. »Heute dürfen wir.« Ich redete mit vollem Mund. »Hier, Maddie.«

Sie zögerte erst, aber dann nahm sie ihn doch und steckte ihn sich ganz in den Mund, als hätte sie Angst, ich könnte ihn ihr wieder

wegnehmen.

Ellie aß ihren langsamer.

»Auch!«, rief Petra plötzlich und warf die Arme in die Luft. Was soll's, dachte ich. Mit meinem Kinderernährungsplan würde ich zwar keinen Preis gewinnen, aber das spielte jetzt auch keine Rolle mehr. Ich halbierte einen Keks, gab eine Hälfte Petra und warf dann den Hunden noch zwei Stückchen hin, um das Maß vollzumachen.

»Okay, läuft wieder«, sagte Jack, während Petra sich begeistert den Keks in den Mund stopfte. Ich stutzte kurz, aber dann sah ich das Tablet in seiner Hand. Der Bildschirm leuchtete. »Hier, die App ist schon geöffnet. Versuch's erst mal mit deiner PIN.«

Ich nahm ihm das Tablet ab, wählte aus der Nutzerliste meinen Namen und tippte die PIN ein, die Sandra mir gegeben hatte.

LOGIN GESPERRT stand auf dem Bildschirm. Ich klickte auf das kleine »i« neben der Fehlermeldung und ein Fenster öffnete sich: *Sie haben Ihre Happy-PIN zu häufig falsch eingegeben und ihr Zugang wurde gesperrt. Bitte loggen Sie sich mit dem Administrator-Kennwort ein oder warten Sie vier Stunden.*

»Oh«, sagte Jack bedauernd. »Wie ärgerlich. So was passiert schnell.«

»Nein, Moment«, sagte ich verärgert. »Das stimmt überhaupt nicht. Ich habe die PIN nur einmal eingegeben. Wie kann ich dafür gesperrt werden?«

»Kannst du auch nicht«, sagte Jack. »Man hat drei Versuche und bekommt eine Warnung. Aber bei dem Lärm kein Wunder, wenn ...«

»Ein Mal hab ich sie eingegeben«, wiederholte ich, und dann, lauter: »Nur ein einziges Mal!«

»Ist ja gut«, sagte Jack beschwichtigend. Sein Blick wirkte ein wenig abschätzig. »Dann lass mich mal.« Ich gab ihm das Tablet, aber ich war irgendwie verärgert. Er glaubte mir offensichtlich nicht.

Aber was war passiert? Hatte jemand anders versucht, sich in mein Konto einzuloggen?

Jack wechselte auf seinen Benutzernamen und gab seine PIN ein. Und schon war er drin.

Bei ihm sah das Menü anders aus, fiel mir auf. Er schien einige Berechtigungen zu haben, die ich nicht hatte – Zugriff auf die Außenkameras und die in der Garage –, aber nicht wie ich auf die in den Kinderzimmern und im Fernsehraum. Die waren in seinem Menü grau unterlegt. Dafür konnte er in der Küche die Beleuchtung dimmen, wie ich zu meinem großen Erstaunen feststellte.

»Was?!«, platzte es aus mir heraus. »Du kannst die Lampen hier drin mit der App steuern?«

»Nur, wenn ich im Haus bin«, sagte er und klickte sich weiter zum nächsten Bildschirm. »Administratoren – also Sandra und Bill – können alles von fern steuern, aber wir anderen nur die Zimmer, in denen wir uns gerade befinden. Hat irgendwas mit Geo-Ortung zu tun. Sobald man nah genug am Touchpanel steht, kann man auf das ganze System im jeweiligen Raum zugreifen.«

Das klang einleuchtend. Wenn man nah genug dran war, um den Lichtschalter zu bedienen, warum sollte man dann nicht auch Zugriff auf die gesamte Elektronik im Raum haben? Auf der anderen Seite ... wie nah war nah genug? Wir befanden uns direkt unter Maddies und Ellies Zimmer. Konnte man von hier unten aus auch dort die Lampen steuern? Oder sogar vom Hinterhof aus?

Ach was, ich musste damit aufhören. Er brauchte ja gar keinen Zugriff vom Hinterhof aus – er hatte einen Schlüssel.

Andererseits ... war das nicht gerade praktisch, wenn man sich nicht verdächtig machen wollte?

Ich schüttelte den Gedanken ab. Vielleicht hatte ja doch Ellie in der Nacht mit dem iPad herumhantiert. Wer weiß, vielleicht hatte sie

nur Candy Crush spielen oder einen Film gucken wollen und dabei aus Versehen einen falschen Button gedrückt. Vielleicht gab es auch irgendeine komische Voreinstellung, die ich, ohne es zu merken, beim Herumwerkeln aktiviert hatte. Oder vielleicht steckten ja doch Bill und Sandra dahinter. Wenn schon paranoid, dann bitte richtig. Warum nur Jack verdächtigen, wenn ich gleich alle haben konnte? Dass die beiden mich gerade erst eingestellt und damit am wenigsten Grund hatten, mich zu vertreiben, was sagte das schon? Und dann gab es ja auch noch die anderen Nutzer der App. Wer weiß, auf was und von wo Rhiannon alles Zugriff hatte?

Plötzlich merkte ich, dass Jack mich beobachtete, die Arme über der sehr unbedeckten Brust verschränkt. In der verglasten Wand sah ich mein Spiegelbild – ich trug keinen BH unter meinem dünnen Schlaftop, mein Gesicht noch immer verknautscht, und meine Haare sahen aus, als hätte man mich an den Füßen durch einen Busch gezerrt – all das stand in lächerlichem Kontrast zu dem ordentlichen, zugeknöpften Image, das ich vermitteln wollte. Meine Wangen wurden plötzlich heiß.

»Das ist mir jetzt richtig unangenehm, Jack. Du brauchtest nicht extra –« Ich ließ den Satz ins Leere laufen.

Er blickte an sich herunter und erst da schien ihm sein halbnackter Aufzug bewusst zu werden, denn er lachte etwas verlegen und wurde rot.

»Ich hätte mir wohl erst was anziehen sollen. Aber hätte ja sein können, dass ihr gerade im Schlaf niedergemetzelt werdet, da wollte ich nicht trödeln ... Pass auf, du bringst jetzt die Mädchen ins Bett, ich zieh mir was über, beruhige die Hunde, und dann lasse ich mal das Antivirenprogramm über die App laufen.«

»Ach, das musst du doch nicht mehr heute Nacht machen«, protestierte ich, doch er schüttelte den Kopf.

»Doch, ich möchte es machen. Ich hab keine Ahnung, warum sie plötzlich rumspinnt, und ich will nicht, dass ihr zweimal in einer Nacht aus dem Bett gerissen werdet. Aber du brauchst nicht wach zu bleiben, ich kann dann hinter mir abschließen. Oder hier schlafen, wenn du dir Sorgen machst.« Er deutete auf die Couch. »Ich kann mir eine Decke holen.«

»Nein!« Das klang schärfer als beabsichtigt, und ich versuchte zurückzurudern. »Nein, also ... das brauchst du wirklich nicht. Ehrlich. Ich komm schon —«

Halt die Klappe, wie blöd bist du eigentlich.

Ich schluckte.

»Ich bring schnell die Mädchen ins Bett und komme dann wieder runter. Dauert nicht lange.«

Zumindest hoffte ich das. Petra machte einen beunruhigend wachen Eindruck.

Etwa eine Stunde später hatte ich Maddie und Ellie zum zweiten Mal an diesem Abend ins Bett gebracht. Petra hatte ich so weit besänftigt, dass sie zwar noch nicht ganz schlief, aber wenigstens kurz davor war. Dann ging ich zurück nach unten. Fast hatte ich nicht mehr damit gerechnet, Jack anzutreffen, doch er saß an der Küchentheke, mit einer Tasse Tee in der Hand. Er hatte sich ein Karohemd angezogen.

»Willst du auch einen?«, fragte er und hielt die Tasse hoch.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Wenn ich jetzt noch was mit Koffein trinke, kann ich nicht mehr schlafen.«

»Leuchtet ein. Alles in Ordnung?«

Ich weiß nicht, was der Auslöser war. Vielleicht war es die ehrliche Anteilnahme in seiner Stimme oder die Erleichterung darüber, endlich mit einem Erwachsenen zu sprechen. Vielleicht war

es auch nur die Anspannung, die plötzlich von mir abfiel. Jedenfalls brach ich in Tränen aus.

»Hey.« Etwas hilflos stand er auf, steckte die Hände in die Hosentaschen, nahm sie wieder raus, kam auf mich zu und legte zaghaft den Arm um mich. Und ich – ich konnte nicht anders – vergrub mein Gesicht an seiner Schulter und schluchzte hemmungslos.

»Hey, ist ja gut ...«, sagte er wieder, wie zu Petra, doch diesmal hörte ich seine Stimme durch seinen Brustkorb, sie klang tiefer und weicher und irgendwie verlangsamt. Seine Hand verharrte einen Moment in der Schweben und legte sich dann sanft auf meinen Hinterkopf. »Es wird alles wieder gut, Rowan.«

Es war dieses eine Wort, *Rowan*, das mich zur Besinnung brachte, mich daran erinnerte, wer ich war und wer *er* war, und was meine Aufgabe war. Ich schluckte die Tränen hinunter, trat einen Schritt zurück und wischte mir mit dem Ärmel über die Augen.

»O Gott, Jack, es tut mir s-so leid.«

Meine Stimme bebte und war heiser vom Weinen, und plötzlich streckte er seine Hand aus. Erst dachte ich, er wollte mir über die Wange streicheln, und war nicht sicher, ob ich es zulassen wollte. Dann begriff ich – er hielt mir ein Taschentuch hin. Ich nahm es dankbar entgegen und putzte mir die Nase.

»Gott, Entschuldigung«, stammelte ich schließlich. Ich hatte das Gefühl, meine Beine könnten jeden Moment nachgeben, und ließ mich auf das Küchensofa fallen. »Jack, du musst denken, ich bin völlig bescheuert.«

»Nö, ich denke eher, du hast einen gehörigen Schreck abbekommen und dich den Kindern zuliebe zusammengerissen. Und ich denke auch –«

Er brach ab und biss sich auf die Lippe.

Ich sah ihn fragend an. »Was denn?«

»Ach, nichts.«

»Doch, sag!« Ich wollte unbedingt hören, was er zu sagen hatte, gleichzeitig fürchtete ich mich davor. »Bitte sag«, drängte ich.

Er seufzte. »Besser nicht. Ich will nicht schlecht über meine Arbeitgeber reden.«

Ach so. Das war jedenfalls nicht, was ich halb befürchtet hatte. Jetzt war ich nur noch neugierig.

»Aber?«

»Aber ... ach, scheiß drauf, ich hab eh schon zu viel gesagt. Ich denke, Sandra und Bill hätten dich nie in diese Situation bringen dürfen. Es ist dir gegenüber nicht fair, von den Kindern mal ganz abgesehen.«

Oh. Was sollte ich darauf jetzt erwidern?

»Na ja, ich wusste ja, worauf ich mich einlasse«, sagte ich schließlich.

»Wusstest du das wirklich?« Er setzte sich neben mich auf das Sofa, die Federn quietschten. »Ich schätze mal, über mindestens ein Kind haben sie nicht die ganze Wahrheit gesagt, oder?«

»Wen, Maddie?«

Er nickte.

»Okay, nicht ganz, da hast du recht. Aber ich bin ausgebildete Erzieherin, Jack. Das ist mir alles nicht fremd.«

»Im Ernst?«

»Gut, vielleicht habe ich vorher noch keine Maddie betreut, aber sie ist auch nur ein kleines Mädchen. Wir müssen noch miteinander warm werden, das ist alles. Heute war ein guter Tag.«

Was nicht ganz der Wahrheit entsprach. Immerhin hatte sie zweimal versucht, mich loszuwerden, erst, indem sie mich in diesen

Giftgarten lockte, und dann, indem sie alles brühwarm ihrer Mutter erzählte, um mich in ein schlechtes Licht zu rücken.

»Jack, wegen vorhin – meinst du, Maddie hat ...« Ich hielt inne und formulierte meine Frage neu. »Könnte eins der Mädchen dahinterstecken? Sie hatten vorher noch mit dem Tablet gespielt. Meinst du, sie haben die App vielleicht ... aus Versehen so programmiert, dass sie irgendwann losgeht?«

Oder mit Absicht, dachte ich, sagte es aber nicht.

Doch er schüttelte den Kopf.

»Glaub ich nicht. Das Login wäre aufgezeichnet worden. Und so, wie du's beschreibst, hat es ja im ganzen Haus die Steuerung von Lautsprechern und Licht außer Kraft gesetzt. Keiner der Nutzer hier hat die Zugangsberechtigung dafür, das geht nur mit Administrator-Passwort.«

»Das heißt ... es könnten nur Bill oder Sandra gewesen sein? Willst du darauf hinaus?« Immer noch ein abwegiger Gedanke, fand ich. »Oder ob die Kinder irgendwie an das Passwort gekommen sind?«

»Möglich, aber Bill und Sandra sind auf dem Tablet nicht einmal als Nutzer aufgelistet. Guck mal.« Er klickte auf das Dropdown-Menü der Haus-App mit der Liste der möglichen Nutzer: ich, Jack, Jean und »Gast«. Sonst niemand.

»Also du meinst ...«, begann ich langsam, während ich noch darüber nachdachte, »für den Administrator-Zugang braucht man nicht nur Sandras PIN, sondern auch noch ihr Telefon?«

»Würde ich sagen, ja.« Er zückte sein Handy und zeigte mir seinen Startbildschirm. »Siehst du? Hier bin ich der einzige Nutzer. Es ist so eingestellt.«

»Und um auf einem Gerät einen neuen Nutzer hinzuzufügen ...«

»Braucht dieser einen Code. Sandra müsste dir ja am Anfang einen gegeben haben, oder?«

Ich nickte. »Und lass mich raten – dieser Code kann nur von ...«

»... von einem Nutzer mit Administratorzugang generiert werden, genau. So sieht's aus.«

Es ergab keinen Sinn. Hatten also Sandra oder Bill das Theater veranstaltet? Ausgeschlossen war es nicht – ich hatte ein bisschen recherchiert, nachdem Sandra mir zum ersten Mal von der App erzählt hatte, und im Grunde bestand der Vorteil des Systems gerade darin, dass man es mit Internetzugang von überall steuern konnte – aus dem Urlaub die Kameraaufzeichnungen abrufen, im Erdgeschoss Licht machen, wenn man auf dem Weg nach unten war, die Heizung runterdrehen, wenn man noch in Inverness im Stau steckte. Blieb die Frage nach dem Warum.

Plötzlich fiel mir wieder ein, was Jack vorher gesagt hatte, und obwohl es nicht sehr wahrscheinlich war, klammerte ich mich an diesen Strohhalm.

»Und der Virenskan?«

Er schüttelte den Kopf. »Auf dem Tablet ist nichts. Alles sauber.«

»Mist.« Ich strich mir durch die Haare und er legte mir die Hand auf die Schulter, eine ganz leichte Berührung nur, doch es kribbelte wie bei einem Stromschlag, und ich erschauerte leicht.

Doch Jack missverstand meine Reaktion und machte ein zerknirschtes Gesicht. »Oh je, ich schwafle dich hier voll und dabei frierst du bestimmt und bist hundemüde. Ich lass dich jetzt mal schlafen gehen.«

Da lag er völlig falsch.

Mir war überhaupt nicht mehr kalt und müde war ich plötzlich auch nicht mehr. Mir war nach einem Drink, und zwar mit ihm, und am liebsten stark. Ich war drauf und dran, ihm einen Whisky

anzubieten, dabei mochte ich eigentlich gar nichts Hochprozentiges. Aber das war keine gute Idee, sonst würde ich womöglich noch irgendeine Dummheit begehen.

»Okay«, sagte ich schließlich. »Wahrscheinlich besser so. Danke für alles, Jack.«

Dann standen wir beide auf, er stellte die Tasse ab und streckte sich, seine Gelenke knackten und sein Hemd rutschte hoch und entblößte seinen flachen Bauch.

Und dann tat ich etwas, das mich selbst überraschte. Ich wusste nicht mal, dass ich es wollte, bis ich es plötzlich tat.

Ich ging auf die Zehenspitzen, zog ihn an der Schulter ein Stück an mich heran und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Seine Haut fühlte sich straff und warm an, die einen Tag alten Stoppeln kratzten leicht an meinen Lippen. Und etwas in mir zog sich vor Verlangen zusammen.

Als ich mich von ihm löste und seinen überraschten Blick sah, fürchtete ich im ersten Moment, einen riesigen Fehler begangen zu haben. Das Kribbeln im Bauch schlug in ein flaues Gefühl um. Aber plötzlich grinste er, beugte sich vor und erwiderte sanft den Kuss, seine Lippen warm und weich auf meiner Wange.

»Gute Nacht, Rowan. Und du kommst ganz bestimmt zurecht? Oder soll ich doch lieber ... bleiben?«

Eine winzige Pause vor dem letzten Wort.

»Ganz bestimmt.«

Er nickte. Und dann drehte er sich um und verschwand durch den Hinterausgang.

Ich sperrte hinter ihm zu, hörte das beruhigende Klacken beim Einrasten des Schlosses und legte den Schlüssel zurück an seinen Platz. Im Hof sah ich Jacks Silhouette im Schein der kleinen Laterne. Auf den Stufen zu seiner Haustür drehte er sich noch einmal um und

hob die Hand zum Abschied, und obwohl ich nicht wusste, ob er mich sehen konnte, erwiderte ich die Geste.

Dann fiel die Tür ins Schloss, das Außenlicht erlosch und ließ eine pechschwarze Dunkelheit zurück.

Ich fröstelte und kämpfte gegen den Drang, die Stelle an meiner Wange zu berühren, wo seine Lippen gewesen waren.

Ich wusste nicht, wie er das Angebot zu bleiben gemeint hatte. Was er sich erhofft, erwartet hatte.

Aber ich wusste, was ich gewollt hätte. Und dass ich sehr kurz davor gewesen war, Ja zu sagen.

Ich weiß, was Sie jetzt denken, Mr Wrexham. Das alles hilft meiner Verteidigung nicht. Das fand auch Mr Gates.

Denn wir wissen ja beide, wohin es führte, nicht wahr?

Dazu, dass ich in einer verregneten Sommernacht mit dem Babyfon in der Hand aus dem Haus schlich, über den Hinterhof, hinauf in seine Wohnung.

Und zu dem leblosen Kinderkörper, der – nein, ich darf nicht daran denken, sonst heule ich wieder los. Und wenn man hier drin abstürzt, stürzt man so richtig ab, das weiß ich inzwischen. Wir Menschen sind ja erstaunlich kreativ im Umgang mit unaushaltbarem Schmerz. Hier drin habe ich die ganze Palette mitbekommen. Manche ritzen sich und reißen sich die Haare aus, beschmieren die Zellenwände mit Blut und Kot. Andere sniffen, spritzen, rauchen oder schießen sich sonst wie ab. Wieder andere schlafen nur noch und kommen nicht mal zum Essen aus dem Bett, bis sie aus nichts als grauer Haut und Knochen und Verzweiflung bestehen.

Aber ich *muss* doch ehrlich zu Ihnen sein. Mr Gates wollte das nicht verstehen, oder konnte es nicht verstehen. Schauspielern war doch die Ursache dafür, dass ich überhaupt hier gelandet bin. Rowan, die Supernanny im Strickjäckchen mit Dauerlächeln und makellosem Lebenslauf – die hat es ja nie gegeben. Hinter der adretten, fröhlichen Fassade verbarg sich eine ganz andere Frau – eine, die rauchte, trank und fluchte und der mehr als einmal fast die Hand ausgerutscht ist. Ich gab mir größte Mühe, diese Frau zu verstecken – meine T-Shirts ordentlich zu falten, anstatt sie einfach in den Schrank zu pfeffern, zu lächeln und zu nicken, wenn mir eher danach war, den Elincourts den Mittelfinger zu zeigen. Und beim Polizeiverhör wollte Mr Gates, dass ich einfach weiter

schauspielerte, mich weiter verstellte. Mit dem Ergebnis, dass ich jetzt hier bin.

Doch ich muss die Wahrheit sagen, und zwar die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Diese Teile der Geschichte auszusparen würde bedeuten, weniger als die ganze Wahrheit zu sagen. Nur die Teile zu berichten, die mich entlasten, würde mich wieder in die alte Falle tappen lassen. Denn wegen der Lügen bin ich erst hier gelandet. Ich muss darauf vertrauen, dass ich mit der Wahrheit wieder rauskomme.

Beim Aufwachen wusste ich nicht, welcher Tag es war. Als der Wecker klingelte, horchte ich verschlafen nach Kinderstimmen, doch es blieb still, und so aktivierte ich den Schlummermodus und döste wieder ein. Als es zehn Minuten später erneut klingelte, hörte ich im Erdgeschoss Geräusche. Nach weiteren zehn Minuten, in denen ich mich innerlich für den Tag wappnete, stand ich auf, noch wackelig auf den Beinen von der viel zu kurzen Nacht. Ich brauchte dringend einen Kaffee und ging runter in die Küche, wo ich nicht Maddie und Ellie, sondern Jean McKenzie antraf, die mit missbilligender Miene das Geschirr spülte.

»Sind die Kinder noch nicht wach?«, fragte sie, als ich reinkam.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir hatten eine –« Wie sollte ich es sagen? Ich wollte ihr nicht die ganze Geschichte auf die Nase binden. »Eine etwas unruhige Nacht«, sagte ich schließlich. »Ich dachte, ich lasse sie mal ausschlafen.«

»Dachten Sie, soso. Schön und gut am Wochenende, aber es ist 7:25 und um 8:15 müssen sie fertig angezogen im Auto sitzen.«

8:15 Uhr? Es dauerte einen Moment, bis der Groschen fiel. Ach du ...

»O Gott, es ist ja Montag.«

»Genau, und Sie halten sich besser ran, wenn Sie's pünktlich schaffen wollen.«

»Ich geh nicht.« Maddie lag bäuchlings auf dem Bett, die Hände auf den Ohren. Ich war kurz vorm Verzweifeln. Dabei ging es schon nicht mehr darum, wie ich Sandra erklären würde, dass ich die Kinder nicht zur Schule überreden konnte, sondern darum, dass ich diese Pause dringend brauchte. Ich hatte kaum drei Stunden Schlaf gehabt. Mit dem quengelnden Baby würde ich zurechtkommen, aber nicht noch mit zwei Grundschulkindern – schon gar nicht, wenn eins davon so bockig und stur war wie Maddie.

»Du gehst und damit basta.«

»Du kannst mich nicht zwingen.«

Was sollte ich erwidern? Sie hatte ja recht.

»Wenn du dich jetzt anziehst, ist noch Zeit für Coco Pops.«

So weit war es gekommen. Bei jeder Hürde versuchte ich, die Kinder mit Süßigkeiten zu bestechen. Mit Ellie hatte es funktioniert, die saß inzwischen – hoffte ich zumindest – mehr oder weniger fertig angezogen (wenn auch nicht gewaschen oder gekämmt) in der Küche und aß unter Jeans Aufsicht ihre Coco Pops.

»Coco Pops mag ich überhaupt nicht, die sind für Babys.«

»Na, passt doch, du benimmst dich ja wie eins!«, blaffte ich sie an und bereute es sofort, als ich sie lachen hörte.

Nicht provozieren lassen, ermahnte ich mich. Ruhig bleiben. Lass sie nicht den Ton angeben.

Ich war kurz davor, ihr ein Ultimatum zu stellen, als mir der peinliche »Viereinhalb«-Moment ein paar Tage zuvor wieder einfiel. Keine gute Idee.

»Maddie, langsam nervt es. Wenn du nicht willst, dass ich dich im Nachthemd in die Schule trage, ziehst du jetzt besser deine Uniform

an.«

Doch sie antwortete nicht.

Schließlich seufzte ich und sagte: »In Ordnung. Wenn du dich wie ein Baby benehmen willst, muss ich dich wie eins behandeln. Dann ziehe ich dich eben an, das mache ich bei Petra ja auch.«

Mit der Uniform im Arm ging ich langsam auf das Bett zu, vielleicht würde die reine Androhung sie ja animieren, sich selbst anzuziehen. Doch sie blieb einfach liegen, schlaff wie eine Stoffpuppe, und machte sich so schwer sie nur konnte. Mein Rücken ächzte, während ich sie in ihre Kleider stopfte. Hinterher hing der Rock schief und ihre Haare waren strubbeliger als vorher von dem Kampf, ihr die Bluse über den Kopf zu ziehen, aber man konnte sie im weitesten Sinne angezogen nennen.

Wenn sie nicht nachgibt, mache ich mir ihre Passivität eben zunutze, dachte ich am Schluss und zog ihr unsanft auch noch Socken und Schuhe an.

»So!«, sagte ich und versuchte, nicht allzu triumphierend zu klingen. »Na siehst du, ist doch gar nicht so schwer! Ich geh jetzt runter und esse Coco Pops mit Ellie, wenn du mitkommen willst. Ansonsten sehen wir uns in einer Viertelstunde am Auto.«

»Aber ich hab noch nicht Zähne geputzt«, sagte sie mit steinerner Miene. Ich lachte auf.

»Das ist mir so was von« – ich konnte es mir gerade noch verkneifen – »piepegal. Aber wenn es dich stört ...«

Also ging ich ins Bad und holte ihr die Zahnbürste mit etwas Zahnpasta drauf. Als ich zurückkam, saß sie aufrecht auf dem Bett.

»Putzt du mir die Zähne?«, fragte sie. Ihre Stimme klang fast wieder normal, jedenfalls nicht mehr so unverhohlen feindselig wie noch ein paar Minuten zuvor. Doch ich zögerte. War acht nicht ein

bisschen zu alt, um die Zähne geputzt zu bekommen? Hatte im Ordner etwas dazu gestanden? Ich konnte mich nicht erinnern.

»Äh ... in Ordnung«, sagte ich schließlich.

Wie ein hungriger kleiner Vogel machte sie brav den Mund auf, und ich schob die Zahnbürste rein. Ich hatte erst ein paar Sekunden geputzt, da drehte sie plötzlich den Kopf weg, sodass die Bürste rausrutschte, und spuckte mir voll ins Gesicht. Minzig-weißer Speichel lief mir über Wange und Lippen und runter auf mein Top.

Im ersten Moment war ich so perplex, dass ich sie nur wortlos anstarrte, dann holte ich, ohne nachzudenken, zu einer Ohrfeige aus.

Maddie zuckte erschrocken zusammen und mit fast übermenschlicher Anstrengung zügelte ich mich und ließ Zentimeter vor ihrem Gesicht die Hand sinken. Ich rang nach Luft.

Wir blickten uns an und sie begann zu lachen, doch es war mehr ein Feixen, freudlos und hämisch, und ich wollte sie am liebsten schütteln.

Mein ganzer Körper zitterte vor Adrenalin, ich war so kurz davor gewesen, die Fassung zu verlieren und ihr das spöttische Grinsen aus dem Gesicht zu klatschen. Wäre es mein Kind gewesen, hätte ich es gemacht, keine Frage. Ich war rasend vor Wut.

Aber ich hatte es nicht getan. Ich hatte mich gerade noch beherrscht.

Doch hatte man das auch durch den Monitor erkennen können, falls Sandra zugesehen hatte?

Sprechen traute ich mir nicht zu. Also stand ich auf, ließ die grinsende Maddie auf dem Bett zurück und wankte ins Bad, wo ich mir mit zitternden Fingern den Schaum von Gesicht und Bluse wischte und mir den Mund spülte.

Bei laufendem Wasser stand ich über das Waschbecken gebeugt und musste mich am Rand abstützen, während lautlose Schluchzer meinen Körper schüttelten.

»Rowan Caine?« Die Stimme kam von unten, drang nur schwach durch das Wasserrauschen und mein eigenes Schluchzen. Es war Jean McKenzie. »Jack Grant wartet draußen mit dem Auto.«

»Ich – ich bin gleich unten«, brachte ich hervor und hoffte inständig, dass man mir meinen Zustand nicht anhörte. Dann spritzte ich mir Wasser ins Gesicht, tupfte meine Augen trocken und ging zurück ins Kinderzimmer, wo Maddie immer noch saß.

»Okay, Maddie«, sagte ich so ruhig wie möglich, »Zeit für die Schule. Jack ist schon draußen, wir wollen ihn doch nicht warten lassen.«

Und zu meiner unendlichen Verblüffung stand sie auf, nahm ihren Schulranzen und spazierte zur Treppe.

»Kann ich noch eine Banane fürs Auto mitnehmen?«, fragte sie über die Schulter, als wäre nichts geschehen.

»Klar«, antwortete ich, meine Stimme kühl und ungerührt. Dann dachte ich: Das geht nicht, ich muss was sagen, das darf ich nicht einfach so stehen lassen. »Hör mal, Maddie, wegen gerade – du kannst doch nicht einfach Leute anspucken, das ist ekelhaft.«

»Was?« Sie drehte sich zu mir um, im Gesicht ein Ausdruck gekränkter Unschuld. »Was denn? Ich musste niesen. Ich kann nichts dafür.«

Und damit sauste sie die Treppe hinunter und nach draußen, wo das Auto wartete, als wäre nichts gewesen, als hätte ich mir die letzten zwanzig Minuten nur eingebildet.

Während ich Petras Kindersitz kontrollierte und selbst vorne neben Jack Platz nahm, grübelte ich, wer wohl aus dieser Begegnung als Sieger hervorgegangen war. Und da wurde mir klar,

was für eine verkorkste Dynamik das war – dass es in meiner Beziehung zu diesem gestörten kleinen Mädchen nicht um Geborgenheit und Fürsorge ging, sondern um Macht und Überlegenheit, um Sieger und Verlierer in einem Krieg.

Nein. Ganz egal, wie die Situation am Ende ausgegangen war – gewonnen hatte ich nicht. Ich hatte in dem Moment verloren, als ich mich auf ihren Kampf einließ.

Immerhin hatte ich sie nicht geschlagen. Den Kampf gegen meine niedersten Instinkte hatte ich also gewonnen.

Ich hatte die Dämonen nicht siegen lassen. Dieses Mal nicht.

Als das Schultor hinter mir zufiel, wäre ich fast an Ort und Stelle zu Boden gesunken, so erleichtert und erschöpft war ich.

Geschafft. Ich hatte es geschafft. Und zur Belohnung warteten fünf vergleichsweise entspannte Stunden auf mich. Natürlich hatte ich noch Petra, aber fünf Stunden mit ihr waren gar nichts gegen Ellies kummervolle Abwehrhaltung und Maddies Gehässigkeit.

Irgendwie hielt ich mich auf den Beinen und bog um die Ecke und in die Seitenstraße, wo Jack mit Petra im Auto wartete.

»Geschafft?«, fragte er, als ich mich neben ihn setzte. Ich spürte, wie sich ein Grinsen auf meinem Gesicht ausbreitete, und konnte meine Erleichterung nicht verstecken.

»Ja! Sie sind jedenfalls die nächsten Stunden hinter Gittern.«

»Siehst du? Du machst das großartig«, sagte er leichthin und lenkte den Tesla vom Bürgersteig hinunter, der Wagen gespenstisch leise wie immer.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte ich mit einer Spur von Bitterkeit. »Bis zum letzten Moment war offen, ob ich Maddie aus dem Bett kriegen würde. Aber ich habe wieder einen Morgen überstanden, das ist wohl die Hauptsache.«

»Was willst du jetzt machen?«, fragte Jack dann, als wir uns dem Zentrum des kleinen Ortes näherten. »Wir können direkt zurückfahren oder noch einen Kaffee trinken, wenn du Zeit hast. Dann siehst du mal was von Carn Bridge.«

»Das wär toll. Außer Heatherbrae habe ich bisher kaum was gesehen, und beim Durchfahren sah Carn Bridge so hübsch aus.«

»Ja, es ist echt ganz nett. Und das Parritch Pot ist ein richtig gutes Café. Es ist zwar am anderen Ende des Dorfs und da kann man nicht gut parken, aber wir stellen uns einfach hinter die Kirche und gehen zu Fuß, dann kann ich dir alles zeigen.«

Zehn Minuten später hatte ich Petra in den Buggy geschnallt und wir machten uns auf den Weg entlang der High Street, wo Jack mir nette Läden und Pubs zeigte und Passanten zunickte. Es war ein idyllischer kleiner Ort, der vom Zentrum aus betrachtet irgendwie noch kompakter wirkte als aus der Ferne, die Granithäuser schmaler und dichter beieinanderliegend. Einige Läden standen leer – hier eine Metzgerei, dort ein ehemaliger Buch- oder Schreibwarenladen. Jack nickte, als ich danach fragte.

»Hier wohnen zwar recht viele Menschen, aber der Einzelhandel hat es trotzdem schwer. Den Touristenläden geht es gut, aber die anderen kleinen Geschäfte kommen preislich nicht gegen die Supermärkte an.«

Das Parritch Pot am Ende der High Street war eine hübsche viktorianische Teestube mit Messingklingel, die bimmelte, als Jack die Tür aufmachte und sie mir aufhielt, damit ich Petra über die Schwelle bugsieren konnte.

Eine mütterlich aussehende Frau trat hinter der Theke hervor, um uns zu begrüßen.

»Jackie Grant! Na, das ist aber lange her, dass du das letzte Mal hier Kuchen gegessen hast. Wie geht's dir, mein Guter?«

»Danke, gut, Mrs Andrews. Und Ihnen?«

»Ach, kann mich nicht beschweren. Und wer ist die junge Dame hier?« Ihren Ausdruck konnte ich nicht deuten. Er hatte etwas Verschmitztes, so als müsste sie sich einen Kommentar verkneifen. Wahrscheinlich war sie nur auf ganz altmodische Art neugierig auf Jacks unbekannte Begleitung. Am liebsten hätte ich die Augen verdreht. Die Fünfzigerjahre waren lange vorbei. Konnten Männer und Frauen im beschaulichen Carn Bridge keinen Kaffee zusammen trinken, ohne dass es gleich Getratsche gab?

»Oh, das ist Rowan«, sagte Jack fröhlich. »Rowan, das ist Mrs Andrews, ihr gehört der Laden. Rowan ist die neue Nanny in Heatherbrae, Mrs Andrews.«

»Ach, stimmt ja«, sagte Mrs Andrews, deren fragender Blick einem Lächeln gewichen war. »Jean McKenzie hat's mir erzählt, hatte ich ganz vergessen. Na, freut mich, Sie kennenzulernen. Hoffentlich haben Sie mehr Durchhaltevermögen als die anderen jungen Damen.«

»Ja, ich habe gehört, dass sie nicht lange geblieben sind«, sagte ich. Mrs Andrews schüttelte lachend den Kopf.

»Nein, das kann man wohl sagen. Aber Sie scheinen mir nicht so ein Angsthase zu sein.«

Über den Satz dachte ich noch nach, als ich Petra aus dem Buggy hob und in den Hochstuhl setzte, den Jack aus einem Hinterzimmer geholt hatte. Stimmt das? Vor ein paar Tagen hätte ich ihr recht gegeben. Aber wenn ich daran dachte, wie ich zitternd und stocksteif vor Schreck im Bett gelegen hatte, während ich dem *Krrk – Krrk* der Schritte über mir lauschte, war ich mir nicht mehr so sicher.

»Jack«, sagte ich schließlich, als wir unsere Bestellung aufgegeben hatten und auf die Getränke warteten, »weißt du eigentlich, was sich über meinem Zimmer befindet?«

»Über deinem Zimmer?« Er schien verblüfft. »Nein, ich wüsste gar nicht, dass es da oben überhaupt noch was gibt. Eine Speicherkammer oder einen Dachboden?«

»Weiß ich auch nicht, ich war da noch nicht. Aber in meinem Zimmer ist eine Tür abgeschlossen, die wahrscheinlich nach oben führt. Ich hab neulich ... ähm ...« Ich schluckte, unschlüssig. »Neulich hab ich ... also, da kamen komische Geräusche von oben.«

»Ratten?«, fragte er, und ich zuckte nur die Schultern, es war mir so peinlich.

»Ich weiß es nicht. Kann schon sein. Vielleicht aber auch nicht. Es klang mehr ...« Ich schluckte noch einmal, wagte nicht, das Wort auszusprechen, das mir auf der Zunge lag: *menschlich*. »Größer.«

»Die können schon richtig Krach machen, vor allem nachts. Irgendwo hab ich noch einen Schlüsselbund vom Haus – soll ich heute Nachmittag mal gucken gehen?«

»Ach, danke.« Es tat gut, über die Angst zu sprechen, sie zumindest anzudeuten – aber gleichzeitig kam ich mir furchtbar albern vor. Was sollte da oben schon sein außer Staub und alten Möbeln? Andererseits konnte es nicht schaden nachzusehen, und wer weiß, vielleicht gab es ja wirklich eine einfache Erklärung – ein klappriges Fenster, ein Luftzug, ein kippelnder Stuhl, eine schwankende Deckenlampe. »Das ist sehr nett von dir.«

»So, bitte schön.« Von hinten trat Mrs Andrews mit zwei Tassen Kaffee heran – echter, von einem echten Menschen und nicht per App zubereiteter Cappuccino. Ich nahm einen großen, heißen Schluck und empfand zum ersten Mal seit Tagen wieder Zuversicht.

»Der schmeckt ja gut, vielen Dank«, sagte ich zu Mrs Andrews und sie lächelte zufrieden.

»Aber gern geschehen! Mit dem neumodischen Automaten im Heatherbrae House können wir bestimmt nicht mithalten, aber wir tun unser Bestes.«

»Ach, der!«, lachte ich. »Ehrlich gesagt ist mir der ein bisschen zu modern – ich hab immer noch nicht raus, wie er funktioniert.«

»Laut Jean McKenzie soll das ganze Haus so sein, oder? Da wird schon Lichtanknipsen zum reinsten Abenteuer.«

Ich lächelte, wechselte kurz einen Blick mit Jack, sagte aber nichts.

»Na ja, mein Geschmack ist es nicht, was sie damit gemacht haben, aber gut, dass sie das Haus übernommen haben«, sagte Mrs Andrews. Sie wischte sich an der Schürze die Hände ab. »Bei der Vorgeschichte hätte das hier wohl keiner gemacht.«

»Welche Vorgeschichte?« Ich sah irritiert zu ihr auf, doch sie winkte ab.

»Ach, hören Sie nicht auf mich alte Tratschtante. Ich meine nur, irgendwas ist mit dem Haus. Hat schon mehr als ein Leben gefordert. Die Tochter des Arztes war nicht die Erste, wenn man den Geschichten glaubt.«

»Wie meinen Sie das?« Ich nippte an meinem Kaffee und versuchte, mein wachsendes Unbehagen zu unterdrücken.

»Damals, als es noch Struan House hieß«, sagte Mrs Andrews. Sie senkte die Stimme. »Die Struans waren eine alteingesessene Familie, aber nicht ganz ...« Sie schürzte abschätzig die Lippen. »Nicht so ganz richtig im Kopf. Einer hat seine Frau und sein Kind umgebracht, alle beide in der Badewanne ertränkt. Und noch einer kam aus dem Krieg zurück und hat sich mit dem Gewehr erschossen.«

O Gott. Ich dachte an das große, luxuriöse Bad im Heatherbrae House, mit den marokkanischen Fliesen, der riesigen Wanne. Die war zwar nicht mehr dieselbe, aber es war sehr wahrscheinlich noch dasselbe Bad.

»Ich habe ... von einer Vergiftung gehört«, sagte ich, etwas nervös. Sie nickte.

»Ja, das war der Arzt. Dr. Grant. Der hatte Mitte der Fünfziger das Haus vom letzten der Struans übernommen, nachdem der nach England gezogen war. Und er hat seine kleine Tochter vergiftet, heißt es. Manche sagen aus Versehen, andere —«

Sie ließ den Satz ins Leere laufen. Es hatte gebimmelt, ein neuer Gast war gekommen. Mrs Andrews strich sich die Schürze glatt und entschuldigte sich.

»Aber hören Sie nicht auf mein Geplapper. Alles Klatsch und Tratsch und Aberglaube. Lassen Sie sich davon mal nicht beeindrucken. Na, hallo, Caroline! Was kann ich für dich tun?«

Als sie wegging, um sich um die Kundin zu kümmern, grübelte ich noch einen Moment über ihre Worte nach.

Aber dann riss ich mich zusammen: Sie hatte recht. Es war nichts als Aberglaube. In jedem alten Haus hatte es mal Todesfälle und Tragödien gegeben, und die Tatsache, dass in Heatherbrae ein Kind zu Tode gekommen war, hatte nichts zu bedeuten.

Trotzdem spukten mir, während ich Petra das Lätzchen umband und ihre Reiscracker auspackte, Ellies Worte im Kopf herum.

Da war noch ein kleines Mädchen.

Zurück nach Heatherbrae nahmen wir einen Umweg, vorbei an torfbraunen Bächen und durch sonnengesprenkelte Kiefernwälder. Petra döste auf dem Rücksitz, während Jack mir die Sehenswürdigkeiten zeigte – eine Burgruine, eine verlassene Festung, ein stillgelegter viktorianischer Bahnhof, der dem umfangreichen Streckenabbau in den Sechzigern zum Opfer gefallen war. Am Horizont zeichneten sich die Berggipfel ab, von denen Jack jeden einzelnen beim Namen kannte.

»Magst du Bergwandern?«, fragte er, als wir an einer Kreuzung zur Hauptstraße stehenblieben, um einen Lkw vorbeizulassen. Die Frage überraschte mich.

»Ich, äh – weiß ich ehrlich gesagt nicht. Hab ich noch nie gemacht. Wandern mag ich eigentlich. Warum?«

»Ach ... also ...« Seine Stimme klang plötzlich zögerlich, und von der Seite sah ich, dass er ein bisschen rot geworden war. »Ich dachte nur ... also ... wenn Sandra und Bill zurück sind und die Wochenenden wieder dir gehören, könnten wir ja vielleicht ... Wir könnten auf einen der Munros steigen. Wenn du Lust hast.«

»Ja ... hab ich«, sagte ich, und jetzt war es an mir, rot anzulaufen. »Lust habe ich auf jeden Fall. Wenn es dir nichts ausmacht, dass ich ziemlich langsam bin ... und ich bräuchte wohl auch Wanderstiefel und so.«

»Gute Schuhe brauchst du. Und Regensachen. Am Berg kann das Wetter schnell umschlagen. Aber –«

In diesem Moment piepte sein Handy, das auf seinem Schoß lag. Er warf einen kurzen Blick darauf, dann runzelte er die Stirn und reichte es mir.

»Das ist eine Nachricht von Bill. Kannst du mir sagen, was er schreibt? Ich will beim Fahren nicht lesen, aber normalerweise meldet er sich nur, wenn es was Dringendes gibt.«

Ich las die Vorschau des Textes, mehr war wegen der Bildschirmsperre nicht möglich:

»Hallo Jack, brauche dringend die Pemberton-Unterlagen. Bitte lass alles andere liegen und bring« – hier brach die Vorschau ab.

»Scheiße«, sagte Jack und warf sofort einen schuldbewussten Blick auf die schlafende Petra im Rückspiegel. »Sorry für den Ausdruck, aber dafür brauche ich jetzt den Nachmittag und Abend und den halben Tag morgen. Ich hatte eigentlich was vor.«

Ich fragte ihn nicht, was seine Pläne gewesen waren. Ich spürte nur einen Anflug von ... nicht unbedingt Enttäuschung ... auch nicht unbedingt Angst ... sondern einfach ein Unbehagen darüber, dass er weg und ich mit den Kindern fast vierundzwanzig Stunden allein sein würde.

Und es bedeutete noch etwas anderes, fiel mir ein, als wir den dunklen Tunnel des Kiefernwäldchens verließen und der Junisonne entgegenfuhren: keine Möglichkeit, der Sache mit dem Dachboden nachzugehen, bis er wieder da war.

Unmittelbar nach unserer Rückkehr zum Haus brach Jack wieder auf, und obwohl ich dankbar sein Angebot akzeptiert hatte, die Hunde mitzunehmen, empfand ich die ungewohnte Stille im Haus, kaum dass sie weg waren, als gespenstisch. Ich machte Petra etwas zu essen und legte sie zum Schlafen hin. Dann saß ich eine Weile in der riesigen, gähmend leeren Küche, trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und beobachtete das Spiel der Wolken am Himmel. Die Aussicht war wirklich einzigartig und jetzt bei Tageslicht leuchtete mir auch ein, warum Sandra und Bill das Haus praktisch abgesägt und einen Teil des viktorianischen Originalbaus dieser eindrucksvollen Berg- und Moorlandschaft geopfert hatten.

Bei aller Schönheit blieb auch ein Eindruck von Schutzlosigkeit – von vorne wirkte das Haus so robust und unerschütterlich, doch seine Hinterseite war verstümmelt, sein Innerstes offengelegt worden. Wie ein Patient, der äußerlich unverseht wirkt, aber unter dem Hemd langsam verblutet. Es war, als steckte das Haus tief in einer Identitätskrise – als wäre es am liebsten das eine, während Bill und Sandra es gewaltsam in die andere Richtung zerrten, ihm Gliedmaßen abtrennten, Operationen am offenen Herzen vornahmen, die ehrwürdigen alten Knochen brachen und zu etwas Neuem formten – etwas, das nicht seine Bestimmung war, modern, stylisch und aalglatt, während es doch viel lieber solide und bescheiden bleiben wollte.

Die Geister mögen es nicht ... Wieder hörte ich den Satz in Maddies dünnem Stimmchen, doch ich schüttelte den Gedanken ab. Alles absurd. Nichts als Gerüchte und Legenden und ein trauriger alter Mann, der den Tod seiner Tochter nicht verkraftete.

Mehr aus Langeweile als aus echter Neugier nahm ich mein Handy und tippte »Heatherbrae House totes Kind Giftgarten« in die Suchmaske.

Die meisten Ergebnisse waren irrelevant, doch beim Scrollen stieß ich auf den Heimatblog eines Hobbyhistorikers.

STRUAN – Struan House (heute Heatherbrae) bei Carn Bridge in Schottland ist eine weitere Attraktion für Gartenhistoriker, da sich auf dem Gelände einer der wenigen noch erhaltenen Giftgärten Großbritanniens befindet (ein weiteres berühmtes Exemplar kann man am Alnwick Castle in Northumberland besichtigen).

Dieser in den Fünfzigerjahren von dem analytischen Chemiker Kenwick Grant angelegte Garten soll besonders seltene und hochgiftige heimische Pflanzenarten enthalten, mit einem Schwerpunkt auf Unterarten, die nur in Schottland zu finden sind. Leider wurde der Garten nach dem Tod der elfjährigen Tochter Dr. Grants im Jahre 1973 dem Verfall anheimgegeben. Man munkelt, die junge Elspeth habe versehentlich Teile einer Pflanze aus dem Garten verzehrt. Während der Garten seinerzeit gelegentlich Forschern und auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, schloss Dr. Grant ihn nach dem Tod seiner Tochter dauerhaft. Nach seinem eigenen Tod 2009 wurde das Haus in Privathand verkauft. Es wurde in Heatherbrae House umbenannt und umfassend saniert und umgestaltet. Derzeit ist über den Zustand des Giftgartens nichts bekannt, und es bleibt zu hoffen, dass die derzeitigen Besitzer die historische und botanische Bedeutung dieses Stücks schottischer Geschichte zu würdigen wissen und Dr. Grants Erbe bewahren werden.

Da der Beitrag keine Fotos enthielt, gab ich als Nächstes »Dr. Kenwick Grant« in die Bildersuche ein. Es war ein eher ungewöhnlicher Name und so gab es nicht viele Suchergebnisse, aber die meisten Fotos schienen denselben Mann zu zeigen. Das erste war eine Schwarzweißfotografie eines etwa vierzigjährigen

Mannes mit sauber gestutztem Ziegenbart und Nickelbrille, der augenscheinlich vor dem gusseisernen Tor des Gartens stand, wo Maddie, Ellie und ich am Vortag gewesen waren. Er lächelte nicht, sein Gesicht wirkte wie eines, das selten lächelte, doch seine Haltung drückte einen gewissen Stolz aus.

Das nächste Foto stand in traurigem Kontrast dazu. Wieder schwarz-weiß und unverkennbar derselbe Mann, inzwischen aber deutlich über fünfzig und mit verzerrem Gesicht, sei es vor Trauer, Angst oder Wut. Wie es schien, stürmte er gerade auf den Fotografen zu, eine Hand vor sich ausgestreckt, entweder um die Kamera zur Seite zu schieben, oder um sein eigenes Gesicht zu verdecken, es war nicht klar zu erkennen. Hinter dem Bart fletschte er die Zähne, eine bizarre Grimasse, die mir Angst machte, selbst auf dem kleinen Bildschirm und obwohl die Aufnahme jahrzehntealt war.

Der letzte Treffer war ein Farbfoto, offenbar durch die Stäbe eines Tors aufgenommen. Es zeigte einen gealterten, buckligen Dr. Grant in einem bräunlichen Kittel und mit einem breitrempigen Hut, der sein Gesicht zum Teil verbarg. Er schien ausgemergelt und ging am Stock. Seine Brillengläser waren dick und etwas trübe, doch seine Augen dahinter fixierten den Fotografen. Seine freie, knochige Hand war zur Faust geballt und wie zur Drohung erhoben. Ich klickte das Bild an, um etwas darüber zu erfahren, fand aber keine Informationen. Es war eine Pinterest-Seite ohne Hinweis auf die Quelle oder den Kontext des Fotos. Die Beschriftung lautete: *Dr. Kenwick Grant, 2002.*

Als ich das Handy wegsteckte, empfand ich eine große Traurigkeit – über das Schicksal von Dr. Grant und seiner Tochter und auch beim Gedanken an das Haus, wo das alles passiert war.

Noch länger hätte ich es nicht ertragen, herumzusitzen und zu grübeln, also steckte ich das Babyfon ein, nahm eine Rolle Küchengarn aus der Schublade und ging durch die Hintertür nach draußen. Ich folgte dem Pfad, den die Mädchen mir am Tag zuvor gezeigt hatten.

Die Morgensonne hatte sich zurückgezogen und mir war schon richtig kalt, als ich den gepflasterten Weg zum Garten erreichte. Wie seltsam, dass Juni war, dachte ich – in London würde ich zu dieser Jahreszeit in kurzer Hose und ärmellosem Top schwitzen und die miese Klimaanlage bei den Kleinen Strolchen verfluchen. Hier oben, auf fast halbem Weg zum Polarkreis, bereute ich schon, mir keine Jacke mitgenommen zu haben. Aus dem Babyfon war kein Piep zu hören, als ich das Tor erreichte und die Hand durch die Stäbe steckte, um den Riegel zu lösen, wie Ellie es getan hatte.

Es gestaltete sich schwieriger, als es bei ihr ausgesehen hatte. Nicht nur weil die Lücke zwischen den Stäben eigentlich zu schmal für meine Hand war, auch der Winkel war ungünstig. Selbst als ich die Hand unter leisen Flüchen durchgequetscht und mir dabei am Rost die Handknöchel aufgeschürft hatte, erreichte ich den Riegel nicht.

Ich veränderte meine Position, kniete mich auf die feuchten Steine, spürte die Kälte durch die dünne Strumpfhose kriechen, doch endlich ertastete ich den Riegel mit der Fingerspitze und drückte. Ich drückte fester, und noch etwas fester ... plötzlich sprang das Tor klappernd auf und ich kippte fast vornüber auf die Steine.

Nicht zu fassen, dass ich das eingezäunte Areal für einen normalen Garten gehalten hatte. Jetzt, da ich von seiner Geschichte wusste, sah ich Warnzeichen überall. Die dicken schwarzen Lorbeerkirschen, die dünnen Nadeln der Eibe, der wuchernde

Fingerhut, und was ich zuvor für harmloses Unkraut gehalten hatte, wies ein rostiges Schild in der Erde als Große Brennnessel aus. Viele Gewächse kannte ich gar nicht – eine Pflanze mit auffälligen malvenfarbenen Blüten, eine andere, die auf meiner Wade ein Kribbeln wie mit winzigen Nadeln zurückließ. Ein Beet voll mit etwas, das aussah wie Salbei, aber bestimmt keiner war. Als ich schließlich die Tür eines baufälligen Schuppens aufschob, entdeckte ich alle möglichen Pilze, die im Dunkeln aus dem Boden sprossen.

Ich konnte ein leichtes Schaudern nicht unterdrücken, während ich die Tür wieder zuzog und das feuchte Holz über den Steinboden schaben hörte. So viele Giftpflanzen – manche verlockend, manche definitiv nicht. Manche waren vertraut, andere hatte ich nie zuvor gesehen. Und manche waren so wunderschön, dass ich am liebsten einen Zweig abgebrochen und in die Vase gestellt hätte – aber natürlich wagte ich das nicht. Sogar die mir bekannten Pflanzen wirkten in dieser Umgebung fremd und bedrohlich – denn hier waren sie nicht ihrer schönen Farben und Blüten wegen gezogen worden, sondern weil sie todbringend waren.

Ich schlang die Arme eng um meinen Oberkörper, um mich zu schützen, aber der Garten war so verwuchert, dass es unmöglich war, allen Pflanzen auszuweichen. Blätter kribbelten auf meiner Haut und bald konnte ich nicht mehr unterscheiden, welche wirklich Reizungen verursachten und wann es nur Paranoia war, die meine Haut jucken und brennen ließ.

Ich wollte gerade gehen, als mir etwas ins Auge fiel. Auf der niedrigen Backsteinmauer, die eines der Beete umgab, lag eine Gartenschere. Sie sah neu und glänzend aus und kein bisschen angerostet. Dann entdeckte ich, dass der Strauch über meinem Kopf beschnitten worden war – nicht viel, doch genug, um den Weg

begehrbar zu machen. Weiter oben war ein Teil von einer Kletterpflanze mit einem Stück Kordel abgebunden worden.

Je mehr ich mich umsah, desto klarer wurde mir: Der Garten war gar nicht so verwahrlost, wie ich dachte. Jemand kümmerte sich darum – und sicher nicht Maddie oder Ellie. Kein Kind wäre auf die Idee gekommen, einen herabhängenden Zweig ordentlich zu stützen – es hätte ihn höchstens abgeknickt oder sich einfach darunter gebückt, wenn es überhaupt groß genug war, um ihn zu bemerken.

Also wer dann? Sandra nicht. Da war ich mir sicher. Jean McKenzie? Jack?

Bei dem Namen klingelte etwas. Jack ... Grant.

Ein ungewöhnlicher Nachname war es nicht, besonders hier in der Gegend, und trotzdem: Konnte es wirklich Zufall sein?

Während ich so dastand und rätselte, ertönte plötzlich ein Quäken aus dem Babyfon, das mich in die Realität zurückholte. Mir fiel ein, warum ich hergekommen war.

Ich schnappte mir die Schere und ging eilig zum Ausgang, wo ich das Tor hinter mir zuzog. Das hohle *Klack*, mit dem das Schloss einrastete, scheuchte einen Schwarm Vögel aus den Baumkronen auf und schien von den Hügeln widerzuhallen.

Ich nahm die Rolle Küchengarn aus meiner Tasche und schnitt ein langes Stück ab, stellte mich auf die Zehenspitzen und wickelte es ganz oben, unerreichbar für ein Kind, um das Torgestänge. Ich führte es zwischen den gusseisernen Ornamenten hindurch und um den Torsturz aus Backstein herum, bis die Schnur aufgebraucht und das Tor gesichert war. Dann verknotete ich die Enden und zog sie so fest, dass meine Fingerspitzen weiß wurden.

Wieder ein Quengeln aus dem Babyfon, fordernder als beim ersten Mal, aber jetzt war das Tor ja sicher. Ohne Leiter würden

Maddie und Ellie nicht mehr in den Garten gelangen. Die Schere steckte ich ein, dann nahm ich mein Handy und klickte auf das Mikro in der Happy-App.

»Bin gleich da, Petra-Maus. Nicht weinen, bin gleich bei dir.«

Und dann rannte ich über den gepflasterten Weg zurück zum Haus.

Die nächsten paar Stunden verbrachte ich damit, Petra zu bespaßen und mir die Bedienung des Tesla beizubringen, um damit die Mädchen von der Schule abzuholen. Jack war mit dem Landrover der Elincourts unterwegs zu Bill und hatte mir vor der Abfahrt noch einen Crashkurs gegeben und die wichtigsten Funktionen des Tesla erklärt, aber der Fahrstil war ganz anders – es gab weder Kupplung noch Gangschaltung, dafür ein seltsames Abbremsen, wann immer man den Fuß vom Gaspedal nahm. Erst nach ein paar Meilen Fahrt hatte ich mich daran gewöhnt.

Beide Mädchen waren müde vom Schultag. Die Heimfahrt verlief schweigend und der Rest des Tages ohne Vorfälle. Nach dem Abendessen wechselten sie sich beim Spielen am Tablet ab und schlüpfen zur Schlafenszeit anstandslos in ihre Pyjamas und dann ins Bett. Als ich um acht Uhr noch einmal hochging, um das Licht auszumachen und Gute Nacht zu sagen, ertönte im Zimmer der Mädchen eine Stimme über den Lautsprecher.

Erst hörte es sich an wie ein Hörbuch, aber dann sagte Maddie etwas, was ich nicht verstand, und die Stimme aus dem Lautsprecher antwortete: »Volle Punkte?! Das ist ja toll, mein Schatz! Ich bin sehr stolz auf dich. Und du, Ellie? Habt ihr auch Rechtschreiben geübt?«

Es war Sandra. Sie hatte sich zum Gutenachtsagen ins Zimmer der Mädchen eingewählt.

Mit der Hand auf dem Knauf blieb ich noch einen Moment stehen, die Ohren gespitzt. Ich hoffte und fürchtete zugleich, sie würden etwas über mich sagen.

Doch dann dimmte Sandra das Licht, wie ich durch den Spalt erkennen konnte, und stimmte ein Schlaflied an.

Sandras liebevolle Stimme zu hören, wie sie die hohen Töne nicht ganz traf, sich beim Text verhaspelte – es war ein so intimer Moment, dass ich mich für mein Lauschen schämte. Am liebsten hätte ich mich auf Zehenspitzen ins Zimmer geschlichen, Maddie und Ellie geknuddelt, ihnen einen Kuss auf die warme Stirn gedrückt und ihnen gesagt, wie glücklich sie sich schätzen konnten, eine Mutter zu haben, die bei ihnen sein wollte, selbst wenn sie nicht konnte.

Doch weil ich wusste, dass es die Illusion und die Intimität des Moments zerstören würde, zog ich mich zurück. Falls Sandra auch mit mir sprechen wollte, würde sie sich bestimmt hinterher in die Küche einwählen.

Während ich zu Abend aß und aufräumte, wartete ich angespannt auf ein Knistern aus dem Lautsprecher, doch nichts passierte. Als ich um neun Uhr immer noch nichts gehört hatte, schloss ich überall ab und ging leise nach oben in mein Zimmer.

Als ich schließlich im Dunkeln im Bett lag, tat mir alles weh vor Erschöpfung. Doch anstatt mein Handy zum Laden einzustecken und sofort die Augen zuzumachen, konnte ich nicht anders, als noch einmal Dr. Grant zu googeln.

Das letzte Foto betrachtete ich lange, während ich mir Mrs Andrews' Worte durch den Kopf gehen ließ. Der Kontrast zwischen diesem und dem ersten Bild war erschütternd, sein Ausdruck, seine ganze Haltung zeugte von Nächten voller Trauer und Schmerz – vielleicht ja sogar in genau diesem Zimmer. Wie

musste es gewesen sein, hier all die Jahre weiterzuleben, mit den Gerüchten und dem Gerede im Ort und den schmerzlichen Erinnerungen an seine Tochter?

Als Nächstes tippte ich »Elspeth Grant Tod Carn Bridge« in die Suchmaske und überflog die Ergebnisse.

Ein Foto schien es nicht zu geben – jedenfalls fand ich keins. Und eine richtige Traueranzeige fand ich auch nicht, bloß eine Kurzmeldung im mittlerweile eingestellten »Carn Bridge Observer«, dass Elspeth Grant, die geliebte Tochter von Dr. Kenwick Grant und der verstorbenen Ailsa Grant, am 21. Oktober 1973 im St Vincent's Cottage Hospital im Alter von 11 Jahren verstorben war.

Dann eine Meldung von ein paar Wochen später, diesmal erschienen in der »Inverness Gazette«, mit einer Zusammenfassung der Autopsieergebnisse und der Anhörung zur Todesursache. Offenbar war sie an einer Vergiftung mit *Prunus laurocerasus*, der Lorbeerkirsche, gestorben. Da die Beeren leicht mit Kirschen oder Holunderbeeren zu verwechseln sind, waren sie versehentlich zu einer Marmelade verarbeitet worden. Wahrscheinlich hatte das Kind die Früchte selbst gesammelt und dann der Haushälterin gebracht, die sie ohne Überprüfung weiterverarbeitete. Dr. Grant aß selbst nie Marmelade, da er gesalzenes Porridge zum Frühstück bevorzugte, und die Haushälterin nahm ihre Mahlzeiten bei sich zu Hause im Dorf ein. Elspeths Kinderfrau hatte den Posten rund zwei Monate vor dem Vorfall gekündigt, sodass nur das Kind die giftige Marmelade verzehrt hatte. Erste Vergiftungserscheinungen traten fast unmittelbar danach auf, und trotz intensiver Bemühungen, sie zu retten, starb sie später im Krankenhaus an multiples Organversagen.

Das abschließende Urteil lautete Tod durch Unfall, und es wurde keine Anklage erhoben.

Elspeth war also als Einzige jemals in Gefahr gewesen, von der Marmelade zu essen. Kein Wunder, dass da Gerede aufgekommen war – mir war nur nicht klar, warum es sich vor allem auf Dr. Grant konzentrierte, nicht aber auf die namenlose Haushälterin. Vielleicht hatte es mit dem Zusammenhalt unter den Dörflern zu tun. Und was war mit der Kinderfrau? Die hatte, wie der Autor des Artikels es ausdrückte, »rund zwei Monate« zuvor gekündigt. Klang das nicht verdächtig? Aber wenn sie etwas mit dem Vorfall zu tun gehabt hätte, wäre dieser Umstand bei der Anhörung sicherlich zur Sprache gekommen. Dass sie gekündigt hatte, sollte wohl lediglich erklären, dass Elspeth beim Pflücken der Kirschen unbeaufsichtigt gewesen war.

Doch je länger ich darüber nachdachte, desto weniger plausibel erschien es mir, dass Elspeth die Beeren versehentlich gepflückt haben sollte. Selbst ich als Vorstadtkind der Neunzigerjahre hatte, ohne die geringste Erfahrung in Botanik, eine vage Vorstellung davon, dass Lorbeer anders aussah als zum Beispiel Holunder. Sollte die Tochter eines Toxikologen mit einem verriegelten, ausdrücklich der Erforschung von Pflanzengiften dienenden Garten sich wirklich so vertun?

Dann las ich den Text noch mal und hatte auf einmal großes Mitleid mit der Kinderfrau, dem fehlenden Glied in dieser Kette, obwohl ich gar nichts über sie wusste. Sie war nicht befragt worden und es gab keine Information darüber, was aus ihr geworden war. Aber sie wäre um ein Haar in einen schlimmen Skandal verwickelt worden. Und welche Zukunft gab es für eine Nanny, in deren Obhut ein Kind zu Tode gekommen war? Eine sehr düstere, so viel war klar.

Ich weiß nicht mehr, wann ich eingeschlafen war, aber es war schon sehr spät und ich hatte das Handy noch in der Hand, als mich ein Geräusch aus dem Schlaf riss. Es war ein Ding-Dong wie bei einer Türklingel, anders als meine üblichen Signaltöne. Ich setzte mich auf und rieb mir die Augen und sah dann, dass der Ton doch aus meinem Handy kam. Ich starrte auf den Bildschirm, die Happy-App blinkte. *Klingel Haustür* war zu lesen. Das Ding-Dong ertönte erneut, offenbar schien es sämtliche »Nicht stören«-Einstellungen aushebeln zu können. Als ich auf das Symbol klickte, poppte ein Fenster auf. *Tür öffnen? Bestätigen / Abbrechen*.

Hastig klickte ich auf Abbrechen und dann auf die Kamera-Ansicht. Der Videostream zeigte den Eingangsbereich, aber weil die Außenbeleuchtung abgeschaltet war, sah ich unter dem Vordach nur pixeliges Dunkel. War Jack schon zurück? Hatte er seinen Schlüssel vergessen? Als das Läuten zum dritten Mal ertönte und jetzt auch über die Treppe nach oben drang, war klar, dass ich aufmachen musste, bevor die Mädchen wach wurden.

Es war ungewöhnlich kühl im Zimmer und ich zog mir den Morgenmantel an, bevor ich im Halbdunkel auf dem weichen Treppenläufer nach unten schlich. Das Licht hatte ich aus gelassen, um die Mädchen nicht zu wecken. Erst nach mehreren Anläufen erkannte das Haustürpanel meinen Daumenabdruck, dann schwang die Tür fast lautlos auf und offenbarte ... nichts.

Es war allerdings auch ziemlich dunkel. Der Parkplatz des Landrovers war nach wie vor leer, und keine der sensorgesteuerten Laternen war angegangen. Allein der Strahler unter dem Vordach leuchtete auf, als ich über die Schwelle trat. Fröstelnd stand ich in der kühlen Luft, schirmte die Augen gegen das Licht ab und sah mich rechts und links der Auffahrt um. Nichts. In Jacks Fenster brannte auch kein Licht. War die Klingel zufällig losgegangen?

Langsam machte ich mich wieder auf den Weg nach oben, aber ich war noch nicht weit gekommen, als die Klingel wieder ging.

Verdammt.

Mit einem Seufzer kehrte ich um und rannte die Treppe wieder runter.

Als ich aufmachte, war wieder niemand zu sehen.

Frustriert schlug ich die Tür zu und erschrak im selben Moment über den Knall. Ich hielt den Atem an und horchte, ob Petra anfangen würde zu schreien. Doch nichts passierte.

Trotzdem warf ich auf meinem Weg nach oben einen Blick in ihr Zimmer. Zum Glück schlief sie friedlich. Dann schaute ich noch bei den Mädchen rein. Im sanften Schein des Nachtlichts sah ich sie in ihren Betten liegen, die verschwitzten Haare auf den Kopfkissen, die kleinen Engelsmünder halb geöffnet, und hörte das leise Schnarchen, das kaum die Stille durchbrach. Im Schlaf wirkten sie alle beide so klein und verletzlich, und mir zog sich das Herz zusammen, als ich daran dachte, wie wütend ich am Morgen auf Maddie gewesen war. Am nächsten Tag wollte ich es besser machen – ich durfte nicht vergessen, dass sie noch ein kleines Kind war und wie aufwühlend es sein musste, sich schon wieder auf eine unbekannte Frau einlassen zu müssen. Jedenfalls hatte keine der beiden Klingelmäuschen gespielt. Ich zog leise die Tür zu und ging zurück in mein Zimmer.

Es war immer noch kalt im Raum, und als ich sah, wie die Vorhänge sich blähten, war auch klar, warum.

Irritiert ging ich zum Fenster.

Es stand tatsächlich offen, und zwar nicht nur einen Spalt weit wie zum Lüften – nein, das untere Fenster war bis zum Anschlag hochgeschoben worden. Fast so – kam mir plötzlich in den Sinn –,

als hätte sich jemand zum Rauchen rausgelehnt, aber das war natürlich absurd.

Zumindest war das Kälteproblem nun schnell gelöst – besser, als sich wieder mit dem Touchpanel rumschlagen zu müssen. Vorhänge, Türen, Tore, Lampen, Kaffeemaschine – alles in diesem Haus war automatisiert, aber zum Glück waren wenigstens die Fenster noch original viktorianisch und daher per Hand zu bedienen.

Mit Wucht knallte ich das Fenster zu, schob den Messingriegel in Position und kroch zurück unter die noch warme Daunendecke und kuschelte mich mit einem wohligen Schauer hinein.

Ich driftete gerade wieder weg, als ich das Geräusch hörte ... nicht die Klingel diesmal, sondern ein einzelnes, jähes *Krrrrrk*.

Sofort saß ich senkrecht im Bett, das Handy vor die Brust gepresst. Scheiße. Scheiße Scheiße *Scheiße*.

Aber das Geräusch kam nicht wieder. Hatte ich mich verhört? Waren es gar nicht Schritte wie in der Nacht zuvor, sondern etwas anderes? Ein Ast im Wind, ein knarrender Balken?

Das Blut rauschte mir in den Ohren, sonst hörte ich nichts mehr. Ich legte mich wieder hin, das Handy noch in der Hand, und machte die Augen zu.

Doch meine Sinne waren in Alarmbereitschaft, an Schlaf war nicht zu denken. Fast eine Stunde lag ich mit donnerndem Puls da, während mir wüste, paranoide Gedanken durch den Kopf jagten.

Und dann kam doch noch, was ich halb befürchtet, halb erwartet hatte.

Krrrrrk.

Und dann nach einer winzigen Pause – *krrk ... krrk ... krrk ...*

Diesmal gab es keinen Zweifel – das waren Schritte.

Das Herz schlug mir so heftig im Hals, dass mir schlecht wurde und ich Angst hatte, bewusstlos zu werden. Aber dann siegte die

Wut. Ich sprang aus dem Bett und rannte zu der verschlossenen Tür in der Ecke, kniete mich davor und spähte durchs Schlüsselloch. Mein Herz trommelte wie verrückt.

Ich fühlte mich vollkommen schutzlos, wie ich da in meinem Schlafanzug vor der Tür kniete, ein Auge aufgerissen und gegen ein dunkles Loch gepresst. Plötzlich stellte ich mir vor, wie jemand etwas durch das Loch sticht und meine Hornhaut durchbohrt, mit einem Zahnstocher oder einem spitzen Bleistift. Vor Schreck kippte ich nach hinten. Ich blinzelte, mein Auge tränkte von der Zugluft.

Aber da war nichts. Niemand, der mir die Augen ausstechen wollte. Zu sehen war auch nichts, nur endloses Schwarz, durch das ein modrig-staubiger Hauch wehte. Und selbst wenn die Treppe in einer Windung verlief oder vor einer geschlossenen Tür endete, würde doch, wenn oben im Raum ein Licht brannte, wenigstens ein Schimmer nach unten dringen. Was immer sich dort oben abspielte, spielte sich im Dunkeln ab.

Krrk ... krrk ... krrk ... Da war es wieder, gleichmäßig, unerbittlich, unerträglich. Dann die kurze Pause, und wieder: *krrk ... krrk ... krrk ...*

»Ich kann dich hören!«, rief ich. Ich konnte einfach nicht mehr still sitzen bleiben. Ich sprach direkt ins Schlüsselloch, meine Stimme bebte vor Wut und Panik. »Ich kann dich hören! Was machst du da oben, du krankes arschloch?! Was soll der Scheiß? Ich ruf die Polizei, wenn du nicht abhaust!«

Meine Stimme verklang sofort, als hätte ich in ein Vakuum hineingerufen. Die Schritte wurden noch nicht einmal langsamer. *Krrk ... krrk ... krrk ...* wieder die kurze Pause, dann setzte das Geräusch ohne die geringste Veränderung im Rhythmus wieder ein. *Krrk ... krrr ... krrk ...* Und natürlich wusste ich insgeheim, dass ich nicht die Polizei rufen würde. Was sollte ich schon sagen? »Ach,

kommen Sie doch bitte vorbei, bei mir im Haus knarzt es«? Davon abgesehen war die nächste Polizeiwache in Inverness und dort würden sie wohl kaum nachts Telefondienst machen. Blieb nur der Notruf – und selbst in meinem aufgelösten Zustand hatte ich eine ziemlich klare Vorstellung davon, wie man dort reagieren würde, wenn eine hysterische Frau mitten in der Nacht anrufen und von Spukgeräuschen erzählen würde.

Wenn nur Jack hier wäre, dachte ich – oder irgendjemand sonst, außer drei kleinen Kindern, für die ich verantwortlich war.

O Gott. Wie sollte ich das nur aushalten? Auf einmal verstand ich, was die anderen Kinderfrauen von hier verjagt hatte. Nacht für Nacht hier zu liegen, zu lauschen, abzuwarten, ins Dunkel zu starren, auf die verschlossene Tür, durch das Schlüsselloch, in die gähnende schwarze Leere dahinter ...

Ich konnte nichts tun. Vielleicht hätte ich runtergehen und im Wohnzimmer schlafen können, aber was, wenn die Geräusche dort auch losgingen? Wahrscheinlich würde ich dann vollends den Verstand verlieren, und irgendwie war der Gedanke, die Geräusche könnten auf dem Dachboden weitergehen, während ich ahnungslos im Erdgeschoss schlummerte, fast schlimmer. Und solange ich hier oben war, solange ich horchte und wachte, konnte, was immer dort war, wenigstens nicht ...

Panisch blickte ich im Dunkeln um mich und schluckte, meine Kehle ganz trocken, in meinen Handflächen kalter Schweiß. Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken.

Heute würde ich wieder nicht schlafen, das wusste ich jetzt.

Fröstelnd wickelte ich die Bettdecke um mich, machte das Licht an und saß da, das Handy in der Hand, und lauschte dem immer gleichen Takt der Schritte über mir. Und ich dachte an Dr. Grant, den alten Mann, der hier früher gelebt hatte und den Sandra und Bill

versucht hatten loszuwerden, indem sie sanierten, restaurierten und modernisierten, bis keine Spur mehr von ihm übrig war – nur sein Vermächtnis, ein schauriger Garten hinter hohen Mauern.

Und vielleicht das, was sich nachts auf dem Dachboden abspielte, was immer es war.

Ich hörte die Worte wieder, in Maddies kühlem, sachlichem Tonfall, als säße sie neben mir und flüsterte mir ins Ohr. *Irgendwann hat er nicht mehr geschlafen ... ist nur noch auf und ab gelaufen, die ganze Nacht. Und dann ist er verrückt geworden. Da wird man nämlich verrückt, wenn man ganz lange nicht schläft.*

War es das? War ich dabei, den Verstand zu verlieren?

Mein Gott. Es war lächerlich, ich musste endlich damit aufhören. Von zwei schlaflosen Nächten wurde niemand verrückt.

Doch ich kam nicht an gegen die Panik. Da die Schritte nicht aufhörten, hatte sie mich immer mehr im Griff. Ich konnte nicht anders, als unentwegt auf die verschlossene Tür zu starren und mir vorzustellen, wie sie plötzlich aufflog, wie ein alter Mann bedächtigen Schrittes die Treppe herunterstieg, wie sein ausgezehrt, leichenhaftes Gesicht immer näher kam und sich sein knochiger Arm nach mir ausstreckte.

Elspeth ...

Der Name erklang nicht von oben, sondern in meinem Kopf – ein leises Röcheln, die qualvolle Klage eines Vaters um sein verlorenes Kind.

Elspeth ...

Doch die Tür blieb zu. Niemand kam herein. Die Schritte aber gingen weiter, Stunde um Stunde, auf und ab. *Krrk ... krrk ... krrk ...* rastlos, ohne Unterlass.

In dieser Nacht wagte ich nicht mehr, das Licht auszumachen. Nicht, solange die Schritte nicht aufhörten.

Ich lag auf der Seite, mit dem Gesicht zur verschlossenen Tür, das Handy in der Hand, wachte, wartete, bis endlich die Sonne aufging. Dann ging ich nach unten in die warme Küche, um mir den stärksten Kaffee zu machen, den ich gerade noch trinken konnte, und mich für den Tag zu wappnen.

Im Erdgeschoss herrschte eine seltsam hallende Leere, es war gespenstisch still ohne das Geschnüffel und Gewusel der Hunde. Ich war selbst überrascht, als ich merkte, dass mir die Ablenkung durch die neugierigen, ewig bettelnden Vierbeiner sogar ein bisschen fehlte.

Der Weg in die Küche glich einer Art Spielzeug-Schnitzeljagd – verstreute Wachsmalstifte auf dem Teppich im Flur, ein Plastikpony unter der Küchentheke und dann – seltsamerweise – eine einzelne lila Blüentraube, die schon am Welken war, mitten auf dem Küchenfußboden. Wo kam die jetzt her? Verwirrt hob ich sie auf. Sie sah aus, als gehörte sie zu einem Strauß. Ob die Mädchen sie gepflückt hatten? Aber wann sollte das passiert sein?

Zum Wegwerfen war sie zu schade, also stellte ich sie in eine Tasse mit Wasser. Vielleicht würde sie sich ja noch mal erholen.

Gerade nippte ich an meiner zweiten Tasse Kaffee und beobachtete den Sonnenaufgang über den Bergen im Osten, als plötzlich eine leise Stimme aus dem Nichts ertönte.

»Rowan ...«

Es war kaum hörbar und doch laut genug, dass es durch die stille Küche hallte. Ich zuckte vor Schreck zusammen und der brühend heiße Kaffee schwappte mir auf die Hand und den Ärmel.

Mist. Ich begann zu wischen und drehte mich dabei suchend um – wo kam die Stimme her? Es war niemand zu sehen.

»Wer ist da?«, rief ich und hörte gleich darauf ein Knarzen von der Treppe, das dem nächtlichen Geräusch so ähnlich war, dass mein Herz einen Moment aussetzte. »Wer ist da?«, rief ich noch mal, forscher als beabsichtigt, und stürmte in den Flur.

Oben auf der Treppe hockte eine kleine Gestalt, es war Ellie. Ihre Unterlippe bebte, sie wirkte verängstigt.

»Ach, du Kleine ...«, sagte ich zerknirscht, mein Ärger war verflogen. »Entschuldige bitte, ich hab mich nur erschrocken. Ich wollte nicht laut werden. Komm her.«

»Darf ich nicht«, sagte sie. Sie hatte eine Decke im Arm und knibbelte am Saum, und ihre Unterlippe zitterte, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. Auf einmal wirkte sie viel jünger als ihre fünf Jahre.

»Na klar darfst du. Wer sagt, dass du nicht darfst?«

»Mummy. Wir dürfen nicht aus dem Zimmer, bis bei der Hasenuhr die Ohren hochgehen.«

Ach ja. Jetzt fiel es mir wieder ein – Ellie die Frühaufsteherin, die Bunny-Uhr, die um sechs auf das wache Häschen umschaltete. Ich blickte auf die Küchenuhr. 5:47 Uhr.

Zwar konnte ich schlecht Sandras Regel widersprechen ... aber jetzt war Ellie nun mal auf und irgendwie war ich auch heilfroh, nicht mehr alleine zu sein. Jetzt, in Gesellschaft, schienen sich die Geister der Nacht in die Absurdität zurückzuziehen, aus der sie gekommen waren.

»Na ja ...«, sagte ich gedehnt. Irgendwie musste ich den Mittelweg finden zwischen Loyalität gegenüber meiner Chefin und Verständnis für ein Kind, das den Tränen nah war. »Na, jetzt bist du ja schon wach. Dieses eine Mal können wir vielleicht so tun, als wäre der kleine Hase früher aufgewacht.«

»Aber was sagt Mummy dazu?«

»Wenn du's nicht erzählst, erzähl ich auch nichts«, sagte ich und biss mir sofort auf die Lippe. Ich hatte soeben eine Grundregel verletzt: Niemals ein Kind dazu anhalten, ein Geheimnis vor den Eltern zu bewahren, das zieht nur Missverständnisse und riskante Verhaltensweisen nach sich. Aber es war zu spät, ich konnte nur noch hoffen, dass Ellie es als harmlose Bemerkung verstanden hatte

und nicht als Beginn einer Verschwörung. Instinktiv warf ich einen Blick auf die Kamera in der Ecke – aber Sandra würde bestimmt nicht um sechs aufstehen, wenn sie nicht musste. »Komm, wir trinken einen Kakao, und wenn der Hase aufwacht, gehst du nach oben und ziehst dich an.«

In der Küche setzte Ellie sich auf einen der hohen Hocker und baumelte mit den Beinen, während ich auf dem Induktionsherd Milch heiß machte und Schokopulver einrührte. Dann redeten wir bei Kakao und kaltem Kaffee über die Schule, ihre beste Freundin Carrie und über die Hunde. Am Ende fragte ich, ob sie ihre Eltern vermisste. Sie sah mich traurig an.

»Können wir Mummy heute Abend wieder anrufen?«

»Na klar. Versuchen können wir es auf jeden Fall. Sie hat nur sehr viel zu tun.«

Ellie nickte. Dann blickte sie aus dem Fenster und sagte: »Er ist doch weg, oder?«

»Wer?«, fragte ich verwirrt. Meinte sie ihren Vater oder Jack? Oder jemand ganz anderen? »Wer ist weg?«

Sie antwortete nicht, trat nur weiter gegen die Beine des Barhockers.

»Ich find besser, wenn er weg ist. Er bestimmt immer, und dann müssen sie Sachen machen, die sie nicht wollen.«

Ihre Worte riefen mir schlagartig etwas ins Gedächtnis, an das ich seit meiner allerersten Nacht hier nicht mehr gedacht hatte: Katyas Zettel mit der unvollendeten Botschaft. Ich hörte die Worte in meinem Kopf, als flüsterte sie mir jemand eindringlich ins Ohr: *Bitte sei ...*

Auf einmal war ich sicher, dass es eine Warnung sein sollte.

»Wer?«, fragte ich mit Nachdruck. »Von wem redest du, Ellie?«

Doch sie missverstand meine Frage, vielleicht mit Absicht.

»Die Mädchen.« Ihr Ton war ganz sachlich. Und dann stellte sie ihre Tasse ab und rutschte vom Hocker herunter. »Kann ich fernsehen?«

»Ellie, warte«, sagte ich. Mein Herz klopfte plötzlich ganz schnell. Ich fasste Ellie am Handgelenk. »Von wem sprichst du? Wer ist weg? Wer bestimmt? Wozu zwingt er die Mädchen?«

Aber das war zu viel Druck, Ellie sah mich erschrocken an und machte einen Schritt zurück.

»Nichts. Weiß nicht mehr. Hab ich mir ausgedacht. Maddie hat gesagt, ich soll das sagen. Ich hab ja gar nichts gesagt.« Die Ausreden überschlugen sich, eine alberner als die andere, und sie entzog sich meinem Griff. Ratlos sah ich ihr nach, als sie ins Fernsehzimmer stürmte. Ich wollte ihr hinterher, doch da lief schon die ›Peppa Wutz‹-Melodie an und ich wusste, es war zwecklos. Ich hatte ihr Angst gemacht und meine Chance verpasst. Wenn ich nur beiläufiger gefragt hätte. Aber jetzt hatte sie dichtgemacht, wie Kinder es tun, wenn sie plötzlich merken, dass ihre Worte viel mehr Gewicht haben, als sie dachten. Die gleiche Panik kannte ich von Kindern, die ein unanständiges Wort nachplapperten, ohne zu ahnen, welche Reaktion es hervorrufen würde – das erschrockene Zurückrudern, dann das Abstreiten, dass sie es überhaupt gesagt hatten, und dann das Dichtmachen. Wenn ich jetzt weiter Druck machte, würde alles nur schlimmer und sie würde mir nie wieder etwas anvertrauen.

Die Mädchen ... Er bestimmt immer ...

Mir drehte sich der Magen um. Vor so was wird man in jedem Kinderschutz-Handbuch gewarnt – das Albtraumszenario, von dem man hofft, es nie zu erleben. Aber ... was genau? Um welche Mädchen ging es hier? Sie und Maddie etwa? Oder fremde

Mädchen? Und wer war »er«? Bill? Jack? Ein Lehrer etwa oder doch ...?

Aber nein. Sofort verdrängte ich die Erinnerung an das ausgemergelte, gequälte Gesicht, das mir von meinem Handybildschirm entgegengestarrt hatte. Das war ein Hirngespinnst. Wenn ich mit so was zu Sandra ging, würde sie mich auslachen. Und zu Recht.

Aber *konnte* ich mit so etwas zu Sandra gehen? Wenn Ellie sowieso abstreiten würde, was sie gesagt hatte, und wenn vielleicht gar nichts dahintersteckte? Schließlich gab es nichts Handfestes, von dem ich sagen konnte: »Das hier macht mir Sorgen.«

Ich starrte immer noch vor mich hin und kaute gedankenverloren auf den Fingernägeln, als ein Geräusch im Flur mich aus meinem Grübeln riss. Die Tür ging auf, und Jean McKenzie erschien und zog sich den Mantel aus.

»Mrs McKenzie«, sagte ich. Unter dem Mantel war sie adrett gekleidet, in Wollrock mit weißer Baumwollbluse. Schlagartig wurde ich mir meines eigenen Aufzugs bewusst – ich trug einen Morgenmantel mit nicht viel darunter.

»Ach, Sie sind schon wach!«, sagte sie spitz und mit dem Rücken zu mir, als sie ihren Mantel in die Garderobe hängte. Und vielleicht war es der Schlafmangel, vielleicht auch ein Rest Sorge wegen Ellie – ich verlor die Beherrschung.

»Was haben Sie gegen mich?«, fuhr ich sie an.

Sie drehte sich zu mir um.

»Bitte?«

»Sie haben schon verstanden. Immer wenn wir uns sehen, sind Sie extrem unfreundlich. Was soll das?«

»Das bilden Sie sich ein, Miss.«

»Tu ich nicht, und das wissen Sie genau. Falls es immer noch darum gehen sollte: Ich hatte die verdammte Tür nicht ab- und die Mädchen nicht ausgeschlossen. Wie käme ich dazu?«

»Wie man in den Wald hineinruft ...«, erwiderte sie kryptisch und ging in Richtung Hauswirtschaftsraum. Doch ich rannte ihr hinterher und hielt sie am Arm fest.

»Was zum Teufel soll das heißen?«

Sie wand sich aus meinem Griff und sah mich scharf an, aus ihrem Blick sprach pure Verachtung. »Fassen Sie mich bitte nicht an, Miss, und reißen Sie sich vor den Kleinen mal etwas zusammen.«

»Ich habe Ihnen lediglich eine Frage gestellt«, gab ich zurück, doch sie ignorierte mich und stakste in den Hauswirtschaftsraum, wobei sie sich auf übertriebene Weise den Arm rieb, als hätte ich ihr eine Prellung verpasst.

»Und wir sind nicht bei Downtown Abbey, also nennen Sie mich nicht ständig *Miss*«, rief ich ihr nach und wandte mich zum Gehen, um Maddie zu wecken.

»Wie möchten Sie denn gerne genannt werden?«, blaffte sie über die Schulter zurück.

Erschrocken hielt ich inne, drehte mich langsam um und starrte sie an. Sie stand mit dem Rücken zu mir über das Spülbecken gebeugt.

»W-was haben Sie gesagt?«

Doch sie antwortete nicht, sondern drehte nur den Wasserhahn auf, der meine Stimme übertönte.

»Tschüss, Mädels!«, rief ich durch das Schultor, als die beiden zu ihren Klassenzimmern schlurften. Maddie hatte den Kopf gesenkt und ignorierte nicht nur mich, sondern auch das Geplapper der anderen Schülerinnen. Ellie aber blickte kurz auf von ihrem

Gespräch mit einem kleinen rothaarigen Mädchen und winkte. Sie lächelte freundlich und vergnügt, und ich lächelte zurück und blickte dann Petra an, die auf meiner Hüfte wippte und fröhlich gluckste. Die Sonne schien, die Vögel sangen und die warmen Strahlen der Junisonne fielen durch die Baumkronen. Die Ängste und Hirngespinnste der letzten Nacht, das schaurige, schmerzverzerrte Gesicht auf meinem Bildschirm – all das erschien mir jetzt, am helllichten Tag, nur noch lächerlich.

Ich schnallte gerade Petra in den Kindersitz auf der Rückbank, als mein Handy piepte. Ich zog es aus der Tasche, es war eine Mail. Von Sandra.

Ach du Sch...

Ich malte mir das Schlimmste aus – hatte sie doch über die Kamera verfolgt, wie mir fast die Hand ausgerutscht war, oder den endlosen Strom von Süßigkeiten gesehen, mit denen ich die Mädchen bestochen hatte? Oder worum ging es sonst? Hatte Jean McKenzie etwas gesagt?

Mit nervösem Kribbeln im Bauch klickte ich auf die Nachricht, die Betreffzeile lautete schlicht und wenig aussagekräftig »Update«.

Liebe Rowan,
entschuldige, dass ich mich nur per E-Mail melde, aber ich bin gerade in einer Besprechung und kann nicht telefonieren. Ich wollte dir ein kurzes Update geben. Also: Die Messe läuft richtig gut, aber Bill ist jetzt nach Dubai abkommandiert worden, um Troubleshooting vor Ort zu betreiben, was bedeutet, dass ich das Kensington-Projekt übernehmen muss – natürlich nicht ideal, denn so werde ich etwas länger als gehofft wegbleiben müssen. Aber ich kann es leider nicht ändern. Nächsten Dienstag (also heute in einer Woche) sollte ich wieder zurück sein. Kommst du zurecht? Meinst du, du bekommst das hin?

Zur weiteren Planung: Rhiannons Ferien fangen heute an. Die Mutter von Elise hat netterweise angeboten, beide Mädchen abzuholen (sie wohnen bei Pitlochry, also müssen sie sowieso bei uns vorbei), und Rhiannon wird dann irgendwann heute Nachmittag in Heatherbrae ankommen. Ich habe sie natürlich vorbereitet und sie freut sich sehr darauf, dich kennenzulernen.

Jack hat gestern mit Bill gesprochen und erzählt, dass du super mit den Mädels klarkommst. Das freut mich sehr zu hören. Wenn irgendwas ist, kannst du jederzeit anrufen – und ich melde mich heute Abend wieder zum Gutenachtsagen.

Viele liebe Grüße

Sandra

Als ich das Handy wegsteckte, war ich nicht sicher, ob es Erleichterung oder Angst war, die ich empfand. Erleichtert war ich definitiv – nicht zuletzt darüber, dass Jack offenbar ein gutes Wort für mich eingelegt hatte. Aber noch eine ganze Woche ... bis zu Sandras E-Mail war mir gar nicht bewusst gewesen, wie sehr ich mich darauf verlassen hatte, dass sie am Freitag zurückkommen würde. Ich hatte schon die Tage runtergezählt wie bei einer Gefängnisstrafe.

Und jetzt wurde meine Strafe mal eben so um vier Tage verlängert. Und zwar nicht nur mit den Kleinen, sondern mit Rhiannon obendrauf. Wie es mir damit ging?

Die Vorstellung, noch jemanden im Haus zu haben, hatte etwas unbestreitbar Tröstliches. Natürlich waren die ganzen Spuk-Ängste absurd, aber selbst jetzt bei Tageslicht bekam ich Gänsehaut, wenn ich nur daran dachte, wie ich im Bett lag und den unheimlichen Schritten von oben lauschen musste. Wenn noch jemand im selben Stockwerk schlafen würde – und sei es nur ein kratzbürstiger Teenager –, wäre das alles nur noch halb so schlimm.

Doch als ich den Tesla startete, tauchte vor meinem inneren Auge ein Bild auf – die scharlachrote Warnung auf der Tür KEIN ZUTRITT – VERPISS DICH ODER STIRB. Ich glaubte, darin etwas wiederzuerkennen – etwas von Maddies dumpfer, hilfloser Wut.

Vielleicht würde ich ja bei Rhiannon dahinterkommen, woher diese Wut rührte.

Diesmal dauerte die Rückfahrt von der Schule länger als am Tag zuvor, weil ab Carn Bridge ein Van vor uns fuhr – auf der ganzen Strecke tippte ich das Gaspedal nur vorsichtig an, weil ich immer damit rechnete, dass er an der nächsten Kreuzung abbiegen würde. Unerklärlicherweise schien er jedoch in dieselbe Richtung zu wollen und folgte unserer Landstraße, auch als die immer schmaler und einsamer wurde. Ich war einigermaßen erleichtert, als wir die Abzweigung nach Heatherbrae erreichten, und wollte gerade den Blinker setzen, als der Van dasselbe tat und vor der Auffahrt plötzlich anhielt, sodass ich scharf bremsen musste.

Die Beifahrertür ging auf und ein Mädchen sprang heraus, sie hatte einen Rucksack über der Schulter. Sie rief dem Fahrer noch etwas zu, dann ging die Heckklappe auf. Das Mädchen zerrte einen schweren Koffer heraus und ließ ihn achtlos auf den Kies fallen. Dann knallte sie die Tür zu und trat einen Schritt zurück, als der Van zum Wenden ansetzte.

Ich wollte mich gerade aus dem Fenster lehnen und sie zur Rede stellen, sie fragten, was sie hier im Nirgendwo verloren hatte, als sie ihr Handy zückte und damit das Tor öffnete.

Rhiannon konnte es nicht sein – die war erst für den Nachmittag angekündigt, außerdem sah dieser klapprige Van nicht so aus, als gehörte er einer Mutter. Vielleicht doch jemandem vom Personal? Aber wozu dann der riesige Laderaum?

Ich wartete kurz, bis sie durchs Tor gegangen war, und beschleunigte dann. Beinahe lautlos glitt der Tesla die Auffahrt hoch und schloss zu dem Mädchen auf, das sich erstaunt umdrehte.

Doch anstatt zur Seite zu treten, blieb sie stehen, die Hände in die Hüften gestemmt, den großen Koffer neben sich. Ich bremste, der Kies knirschte unter den Reifen. Ich machte das Fenster auf.

»Kann ich dir helfen?«

»Das sollte eher ich fragen«, sagte das Mädchen. Sie hatte langes blondes Haar und eine geschliffene, vornehme Aussprache ohne die Spur eines schottischen Akzents.

»Wer bist du und was machst du in unserem Auto?«

Also doch.

»Ach, hallo! Du musst Rhiannon sein. Entschuldige, ich hatte erst später mit dir gerechnet. Ich bin Rowan.« Als sie mich verständnislos ansah, ergänzte ich, schon leicht ungeduldig: »Die neue Nanny. Ich dachte, deine Mutter hätte dich vorgewarnt.«

So langsam kam ich mir bei dieser Unterhaltung durchs Autofenster albern vor, also stieg ich aus und hielt ihr die Hand hin.

»Schön, dich kennenzulernen. Deine Mutter hatte gesagt, du kommst erst am Nachmittag.«

»Rowan? Aber du bist –« Sie brach ab und runzelte die Stirn. Dann schüttelte sie den Kopf. Sie lächelte, doch es war kein besonders freundliches Lächeln. »Ach, egal.«

»Was bin ich?« Ich ließ die Hand sinken.

Sie winkte ab. »Wie gesagt, egal«, sagte sie. »Und hör besser nicht auf meine Mutter. Die hat von nichts 'nen Plan, wie du wahrscheinlich gemerkt hast.« Sie musterte mich von oben bis unten und sagte dann: »Also, worauf wartest du?«

»Was?«

»Hilf mir mit dem Koffer.«

Der Ton gefiel mir nicht, aber es hatte keinen Zweck, sich darüber aufzuregen. Der Koffer war noch schwerer, als er aussah. Rhiannon wartete nicht ab, bis ich ihn in den Tesla gehievt hatte, sondern stieg direkt ein und setzte sich neben Petra auf die Rückbank.

»Na, Rotzbalg«, begrüßte sie Petra, doch es schwang ein liebevoller Unterton mit, von dem vorher nichts zu ahnen gewesen war. Zu mir gewandt sagte sie, kaum dass ich wieder eingestiegen

war: »Wollen wir hier Wurzeln schlagen oder wird das heute noch was?«

Also biss ich die Zähne zusammen, schluckte meinen Stolz runter und trat so fest aufs Gaspedal, dass rechts und links die Kieselsteine wegflogen, als wir uns in Bewegung setzten.

Kaum waren wir da, marschierte Rhiannon schnurstracks in Richtung Küche, und so musste ich alleine das Auto ausladen. Als ich schließlich mit dem Baby und dem schweren Koffer folgte, saß sie schon an der Frühstückstheke und mampfte ein riesiges Sandwich, das sie sich offenbar gerade gemacht hatte.

»Aaalsooo«, sagte sie. »Rowan, ja? Ich hatte dich mir ja ganz anders vorgestellt ...«

Es klang ein bisschen boshaft und ich runzelte die Stirn. Was sollte das bedeuten?

»Was hast du dir denn vorgestellt?«

»Ach, weiß nicht. Jemand anders halt. Du siehst irgendwie nicht aus wie eine Rowan.« Sie grinste, biss in ihr Sandwich, und bevor ich etwas erwidern konnte, sagte sie mit vollem Mund: »Die Mayo ist fast alle, musst du nachbestellen. Und wo sind überhaupt die Hunde?«

Ich war irritiert. Sollte ich nicht die Fragen stellen? Warum musste ich hier jede Machtprobe verlieren? Andererseits war die Frage völlig berechtigt, also versuchte ich, ruhig und sachlich zu antworten.

»Jack musste weg, um deinem Vater irgendwelche Unterlagen zu bringen. Die Hunde hat er mitgenommen. Er meinte, die hätten bestimmt Spaß an dem Trip.«

Das hatte er zwar nicht gesagt, aber dieser unverschämte Teenie brauchte nicht zu wissen, dass ich mir nicht zugetraut hatte, drei Kinder und zwei Labradore gleichzeitig im Zaum zu halten.

»Wann kommt er wieder?«

»Jack? Weiß nicht genau. Wahrscheinlich heute.«

Rhiannon nickte, kaute nachdenklich und nuschte dann: »Ach, übrigens, Elise hat heute Geburtstag und ihre Mutter hat gesagt, ich kann bei ihnen schlafen. Passt das?«

Etwas an ihrem Tonfall machte mir klar, dass sie mich nur pro forma fragte und es auf meine Antwort nicht ankam, aber ich nickte trotzdem.

»Von mir aus ist es kein Problem, aber ich frag zur Sicherheit noch deine Mutter. Wo wohnt Elise denn?«

»Pitlochry. Ist so eine Stunde entfernt, aber ihr Bruder holt mich ab.«

Ich zückte mein Handy und schickte Sandra eine Nachricht: *Rhiannon wieder da – möchte heute Abend bei Elise schlafen. Ist bestimmt okay, aber ich wollte nachfragen. Sag bitte Bescheid.*

Die Antwort kam prompt. *Kein Problem. Rufe gegen sechs an. Grüß Rhiannon von mir.*

»Liebe Grüße von deiner Mutter. Geht in Ordnung.« Rhiannon verdrehte die Augen, als wollte sie sagen: Ach nee.

»Wann wirst du denn abgeholt?«

»Nach dem Mittagessen«, sagte sie. Sie schwang sich vom Hocker und schob mir den schmutzigen Teller zu. »Bis nachher.«

Ich sah ihr nach, wie sie in ihrer Schuluniform auf langen Beinen die Treppe hochstakste und oben im Flur verschwand.

Zum Mittagessen ließ sie sich nicht blicken. Nach dem Riesensandwich zwei Stunden zuvor überraschte es mich zwar nicht, aber da ich sowieso für Petra und mich kochte, wollte ich ihr trotzdem anbieten mitzuessen. Ich versuchte es über die Haustelefon-Funktion, konnte aber keine Verbindung herstellen.

Stattdessen blinkte kurz darauf in der App eine Nachricht auf. KEINEN HUNGER. Huch. Ich hatte gar nicht gewusst, dass das ging.

OK, schrieb ich zurück und wollte das Handy gerade wegstecken, als mir eine Idee kam. Ich öffnete die Happy-App. Mit leicht mulmigem Gefühl tippte ich die Liste der Kameras an, auf die ich Zugriff hatte, und scrollte bis zum R durch. Gucken wollte ich nicht, sagte ich mir, es war nur zur Sicherheit, damit ich Bescheid wusste. Doch der Button »Rhiannons Zimmer« war ausgegraut und damit nicht anklickbar. Fast war ich erleichtert. Der Gedanke an eine Kamera im Zimmer einer Vierzehnjährigen war geradezu abstoßend.

Während ich Petra mit Joghurt fütterte und dabei immer ihre helfenden kleinen Finger, die gierig nach dem Löffel langten, aus dem Weg schieben musste, hörte ich plötzlich Schritte auf der Treppe. Im Flur erschien Rhiannon, mit einer Tasche in der einen und ihrem Smartphone in der anderen Hand.

»Elises Bruder ist hier«, sagte sie knapp.

»Wie, an der Tür?« Erstaunt blickte ich auf mein Handy. »Ich hab die Klingel gar nicht gehört.«

»Am Tor, wo sonst.«

»Okay.« Ich verkniff mir eine sarkastische Bemerkung. »Ich mach ihm auf.«

Mein Handy lag zwar vor mir, aber ich hatte kaum Zeit, die App zu öffnen, geschweige denn mich durch die Liste der Tore, Türen und Garagen durchzuklicken, da war Rhiannon schon an der Tür.

»Brauchst du nicht.« Mit dem Daumen drückte sie auf das Touchpanel und stieß die Haustür auf. »Er wartet unten an der Straße.«

»Moment!« Ich schob den Joghurtbecher aus Petras Reichweite und hastete Rhiannon hinterher. »Warte kurz, ich brauch doch die

Nummer von Elises Mutter.«

»Äh ... warum?«, fragte Rhiannon maulig.

Doch ich schüttelte den Kopf, entschlossen, mich von ihrer Trotzhaltung nicht beeindrucken zu lassen. »Darum. Weil du vierzehn bist und ich die Frau nicht kenne. Hast du sie? Sonst frag ich deine Mutter.«

»Ja, ja, ich hab sie.« Sie verdrehte die Augen, trat jedoch ins Haus zurück, zückte ihr Handy und sah sich nach Zettel und Stift um. Schließlich schrieb sie die Nummer auf eine Zeichnung von Maddie, die auf der Treppe lag. »Hier. Zufrieden?«

»Ja«, antwortete ich, was nicht ganz stimmte. Sie ließ die Tür hinter sich zuknallen und ich sah ihr durchs Fenster nach, bis sie hinter der Kurve der Auffahrt verschwand. Dann sah ich auf den Zettel. In eine Ecke hatte sie eine Nummer und den Namen Cass gekritzelt. Ich gab die Nummer ein und tippte eine Nachricht.

Hallo Cass, ich bin Rowan, die neue Nanny der Elincourts. Ich wollte mich nur bedanken, dass Rhiannon heute bei Ihnen übernachten kann. Falls irgendwas ist, hier ist meine Nummer für alle Fälle. Vielleicht können Sie mir bei Gelegenheit schreiben, um wie viel Uhr Sie sie zurückbringen. Vielen Dank, Rowan.

Die Antwort ließ zum Glück nicht lange auf sich warten – es piepte, als ich Petra gerade den letzten Löffel Joghurt einflößte.

Hallo! Nett, Sie »kennenzulernen«, und kein Problem – wir haben Rhiannon immer gerne bei uns. Wahrscheinlich bringen wir sie morgen gegen Mittag zurück, aber wir können uns morgen früh noch abstimmen. Cass.

Erst als ich Maddies Bild zurück auf die Treppe legen wollte, sah ich es mir genauer an. Ich musste sofort an die Zeichnung aus meiner ersten Nacht im Haus denken, mit dem blassen kleinen

Gesicht, das aus dem Fenster blickte. Aber diese hier war noch um einiges düsterer und verstörender.

In der Mitte war der Umriss einer Figur – ein Mädchen mit Locken und einem abstehenden Rock –, die in eine Art Gefängniszelle eingesperrt schien. Aber als ich sie näher in Augenschein nahm, erkannte ich, dass es sich wohl um den Giftgarten handeln musste. Die dicken schwarzen Stäbe des Eisengitters waren über die Figur gekritzelt, und sie klammerte sich mit einer Hand daran fest. In der anderen hielt sie etwas – es sah aus wie ein Zweig, bedeckt mit grünen Blättern und roten Beeren. Tränen strömten ihr übers Gesicht, ihr Mund war zu einem Schrei verzerrt und ihr Gesicht und Kleid waren mit Blut-Tupfern übersät. Das Ganze war von dicken schwarzen Spirallinien umkringt, so als blicke der Betrachter verkehrt herum in ein Teleskop, in einen albtraumhaften Tunnel zur Vergangenheit.

Einerseits war es nur die Zeichnung eines kleinen Mädchens, kaum anders als die manchmal brutalen Krakeleien, die ich aus der Kita kannte – von Superhelden, die Bösewichte abknallten, oder Polizisten im Duell mit Bankräubern. Andererseits ... ich weiß nicht. Ich konnte nicht genau sagen, was mich so erschreckte, aber irgendwas an diesem Bild war unbeschreiblich böse und kalt, und in der makabren Szene schwang eine derartige Schadenfreude und Genugtuung mit, dass ich den Zettel fallen ließ, als hätte ich mir daran die Finger verbrannt.

In der Küche quengelte Petra »Unta, unta! Peta unta!«, doch ich nahm sie gar nicht wahr. Ich stand nur reglos da und starrte das Bild an. Am liebsten hätte ich es zusammengeknüllt und weggeworfen, doch dann erinnerte ich mich an die Regeln der Kita für solche Fälle. Zeichnung in die Akte. Kinderschutzbeauftragten im Team informieren. Falls angebracht, mit Erziehungsberechtigten sprechen.

Nun, die Kinderschutzbeauftragte hier war wohl ich. Aber ich an Sandras Stelle würde auf jeden Fall davon wissen wollen. Ich hatte zwar keine Ahnung, wo Maddie diese düsteren Ideen herhatte, aber etwas musste geschehen.

Verstörter, als ich es mir eingestehen wollte, hob ich das Papier wieder auf und legte es in eine Schublade im Arbeitszimmer. Dann ging ich zurück in die Küche, räumte alles weg und machte Petra fertig für ihren Mittagsschlaf.

Ich hatte gar nicht schlafen wollen, doch auf einmal wachte ich in Petras Zimmer auf, der karierte Stoff des Sessels speichelfeucht an meiner Wange, und ich hatte Herzklopfen, das ich mir nicht erklären konnte. Petra schlummerte fest in ihrem Bettchen, während ich mich im Sessel hochrappelte. Was war passiert?

Ich musste weggedöst sein, während ich darauf wartete, dass sie einschlief. Hatte ich etwa – o Gott!, der Gedanke machte mich mit einem Schlag wach – hatte ich den Schulschluss verpasst? Nein. Ein Blick aufs Handy sagte mir, dass es erst 13:30 Uhr war.

Und da war es wieder, das Geräusch, das mich aus dem Schlaf gerissen hatte. Die Klingel. Die Botschaft *Klingel Haustür* blinkte auf meinem Handy auf. Und dann *Tür öffnen? Bestätigen / Abbrechen*.

Wie ein Pawlow'scher Reflex durchzuckte mich die Angst und für einen Moment war ich wie gelähmt, fürchtete das *Krrk ... Krrk ...* der letzten Nacht, machte mich darauf gefasst. Doch als es ausblieb, zwang ich mich schließlich aufzustehen. Ich wartete kurz ab, bis sich mein Puls normalisiert hatte und mir nicht mehr wild in den Ohren trommelte.

Dabei wischte ich mir die Spucke aus dem Mundwinkel und blickte an mir hinab. Erst ein paar Tage waren vergangen, seit ich als Rowan die Musternanny in Tweedrock und Strickjäckchen hier

aufgetaucht war. Mit der Mustergültigkeit war es nicht mehr weit her. Meine Jeans war abgewetzt und mein Pulli voll mit Resten von Petras Mahlzeiten. Jeden Tag ähnelte ich ein bisschen mehr der Person, die ich wirklich war, so als würde sie durch die Risse in der Fassade nach außen dringen.

Aber zum Umziehen war es jetzt zu spät. Während Petra in ihrem Bettchen friedlich weiterschlieft, ging ich nach unten und drückte mit dem Daumen auf das Touchpanel neben der Haustür. Die schwang lautlos auf.

Erst schien alles wie in der Nacht zuvor – niemand war zu sehen. Doch dann entdeckte ich den Landrover, der etwas weiter weg auf dem Kies stand, hörte das Knirschen sich entfernender Schritte und sah, als ich um die Ecke spähte, eine große, breite Gestalt in Richtung der Stallungen gehen. Zwei Hunde trotteten hinterher.

»Jack?«, rief ich mit schlafheiserer Stimme. Dann räusperte ich mich und rief noch einmal. »Hey, Jack, warst du das?«

Er drehte sich um. »Rowan!«, rief er und kam zurück, ein breites Grinsen auf dem Gesicht. »Ja, ich hab geklingelt, weil ich fragen wollte, ob du Lust auf einen Tee hast. Aber ich dachte mir, du bist wahrscheinlich unterwegs.«

»Nein ... nein, ich war nur ...« Ich hielt inne, unschlüssig, was ich sagen sollte. Doch so zerknautscht, wie ich aussehen musste, war es wohl das Beste, ehrlich zu sein. »Ich war kurz eingeschlafen. Ich hatte Petra hingelegt und muss dann selbst eingenickt sein. Ich habe – ähm, heute Nacht hab ich nicht so gut geschlafen.«

»Oh ... haben die Mädels Aufstand gemacht?«

»Nein, gar nicht. Es ist nur ...« Ich stockte kurz, doch dann nahm ich meinen Mut zusammen. »Diese Geräusche, von denen ich erzählt hatte. Von oben. Davon bin ich wieder aufgewacht. Jack, du hattest doch diese Schlüssel erwähnt ...«

Er nickte.

»Ja, klar, kein Problem. Willst du es jetzt gleich probieren?«

Warum eigentlich nicht? Die Mädchen waren in der Schule und Petra würde bestimmt noch mindestens eine Stunde weiterschlafen. Eigentlich ein günstiger Moment.

»Ja, gerne.«

»Ich muss die Schlüssel erst suchen, gib mir zehn Minuten.«

»Klar«, sagte ich. Es ging mir schon besser. Wahrscheinlich gab es eine einfache Erklärung für das Geräusch, und wir würden sie bald finden. »Ich setze schon mal Wasser auf. Bis gleich.«

Nach weniger als zehn Minuten war er zurück, einen Bund mit alten Schlüsseln in der einen Hand und in der anderen eine Werkzeugtasche, aus der eine große Flasche WD40-Öl herauslugte. Die Hunde folgten ihm hechelnd ins Haus und ich musste lächeln, als ich sah, wie sie die ganze Küche durchschnüffelten und sorgfältig jeden Krümel vom Boden auflasen. Dann ließen sie sich erschöpft im Hauswirtschaftsraum in ihre Körbchen plumpsen, als hätten sie den anstrengendsten Tag ihres Lebens hinter sich.

Das Wasser hatte gerade gekocht. Ich schenkte es in zwei Becher mit Teebeuteln und hielt Jack einen hin. Er steckte den Schlüsselbund ein und nahm mir das Getränk lächelnd ab.

»Genau das Richtige jetzt. Sollen wir den noch hier unten trinken oder mit raufnehmen?«

»Petra schläft bestimmt nicht mehr ewig, also legen wir besser los.«

»Ist mir recht«, sagte er. »Ich hab den ganzen Morgen im Auto gesessen, da kann ich auch im Stehen trinken.«

Vorsichtig trugen wir die Becher nach oben. Wir schlichen auf Zehenspitzen, um Petra nicht zu wecken. Doch als ich in ihr Zimmer

spähte, schlief sie tief und fest, alle viere von sich gestreckt, wie jemand, der aus großer Höhe auf einer weichen Matratze gelandet war.

Oben in meinem Zimmer waren die Vorhänge noch zu, das Bett zerwühlt, und getragene Klamotten lagen auf dem Teppich verstreut. Der Anblick war mir peinlich, und ich stellte den Becher ab, sammelte hastig eine Unterhose, einen BH und eine Bluse auf und stopfte sie in den Wäschesack im Bad. Dann öffnete ich die Vorhänge.

»Entschuldige«, sagte ich. »Normalerweise bin ich nicht so chaotisch.«

Das war glatt gelogen. Zu Hause in London lagen die getragenen Unterhosen alle auf einem immer größer werdenden Haufen in der Zimmerecke, der erst dann gewaschen wurde, wenn die frische Wäsche aufgebraucht war. Hier dagegen war ich sehr auf ein ordentliches Images bedacht. Und das bekam jetzt schon Kratzer.

Jack schien sich gar nicht daran zu stören, denn er war schon mit dem Schloss beschäftigt.

»Die Tür hier meinst du, stimmt's?«

»Ja, genau.«

»Hast du den Zimmerschlüssel und den von der Tür zum Kleiderschrank schon ausprobiert?«

»Ja, habe ich.«

»Na, vielleicht passt ja hiervon einer.«

An dem Bund baumelten gut zwanzig oder dreißig sehr unterschiedliche Schlüssel, darunter ein schwerer schwarzer Eisenschlüssel, mit dem wohl zu Zeiten, als es noch kein Elektroschloss gab, das Tor zum Grundstück bedient wurde, und viele ganz kleine, die aussahen, als gehörten sie zu Schubladen oder Truhen.

Jack probierte einen mittelgroßen aus, der aber nur im Schloss herumklackerte, dann einen etwas größeren, der zwar passte, sich aber nicht ganz drehen ließ.

Er pumpte einen Stoß WD40-Öl in die Öffnung und versuchte es noch einmal, aber der Schlüssel bewegte sich nur ein kleines Stück.

»Hmm ... der klemmt irgendwie. Es könnte auch der falsche sein – nicht dass das Schloss kaputtgeht. Ich probier noch ein paar andere aus.«

Ich sah zu. Die anderen Schlüssel passten entweder gar nicht oder ließen sich nicht drehen. Am Ende kehrte er zum zweiten zurück.

»Das ist der einzige, der richtig gepasst hat, also versuche ich es jetzt noch mal mit etwas Gewalt. Wenn er abbricht, rufen wir eben den Schlüsseldienst. Wünsch mir Glück.«

»Viel Glück«, sagte ich und er legte los.

Nervös sah ich zu, wie er erst zaghaft, dann immer fester drückte, schließlich so fest, dass sich der Schlüssel bog, der Kopf sich leicht drehte und ...

»Stopp!«, rief ich, doch im selben Moment hörte ich Jacks »Aha!«, etwas schabte und klickte, und das Schloss schnappte auf.

Er richtete sich auf, wischte sich das Öl von den Fingern und machte einen kleinen ironischen Diener. »Nach Ihnen, Milady!«

»Nein!« Das Wort platzte einfach heraus, heftiger als beabsichtigt. Dann lachte ich etwas betreten. »Ich meine ... ist mir egal. Wie du willst. Aber ich warne dich: Wenn da Ratten sind, schreie ich.«

Das war gelogen. Ich habe keine Angst vor Ratten und bin auch sonst kein ängstlicher Mensch. Alles in mir sträubte sich gegen das Klischee-Weibchen, das sich hinter dem starken Mann verstecken musste. Aber Jack hatte ja nicht nachts hier im Bett gelegen und sich das langsame, schleichende *Krrk ... Krrk ...* anhören müssen.

»Dann geh ich mal todesmutig voran«, sagte er mit einem kleinen Zwinkern und machte die Tür auf.

Keine Ahnung, was ich mir vorgestellt hatte. Eine Treppe ins Dunkel vielleicht. Einen Flur voller Spinnweben. Ich hielt den Atem an, als ich über Jacks Schulter lugte.

Was immer ich erwartet hatte, es war nicht das: einfach eine weitere Kammer, aber viel kleiner und niedriger als die andere, die ich als Kleiderschrank benutzte. Diese hier war muffig und schlecht verkleidet, die Lücken zwischen den Gipskartonplatten waren deutlich zu sehen. Über unseren Köpfen hing eine schiefe Kleiderstange.

»Hm«, sagte Jack. Er sah nachdenklich aus. »Seltsam.«

»Seltsam? Du meinst, warum sollte man so eine praktische Kammer absperren?«

»Das auch, aber ich meinte vor allem, dass es hier zieht.«

»Dass es zieht?«, murmelte ich verständnislos, und er nickte und zeigte auf den Boden.

»Guck mal da.«

Überall dort, wo Zugluft zwischen den Gipskartonplatten durchdrang, waren Staubstreifen auf den Bodendielen zu sehen, und bei näherem Hinsehen entdeckte ich die gleichen Spuren auch auf den Platten. Als ich die Hand vor eine Ritze hielt, bemerkte ich einen schwachen Luftzug und den gleichen feuchtkalten Geruch wie am Abend zuvor, als ich durch das Schlüsselloch ins Dunkel gespäht hatte.

»Meinst du etwa ...«

»Irgendwas ist da auf jeden Fall. Aber es ist zugenagelt.«

Er schob sich an mir vorbei und fing an, in seiner Werkzeugtasche zu wühlen. Auf einmal bekam ich Muffensausen.

»Jack, ich glaube nicht – also Sandra könnte ja –«

»Ach, der macht das nix. Zur Not kann ich die Wand hinterher ordentlich verschalen, dann hat sie eine zusätzliche Kammer statt einer verschlossenen Tür.«

Er holte ein kleines Brecheisen hervor. Ich wollte noch etwas sagen – dass es ja mein Schlafzimmer war, dass es nur Chaos geben würde, dass es –

Aber es war zu spät. Ein knarrendes Geräusch und schon krachte eine Gipskartonplatte ins Zimmer, Jack konnte gerade noch zur Seite springen. Vorsichtig, um nicht in die rostigen Nägel zu greifen, hob er sie auf und lehnte sie gegen die Wand. Dann blickte er auf und stieß ein langes, zufriedenes »Aaah« aus, seine Stimme hallte plötzlich.

»Ah, was?«, fragte ich angespannt und versuchte, etwas zu erspähen, doch sein breiter Rücken füllte den Türrahmen aus, darüber sah ich nur Dunkelheit.

»Sieh dir das an«, sagte er und trat einen Schritt zurück. »Du hattest recht.«

Und da war es. Genau wie in meiner Vorstellung. Die hölzernen Stufen. Die Spinnweben überall. Die Treppe, die sich hinauf ins Dunkel wand.

Mein Mund war auf einmal ganz trocken und ich schluckte hörbar.

»Hast du eine Taschenlampe?«, fragte Jack. Ich schüttelte den Kopf, fühlte mich nicht imstande zu sprechen. Er zuckte die Schultern.

»Dann nehmen wir die Handys. Pass auf mit den Nägeln hier.« Und damit stieg er voran.

Erst stand ich da wie gelähmt und sah ihm nach, wie er über die schmalen Stufen entschwand, sein Handylicht nur ein schwaches Schimmern im pechschwarzen Raum, dazu der Klang seiner Schritte: *krk ... krrk ...*

Das Geräusch war dem in der Nacht zuvor beängstigend ähnlich und doch ganz anders. *Echter*. Es waren festere, schnellere Schritte und sie knirschten auf den Gipsbröckeln.

»Ach du Scheiße!«, hörte ich von oben, und dann: »Rowan, komm her, das musst du dir ansehen!«

Ich hatte einen Kloß im Hals, als ob ich den Tränen nah wäre, doch das war es nicht. Es war die schiere Angst, die sich dort festgesetzt und mir die Sprache verschlagen hatte. Ich war nicht in der Lage, Jack zu fragen, was er da oben entdeckt hatte und mir so dringend zeigen wollte.

Stattdessen schaltete ich mit zitternden Fingern die Taschenlampe meines Handys an und folgte ihm hinauf ins Dunkel.

Jack stand in der Mitte des Dachbodens und blickte mit offenem Mund um sich. Sein Handy war aus, doch von irgendwoher kam Licht, ein spärliches, graues Licht. Es musste ein Fenster geben, aber ich sah es nicht. Was ich sah, waren die Wände, die Möbel, die *Federn*.

Sie waren überall.

Auf dem kaputten Schaukelstuhl in der Ecke, auf der staubigen, von Spinnweben überzogenen Wiege, auf dem halb eingestürzten Puppenhaus und der verstaubten Tafel, auf dem Haufen zerbrochener Porzellanpuppen an der Wand. Federn überall, und nicht etwa Daunen aus einem Kissen, sondern dicke, schwarze, wie die Schwungfedern einer Krähe oder eines Raben. Und es roch nach Verwesung.

Doch das war nicht mal das Schlimmste.

Das Schlimmste waren die Wände oder vielmehr das, was auf ihnen stand.

Alle waren mit Malkreide in Kinderschrift bekritzelt, Wörter aus ungelenken Buchstaben, manche klein, manche riesig und ausladend. Ich konnte nicht alles sofort lesen, die Buchstaben waren so krakelig, die Wörter falsch geschrieben. Doch die Botschaft direkt vor mir, über dem kleinen Kamin in der Mitte, war unmissverständlich. *WIR HASSEN DICH*.

Den Satz hatte Maddie aus ihren Buchstabennudeln gelegt. Doch hier stand er in einem verbarrikadierten Raum, zu dem Maddie gar keinen Zugang hatte. Mein Magen krampfte sich schmerzhaft zusammen und mir war schwindlig vor Angst, als ich meine Handytaschenlampe hochhielt, um die anderen Sätze zu entziffern.

Di Gaista mögen dich nich.

Sie hassen dich.

Du solst gen.

Die Gaista sint böse.

Si hassen dich.

Ge weg.

Sie sint böse.

Wir hassen dich.

Wir ale hassen dich.

GE WEG.

Wir hassen dich.

Wirklich alles war vollgeschrieben, in Groß und Klein, von winzigen, mit konzentriertem Hass sauber gezeichneten Buchstaben in einer Ecke neben der Tür bis hin zum ausladenden Gekrakel über dem Kamin.

Wir hassen dich. Schon auf dem Teller, in Soßenresten schwimmend, hatte der Satz seine Wirkung nicht verfehlt. Aber hier, in dieser irren Klaue auf alle Wände geschmiert, bekam er eine neue, bösertige Dimension. Und in meinem Kopf hörte ich wieder Maddies schluchzendes, dünnes Stimmchen, als wäre es real: Die Geister mögen es nicht.

Es konnte kein Zufall sein, gleichzeitig war es vollkommen unmöglich. Der Raum war nicht nur verschlossen, sondern verrammelt gewesen und der einzige Zugang befand sich in meinem Zimmer. Mit Sicherheit war jemand hier drin gewesen, aber nicht Maddie. Kurz bevor das mit den Schritten anfang, hatte ich sie in ihrem Bett tief und fest schlafen gesehen.

Maddie hatte die Sätze auf den Wänden nicht geschrieben. Aber sie hatte sie an mich weitergegeben. Was bedeutete ... hatte jemand sie ihr in den Mund gelegt?

»Rowan.« Die Stimme drang wie aus großer Ferne zu mir durch. Zuerst hörte ich sie nicht, weil ich plötzlich ein schrilles Surren in den

Ohren hatte. Dann spürte ich eine Hand auf meinem Arm. »Rowan. *Rowan*, alles in Ordnung? Du bist ja ganz bleich.«

»Ich ... ähm ... alles okay«, brachte ich hervor, doch meine Stimme klang ganz fremd. »Alles in Ordnung. Es ist nur – wer *schreibt* so was?«

»Kindergekritzeln halt, meinst du nicht? Und, tja – hier hast du die Erklärung für das Geräusch.«

Er tippte etwas mit dem Fuß an, und erst da sah ich den Kadaver in der Ecke, ein verwesendes Häufchen aus Knochen und Federn und Staub.

»Der Arme muss durchs Fenster reingekommen sein. Ist wahrscheinlich wie verrückt rumgeflattert und hat nicht mehr rausgefunden.«

Er deutete auf die Wand gegenüber, wo sich ein winziges, verdrecktes Fenster befand, seine Fläche kaum größer als ein Blatt Papier. Es stand einen Spaltbreit auf. Jack ging rüber und machte es zu.

»Gott. O Gott.« Auf einmal bekam ich keine Luft mehr. Das Surren in meinen Ohren wurde lauter. War das eine Panikattacke? Ich griff nach etwas, um mich festzuhalten, spürte tote Insekten unter den Fingern und schluchzte auf.

»Na komm«, sagte Jack, »lass uns gehen, du brauchst was zu trinken. Ich komme gleich noch mal wieder und räum den Vogel weg.«

Damit ergriff er meine Hand und wollte mich in Richtung Treppe führen. Seine Hand war groß und warm und wirkte unbeschreiblich beruhigend, und erst ließ ich es zu. Aber dann sträubte sich etwas in mir. Was immer auf diesem Dachboden vor sich ging, Jack brauchte nicht den edlen Ritter zu spielen. Und ich nicht das verängstigte Mädchen, das man vor der Wirklichkeit beschützen musste.

Als Jack sich ein Stück wegdrehte, um sich zwischen ein paar wackligen Stühlen und einem vertrockneten Malkasten einen Weg zu bahnen, nutzte ich die Gelegenheit, um meine Hand aus seinem Griff zu ziehen.

Zwar kam ich mir irgendwie undankbar vor, schließlich hatte er es nur nett gemeint. Aber wenn ich einmal in diese Rolle verfiel, würde ich so schnell nicht mehr rauskommen. Jack sollte auf keinen Fall denken, ich wäre wie die anderen – noch so eine hysterische, abergläubische, beim Anblick von ein paar Federn und Schmierereien an den Wänden hyperventilierende Frau.

Und so zwang ich mich, während Jack über die Treppe nach unten verschwand, stehenzubleiben. Ich drehte mich um und warf einen letzten Blick auf diesen staubigen Raum voller kaputter Puppen und Spielsachen, sperrmüllreifer Möbel und verwahrloster Überreste einer verlorenen Kindheit.

»Rowan?« Jacks Stimme hallte über die schmale Treppe herauf.
»Kommst du?«

»Ja!«, brachte ich krächzend hervor. Auf einmal spürte ich eine Enge in der Brust und musste husten. »Ja, ich komme!«

Eilig lief ich ihm hinterher, plötzlich erfüllt von der panischen Angst, die Tür könnte zufallen und ich wäre eingesperrt mit all dem Staub, den Puppen, dem Verwesungsgeruch. Doch kurz vor der Treppe stolperte ich, woraufhin der Puppenstapel an der Wand geräuschvoll in sich zusammenfiel, Porzellanarme und -beine polterten über den Boden, und eine dicke Staubwolke stieg aus den mottenzerfressenen Kleidern auf.

Ich schrie auf und sah entsetzt der kleinen Lawine zu.

Dann wurde es still, nur ein einsamer Puppenkopf kullerte langsam weiter in die Mitte des Raums. Ich wusste, es lag an den schiefen Dielen, doch einen wahnwitzigen Moment lang bildete ich

mir ein, dass er mich verfolgte mit seinem Engelslächeln und dem leeren Blick, als wollte er mich die Treppe hinunterscheuchen.

Aber es war genau das, Einbildung. Ein paar Augenblicke später kam er wackelnd zum Halt, das Gesicht auf den Ausgang gerichtet.

Ihm fehlte ein Auge und eine der rosa Wangen war gesprungen, wodurch das Lächeln des kindlichen Gesichts seltsam spöttisch wirkte.

Wir hassen dich, zischte es in meinem Kopf, als ob es mir jemand ins Ohr flüsterte.

Und dann hörte ich wieder Jacks Stimme, die mich rief, also wandte ich mich ab und folgte ihm über die Holztreppe nach unten.

Wieder in das warme, helle Zimmer zu treten fühlte sich an wie die Rückkehr aus einer fremden Welt – wie nach einer Reise in ein besonders schauriges, düsteres Narnia. Jack ließ mich vorbei und schloss hinter uns ab, der alte Schlüssel quietschte. Dann gingen wir nach unten, zurück in die lichtdurchflutete, behagliche Küche.

Meine Hände zitterten, während ich die Teebecher spülte und neues Wasser aufsetzte, und nachdem Jack eine Weile zugesehen hatte, stand er auf und kam auf mich zu.

»Setz dich doch, jetzt mach ich dir zur Abwechslung mal Tee. Oder lieber was Stärkeres?«

»Whisky oder was?«, fragte ich überrascht, und er grinste nur. Ich lachte nervös auf. »Gott, Jack, es ist noch nicht mal Mittag.«

»Na gut, dann eben Tee. Aber ich mach ihn. Du musst sonst immer den Kindern hinterherrennen, jetzt setzt du dich mal hin.«

Doch ich schüttelte energisch den Kopf. Ich wollte es nicht, wollte nicht sein wie die anderen Nannys ...

»Nein, ich mach den Tee. Aber du könntest schon mal –« Ich überlegte angestrengt, welche Aufgabe ich ihm übertragen konnte,

damit die Abfuhr nicht so brüsk rüberkam. »Du könntest schon mal die Kekse rausholen.«

Maddie und Ellie hatte ich schließlich auch mit Marmeladenkeksen gefüttert, nachdem mitten in der Nacht die Lautsprecher losgegangen waren. *Zucker ist gut gegen Schock*, redete ich mir zu wie einem verängstigten Kind, das mit einer verbotenen Süßigkeit aufgemuntert werden musste.

Normalerweise bin ich nicht so, wollte ich sagen, und es stimmte sogar. Ich war kein abergläubisches Nervenbündel, das überall Omen sah und sich bekreuzigte, wenn am Freitag den 13. eine schwarze Katze über die Straße lief. So war ich nicht.

Aber ich hatte jetzt drei Nächte hintereinander schlecht oder gar nicht geschlafen, und auch wenn ich es am liebsten vergessen wollte, hatte ich die Geräusche wirklich gehört, laut und deutlich. Was immer Jack davon hielt, es war kein Vogel gewesen. Das irrsinnige, panische Geflatter und Gegen-Wände-Krachen eines gefangenen Vogels – das wäre unheimlich genug gewesen, aber es war nichts im Vergleich mit den schweren, bedächtigen Schritten, die mich Nacht für Nacht wach gehalten hatten. Außerdem war der Vogel tot – und zwar schon lange. Der hatte mit Sicherheit schon eine ganze Weile keine Geräusche mehr gemacht. Dem Geruch und seinem Verwesungszustand nach zu urteilen musste er bereits seit mehreren Wochen da oben liegen.

Dieser Geruch ...

Ich trug den Tee zum Sofa, und obwohl ich mir längst die Hände gewaschen hatte, lag mir der modrig-beißende Geruch noch immer in der Nase. Er hatte sich in meinen Kleidern und Haaren festgesetzt, und als ich an mir hinunterblickte, entdeckte ich einen langen grauen Streifen auf meinem Ärmel.

Die Sonne hatte sich verzogen und trotz Fußbodenheizung war es nicht gerade warm im Raum, aber ich zog den Pulli trotzdem aus. Lieber wollte ich frieren, als ihn anbehalten.

»Hier, bitte.« Jack setzte sich neben mich, wobei die Sprungfedern des Möbels quietschten, und reichte mir einen Keks.

Geistesabwesend tunkte ich ihn in meinen Tee, nahm einen Bissen und fröstelte leicht.

»Ist dir kalt?«

»Nur ein bisschen. Nicht schlimm. Ich hab ja den Pulli, ich wollte nur – ich konnte nicht ...«

Ich schluckte und kam mir albern vor, als ich mit dem Kopf auf den staubigen Ärmel deutete. »Ich krieg einfach den Geruch nicht aus der Nase. Ich dachte, es liegt am Pulli.«

»Kann ich verstehen«, sagte er leise, und als könnte er meine Gedanken lesen, zog er seine Jacke voller Spinnweben aus und legte sie auf den Boden. Darunter trug er nur ein T-Shirt, doch anders als mir schien ihm warm zu sein. Ich spürte seine Hitze, als wir so nebeneinander auf dem Zweiersofa saßen, zwar ohne einander zu berühren, aber sehr, sehr nah.

»Du hast ja Gänsehaut«, sagte er, bevor er langsam, wie um mir Zeit für den Rückzug zu geben, die Hand an meinen Oberarm führte und sanft darüberstrich. Ich erschauerte wieder, aber diesmal nicht vor Kälte, und verspürte einen fast unbändigen Drang, einfach die Augen zu schließen und mich an ihn zu lehnen.

»Jack.« Und in dem Moment, als ich das sagte, räusperte er sich und aus dem Babyfon drang ein Wimmern.

Petra.

»Dann hol ich sie besser runter.« Ich stand auf, stellte meinen Tee auf der Küchentheke ab und wollte losgehen, aber dann wurde mir schwindlig und ich geriet ins Taumeln.

»Hey.« Jack stand auch auf und stützte mich am Arm. »Alles in Ordnung?«

»Ja, ja.« Was nicht gelogen war, der Schwindel war wieder verflogen. »Es ist nichts. Ich hab nur manchmal niedrigen Blutdruck. Und – letzte Nacht hab ich nicht gut geschlafen.«

Gott, das hatte ich ihm längst erzählt. Er musste glauben, dass ich den Verstand verlor und dass sich jetzt auch Amnesie zu meinen diversen Macken gesellt hatte. Ich musste mich wirklich zusammenreißen.

Auf einmal verspürte ich das dringende Bedürfnis nach einer Zigarette, aber in meiner Bewerbung hatte ich mich nun mal als Nichtraucherin bezeichnet, und ich konnte mir nicht erlauben aufzufliegen. Sonst würde bald alles aus den Fugen geraten.

Intuitiv schweifte mein Blick nach oben, zu dem allsehenden, eiförmigen Auge an der Decke.

»Jack, was sollen wir Sandra sagen?«, fragte ich, doch da meldete sich das Babyfon wieder, und diesmal war das Geschrei so laut, dass ich es auch über die Treppe hören konnte. »Bin gleich zurück«, sagte ich und sprintete los.

Zehn Minuten später war ich mit der frisch gewickelten Petra unten, die genauso zerzaust und wirr aussah, wie ich mich fühlte. Beim Reinkommen blickte sie Jack finster an und krallte sich wie ein kleines Beuteltier an meiner Bluse fest. Doch als er sie am Kinn stupste und anfang, lustige Grimassen zu schneiden, legte sich ein kleines, verhaltenes Lächeln auf ihr Gesicht, das immer breiter wurde. Einmal musste sie sogar lachen, doch sie drehte schnell das Gesicht weg, wie es Kinder oft machen, wenn sie sich in den Kopf gesetzt haben zu schmollen.

Schließlich setzte ich sie in den Kinderstuhl, gab ihr ein paar Mandarinenspalten in die Hand und wandte mich wieder Jack zu.

»Also noch mal zu Sandra und Bill. Das mit dem Dachboden müssen wir ihnen erzählen, meinst du nicht? Oder glaubst du, sie wissen davon?«

»Keine Ahnung«, sagte Jack. Er rieb sich nachdenklich das Kinn, seine Finger schabten über die rotbraunen Stoppeln. »Das sind ziemliche Perfektionisten, und so wie die Kammer verrammelt war, scheint mir das nicht ihr Werk gewesen zu sein. Außerdem kann ich mir nicht vorstellen, dass sie den alten Scheiß einfach da oben liegen lassen würden. Entschuldige den Ausdruck, Petra.« Er verbeugte sich gespielt förmlich vor dem Baby. »Den Kram, meinte ich natürlich. So wie ich es verstanden habe, hatten sie vor dem Einzug das ganze Haus leergeräumt – ich bin zwar erst zwei Jahre später dazugekommen und hab von der Renovierung selbst nichts mehr mitgekriegt, aber Bill hat mir viel erzählt. Wenn der einmal mit dem Thema anfängt, redet er dir 'nen Knopf an die Backe. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie so was einfach ignorieren würden. Meine Vermutung ist, dass sie die Kammer nie aufgemacht haben und gar nicht wissen, dass es den Dachboden gibt. Der Schlüssel hat ja auch ziemlich geklemmt, da kann man schon denken, dass es der falsche ist. Ich hab's bloß weiter versucht, weil ich so ein Dickschädel bin.«

»Aber ... der Giftgarten«, sagte ich langsam. »Den haben sie doch auch einfach ignoriert.«

»Der Giftgarten?« Er sah mich verwirrt an. »Woher weißt du davon?«

»Den haben mir die Mädels gezeigt«, sagte ich. »Da wusste ich nicht, was es war. Aber ich meine, das Gleiche haben sie ja hier auch gemacht, oder? Tür zu und Schwamm drüber?«

»Na ja«, sagte Jack gedehnt. »Das ist vielleicht nicht ganz dasselbe. Auf dem Grundstück haben sie insgesamt nicht so viel gemacht. Und da oben ist ja nichts, was irgendwem schaden könnte.«

»Aber was ist mit dem Gekrakel?«

»Ja, das ist schon komisch, da hast du recht.« Er nahm einen großen Schluck Tee und runzelte die Stirn. »Es sah schon aus wie Kinderschrift, oder? Aber laut Jean waren vierzig Jahre lang keine Kinder mehr im Haus gewesen, als die Elincourts eingezogen sind.«

»Ja, es wirkte wie von einem Kind.« Meine Gedanken schwirrten zu Maddie, dann zu Elspeth, dann zu den schweren Männerschritten in der Nacht. Das waren keine Kinder gewesen. »Oder ... von jemandem, der sich als Kind ausgibt«, fügte ich nachdenklich hinzu, und er nickte.

»Es könnten Vandalen sein, die jemandem Angst einjagen wollten. Das Haus stand ja eine ganze Weile leer. Aber ... ach nein, das ergibt auch keinen Sinn. Vandalen hätten den Aufgang bestimmt nicht hinter sich verrammelt. Das müssen die früheren Besitzer gewesen sein.«

»Also Dr. Grant ...«, fing ich an, und eine Pause entstand, während ich überlegte, wie ich die Frage formulieren sollte, die mir seit dem Lesen des alten Zeitungsartikels im Kopf herumgeisterte. »Hast du ... ich meine, seid ihr ...?«

»Verwandt?«, sagte Jack. Er lachte auf und schüttelte den Kopf. »Nein, ach was. Grants gibt es hier wie Sand am Meer. Bestimmt haben wir irgendwie alle mal zum selben Clan gehört, aber heute gibt es da keine Verbindung. Bis ich den Job hier anfang, hatte ich noch nie von dem Mann gehört. Der arme Alte hat seine Tochter auf dem Gewissen, oder wie war das?«

»Weiß nicht genau.« Ich blickte auf Petra hinunter, auf die weiche Wölbung ihres Köpfchens, so zerbrechlich unter dem feinen Haar.
»Ich weiß nicht, was mit ihr passiert ist. Laut den Ermittlungen hat sie wohl Marmelade aus giftigen Beeren gegessen.«

»Ach, ich hab gehört, er soll ihr irgendein Gebräu aus seinen Versuchen eingeflößt haben. So erzählen's die Leute in Carn Bridge, wenn man danach fragt.«

»Krass.« Ich schüttelte den Kopf, ungläubig und angewidert zugleich. Jacks munterer, unerschrockener Tonfall machte es nicht weniger verstörend, und ich konnte nicht sagen, was mich mehr aufwühlte – die Vorstellung, dass Dr. Grant womöglich sein Kind umgebracht hatte und damit davongekommen war oder dass der Dorfklatz ihn ohne jegliche Beweise als Mörder abgestempelt hatte.

Für mich war es unvorstellbar, dass jemand sein eigenes Kind vergiften könnte. So etwas zu vermuten, passte außerdem nicht zu dem von Trauer und Schmerz gezeichneten Mann, den ich auf dem Foto gesehen hatte. Dieser Mann war an seiner Verzweiflung zugrunde gegangen. Auf einmal wollte ich ihn am liebsten verteidigen.

»In dem Artikel, den ich gelesen habe, stand, dass Elspeth aus Versehen Lorbeerkirschen gepflückt hat, weil sie sie mit Holunderbeeren oder so verwechselt hat. Und die Köchin hat sie dann zu Marmelade verarbeitet, ohne es zu merken. Das scheint mir einfach ein Unfall gewesen zu sein.«

»Tja, wenn man den Leuten hier glaubt, war er –« Mit einem Blick auf Petra verstummte er und schien es sich anders zu überlegen. Sie war zwar noch viel zu klein, um etwas zu verstehen, aber ich konnte es trotzdem nachvollziehen. Es hatte etwas Ungehöriges, diese furchtbaren Themen vor ihr zu besprechen. »Ach, egal. So

oder so keine schöne Geschichte.« Er trank den Becher leer und stellte ihn in die Spülmaschine. Dann setzte er ein trockenes, verhaltenes Lächeln auf, das ganz anders war als sein typisches breites Grinsen. »Wahrscheinlich hat es schon einen Grund, warum das Haus ein Jahrzehnt leer stand, bevor Sandra und Bill es gekauft haben. Hier aus der Gegend wäre wohl kaum einer in Struan eingezogen, auch nicht, wenn er das Geld für die Renovierung gehabt hätte.«

Struan. Bei dem Namen zuckte ich zusammen. Er erinnerte daran, dass dieses Haus eine Geschichte hatte, ganz gleich, was Sandra und Bill unternommen hatten, um sie auszulöschen, und dass die Menschen hier im Ort sich daran erinnerten. Doch Jack fuhr ungerührt fort.

»Was möchtest du denn, das ich tue?«

»Ich?«, fragte ich erschrocken. »Warum soll ich entscheiden?«

»Na ja, der Trakt geht ja von deinem Zimmer ab. Mir liegt jeder Aberglaube fern, aber ich hätte auch keine große Lust, nebenan zu schlafen.«

Ich schauderte. »Ja, ich ja auch nicht. Also ... welche Möglichkeiten gibt es?«

»Na, ich könnte den Aufgang wohl erst mal wieder zunageln und die Entscheidung dann Sandra und Bill überlassen, wenn sie zurückkommen. Oder ich könnte ... da oben vorher ein bisschen für Ordnung sorgen.«

»Für Ordnung sorgen?«

»Zum Beispiel das Gekritzel übermalen«, sagte er. »Aber in dem Fall müssten wir vorerst alles auflassen. Ich meine, die Tür können wir abschließen, nur würde es sich nicht lohnen, den Aufgang zu verrammeln, wenn wir sowieso wieder hochwollen. Aber ich weiß nicht, wie du das fändest.«

Ich nickte und biss mir dabei auf die Lippe. Wenn ich ehrlich war, wollte ich gar nicht mehr in dem Zimmer schlafen, und wahrscheinlich konnte ich es auch gar nicht. Der Gedanke, im Bett zu liegen und wieder das *Krrk ... Krrk ...* zu hören, mit dem geistesgestörten Gekrakel nur ein paar Meter weiter oben, dazwischen nur eine dünne Tür ... Der Gedanke jagte mir eine Heidenangst ein. Aber den Zugang zum Dachboden einfach nur wieder dicht zu machen, schien mir auch keine bessere Lösung zu sein.

»Lass es uns übermalen«, sagte ich schließlich. »Wenn Sandra und Bill einverstanden sind natürlich. Wir können das nicht einfach stehenlassen. Es ist zu schrecklich.«

Jack nickte. Dann zog er den Schlüsselbund aus seiner Hosentasche und nestelte den Dachbodenschlüssel ab.

»Was machst du jetzt?«, fragte ich, als er ihn losbekommen hatte. Er hielt ihn mir hin.

»Nimm.«

»Ich? Ich will gar nicht –« Ich schluckte und nahm mich zusammen, um mir meine Abscheu nicht anmerken zu lassen. »Ich will gar nicht da hoch.«

»Weiß ich. Aber mir wäre an deiner Stelle wohler, wenn ich wüsste, dass ich den Schlüssel habe.«

Ich kniff die Lippen zusammen und nahm ihm den Schlüssel ab. Er war schwer und sehr kalt, aber zu meiner Überraschung musste ich Jack recht geben. Es gab mir ein Gefühl von ... nicht unbedingt Macht, aber zumindest die Illusion von Kontrolle, ihn selbst in der Hand zu halten. Die Tür war abgeschlossen. Und nur ich konnte sie aufschließen.

Schließlich steckte ich ihn in meine Jeanstasche und überlegte gerade, was ich erwidern sollte, als Jack auf seine Uhr blickte und

mir zunickte.

»Weißt du, wie spät es ist?«

Ich sah auf mein Handy. »Oh, Scheiße.«

Ich hätte längst losfahren müssen, um die Mädchen abzuholen.

»Dann sollte ich wohl mal lieber, aber – danke dir, Jack.«

»Wofür?« Er schien ehrlich verdutzt. »Den Schlüssel?«

»Nein, nicht den. Einfach – ach, ich weiß nicht. Dass du mich ernst nimmst. Mir nicht das Gefühl gibst, dass ich lächerlich bin, weil mir das Ganze Angst macht.«

»Pass auf.« Seine Züge wurden weicher. »Mir hat das Gekrakel auch Angst gemacht und ich wohne auf der anderen Seite des Hofes. Aber jetzt ist es vorbei, okay? Keine gruseligen Geräusche mehr, keine fiesen Botschaften, kein Grübeln mehr darüber, was sich hinter der Tür verbirgt. Jetzt wissen wir Bescheid, und es ist gruselig und auch irgendwie traurig, aber es ist geklärt, okay?«

»Okay«, sagte ich und nickte. Hätte er doch recht behalten.

Hier im Gefängnis habe ich oft Angst gehabt, Mr Wrexham. Schon in der allerersten Nacht, als ich hier lag und zum ersten Mal das Gelächter, das Gebrüll und die Schreie der Frauen hörte und als die immer näher rückenden Betonwände um mich herum noch so neu waren. Dann die vielen, vielen Nächte danach. Und später, als ich verprügelt und zu meinem Schutz in einen anderen Trakt gebracht wurde. Da lag ich zitternd in dieser neuen, grauen Zelle und dachte an den blanken Hass im Gesicht der Frau, die mich geschlagen hatte, und daran, wie die Wärterinnen mit dem Eingreifen extra ein bisschen zu lange gewartet hatten. Ich zählte die Stunden bis zum nächsten Tag, dann würde ich ihnen allen wieder unter die Augen treten müssen. Und auch jetzt noch habe ich Angst, wenn ich im Traum ihr Gesicht sehe und beim Aufwachen den Blutgeruch in der Nase habe und am ganzen Körper zittere.

Gott ja, ich kenne Angst.

Aber nie zuvor und nie seither hatte ich eine solche Angst wie in jener Nacht im Heatherbrae House.

Die Mädchen waren zum Glück früh im Bett, und um halb neun schliefen alle drei tief und fest.

Und so ging ich um Viertel vor neun hinauf in den zweiten Stock, zu dem Zimmer, das ich nicht mehr als meines empfand.

Mit angehaltenem Atem griff ich nach dem Türknauf. Ich stellte mir vor, dass etwas Grauenhaftes herausgeflattert käme, ein Vogel, der sich in meinem Gesicht festkrallte, oder dass sich die Krakeleien wie ein Krebsgeschwür auf meinen Zimmerwänden ausgebreitet hätten. Doch als ich mir schließlich einen Ruck gab und die Tür mit einer solchen Wucht aufstieß, dass sie gegen die Wand krachte, war da nichts. Die Tür zur Kammer war geschlossen und das Zimmer sah aus wie am ersten Abend, bis auf ein paar Staubflocken, die

Jack und ich nach der Dachboden-Erkundung auf dem Teppich hinterlassen hatten.

Trotzdem war klar, dass ich hier nicht schlafen konnte, also zerrte ich schnell – wer weiß, was sich da noch versteckte – meinen Schlafanzug unter dem Kopfkissen hervor. Im Bad zog ich mich um, putzte mir die Zähne, dann schnappte ich mir die Bettdecke und ging runter ins Fernsehzimmer.

Mich einfach nur aufs Sofa zu legen und zu warten, dass der Schlaf mich übermannte, war keine Option, da hätte ich die ganze Nacht warten können. Ich wäre die Bilder in meinem Kopf nicht losgeworden und hätte ständig Stimmen gehört, die die Botschaften vom Dachboden zischelten. Mich mit einer Fernsehserie zu betäuben, bis mir die Augen zufielen, erschien mir deutlich angenehmer. Wenn ich den Ton laut genug einstellte, würde ich wenigstens nicht bei jedem Knarzen und jedem Schnarchen der Hunde zusammenschrecken. Die Stille hätte ich nicht ertragen, ich hätte nur darauf gewartet, dass das *Krrk ... Krrk ...* wieder von vorn losging.

›Friends‹ klang genau richtig, nicht zu still, aber auch nicht zu aufregend. Ich rief die Sendung auf dem riesigen Breitbildfernseher auf, zog mir die Decke bis zum Kinn ... und schlummerte ein.

Irgendwann wachte ich völlig desorientiert auf. Der Fernseher war in den Standby-Modus gewechselt und unter dem Verdunkelungsrollo drang Tageslicht herein.

Ein warmer, schwerer Körper lag auf meinen Beinen ... nein, gleich zwei warme und schwere Körper. Mein Atem ging flach und pfeifend. Verschlafen rappelte ich mich auf, strich mir die Haare aus dem Gesicht und blickte an mir herunter. Ich rechnete damit, die

beiden Hunde zu sehen, doch da lag nur eins der schwarzen Fellmonster. Der andere warme Körper war Ellie.

»Ellie?«, krächzte ich und langte in die Tasche meines Morgenmantels. Mein Spray war wie immer da, doch beim Rausziehen stieß es gegen einen Fremdkörper. Der Schlüssel! dachte ich, und sofort fiel mir alles wieder ein, die ganzen irren Ereignisse des gestrigen Tages. Ich wischte das Mundstück des Inhalators ab und setzte ihn an. Das Mittel wirkte sofort, ich atmete tief durch und merkte, wie sich in meiner Brust etwas löste. Dann sagte ich mit festerer Stimme: »Ellie. Süße, was machst du denn hier?«

Sie erwachte blinzeln und sichtlich verwirrt, doch dann lächelte sie mich an.

»Morgen, Rowan.«

»Ja, guten Morgen, aber was machst du denn hier unten?«

»Konnte nicht schlafen. Ich hab schlecht geträumt.«

»Aha. Okay, aber –«

Aber was? Ich war durcheinander. Wie lange war sie letzte Nacht durchs Haus getappt, ohne dass ich was mitbekommen hatte? Sie war aufgestanden, die Treppe runtergelaufen und zu mir aufs Sofa gekrochen, und ich hatte nichts gemerkt.

Doch das war ja nicht ihre Schuld, also sagte ich nichts weiter, sondern rieb mir den Schlaf aus den Augen, zog die Beine unter dem Hund weg und stand auf.

Als ich die Decke zurückschlug, fiel etwas heraus und landete mit einem dumpfen Laut, der irgendwie keramisch klang, auf dem Boden.

Bei dem Geräusch fuhr ich zusammen. Hatte ich etwas umgeworfen? Ich hatte vor dem Schlafen noch heiße Milch getrunken, aber ich hätte schwören können, dass ich die Tasse

sicher auf dem Tisch abgestellt hatte. Und ja, da stand sie auch, auf einem Untersetzer. Was war das denn für ein Geräusch gewesen?

Erst nachdem ich das Rollo hochgezogen und die Bettdecke gefaltet hatte, sah ich ihn. Er war halb unters Sofa gerollt und dort mit dem Gesicht zu mir liegen geblieben. Er schien mich auslachen zu wollen, mit dem einen böse blickenden Auge und dem höhnischen Grinsen im zersprungenen Gesicht.

Es war der Puppenkopf vom Dachboden.

Wie ein Schwall Eiswasser brach die nackte, kalte Angst über mich herein. Ich stand wie gelähmt da, bebte, schnappte nach Luft.

Dann hörte ich wie aus großer Entfernung Ellies dünnes Stimmchen nach mir rufen: »Rowan, was ist? Was ist los, Rowan? Du guckst so komisch.«

Es kostete mich ungeheure Kraft, nicht in Panik zu verfallen, mich auf das Hier und Jetzt zu besinnen: Das ist Ellie, sie redet mit mir, ich muss antworten.

»Rowan!« Ihr Rufen war in ein ängstliches Wimmern umgeschlagen und sie zupfte an meinem Hemd, ich fühlte ihre kalten kleinen Finger. »*Rowan!*«

»Ich ... ja, alles in Ordnung«, brachte ich hervor. Doch meine Stimme klang fremd und krächzend in meinen Ohren, mir war schwindlig, und am liebsten hätte ich mich zurück aufs Sofa gesetzt, aber ich konnte mich diesem Ding nicht nähern. Dieses fiese Grinsen ...

Ich konnte den Kopf allerdings auch schlecht da unten liegen lassen. Er war wie eine makaber bemalte Granate, die jeden Moment hochgehen konnte.

Aber wie war das möglich? Wie war er dahin gekommen? Jack hatte oben abgeschlossen, ich war dabei gewesen. Und er war vor mir die Treppe runtergegangen. Den Schlüssel hatte ich hier in der

Tasche, ich spürte ihn an meinem Bein, er war warm von meiner Körperwärme. Hatte etwa *ich* ... war das möglich?

Nein, das war absurd.

Und doch, da lag er.

Während ich noch versuchte, mich zu sammeln, beugte Ellie sich vor, um zu sehen, worauf ich da starrte. Sie quiekte auf.

»Eine Puppe!«

Sie ging in die Hocke, den Po nach hinten gereckt, wie es Kleinkinder tun, langte nach dem Puppenkopf, und im selben Moment hörte ich ein Kreischen. Es war meine eigene Stimme, die schrie: »Ellie, halt, nicht anfassen!«, und bevor ich begriff, was ich da tat, hatte ich sie gepackt.

Für einen langen Moment war es still und ich hörte nur meinen keuchenden Atem. Ellie hing schlaff und schwer in meinem Arm, doch auf einmal spannte sich ihr ganzer Körper an und sie schrie wie am Spieß, und das Schreien ging in ein Schluchzen über, das verzweifelte Schluchzen eines Kindes, das keine Ahnung hat, was es falsch gemacht haben soll.

»Ellie ...«, fing ich an, doch sie zappelte wie verrückt, ihr Gesicht knallrot und wutverzerrt. »Ellie, warte, ich wollte dich –«

»Lass los!«, kreischte sie. Instinktiv schloss ich die Arme fester um ihren Körper, aber sie strampelte und wand sich wie eine Katze und bohrte mir ihre Fingernägel in die Arme.

»Ellie – Ellie, bitte beruhig dich, du tust mir weh.«

»Mir egal! Lass los!«

Langsam sank ich auf die Knie, wobei ich mein Gesicht so weit wie möglich von ihren trommelnden Fäusten weg hielt, und ließ sie zu Boden gleiten, wo sie sich heulend einrollte.

»Du bist gemein! Du hast gebrüllt!«

»Ellie, ich wollte dir keine Angst machen, aber die Puppe da –«

»Geh weg!«, schluchzte sie. »Ich hasse dich!«

Mit diesen Worten rappelte sie sich auf und rannte aus dem Zimmer. Während ich zerknirscht dasaß und mir den zerkratzten Arm rieb, hörte ich sie nach oben trappeln. Kurz darauf fiel die Tür zum Kinderzimmer geräuschvoll ins Schloss.

Seufzend ging ich in die Küche und öffnete auf dem Tablet den Videostream aus dem Zimmer der Mädchen. Ich sah Ellie, die sich bäuchlings aufs Bett geworfen hatte und Rotz und Wasser heulte, und Maddie im anderen Bett, die sich verduzt die Augen rieb und offenbar keine Ahnung hatte, was los war.

Scheiße. Ellie hatte bei mir Trost gesucht und es hätte ein Durchbruch sein können. Und dann hatte ich es – wieder mal – vermasselt.

Alles nur wegen dem widerlichen Puppenkopf.

Der musste weg, doch weil ich ihn nicht anfassen wollte, nahm ich eine Mülltüte und streifte sie mir über die Hand. Dann kniete ich mich vor das Sofa und langte darunter.

Ich weiß nicht warum, aber ich hielt den Atem an, während ich mich in dem dunklen, etwas staubigen Zwischenraum vortastete, bis ich ein paar dünne Haarsträhnen zu fassen bekam. Es waren nur ganz wenige, denn der Porzellankopf war fast kahl, doch daran konnte ich ihn zu mir ziehen. Und dann packte ich zu, schnell, fest, entschlossen, wie man eine tote Ratte aufhebt oder ein Insekt, aus Angst, es könnte einen, obwohl tot, doch noch stechen.

Ich hielt den kleinen harten Kopf so fest ich konnte – als könnte ich nur so verhindern, dass er in die Luft ging oder mir entwichte. Nichts davon passierte. Doch als ich mich vorsichtig wieder aufrichtete, spürte ich einen Stich im Zeigefinger, es war Glas, so scharf, dass meine Haut fast keinen Widerstand bot. Die Scherbe hatte mir durch die Plastiktüte in den Finger geschnitten, Blut tropfte

gleichmäßig auf den Holzboden. Also war der Kopf gar nicht aus Porzellan.

Am Spülbecken zog ich die Scherbe heraus, wickelte mir Küchenpapier um die Hand und um den Puppenkopf ein Geschirrhandtuch und dazu eine Mülltüte. Ich machte noch einen Knoten hinein und stopfte das Ganze so tief wie möglich in den Abfalleimer, angewidert, als wäre es ein Kadaver. Mein Finger pulsierte beim Drücken schmerzhaft.

»Was ist denn mit Ellie?«

Wie ertappt fuhr ich herum und sah Maddie im Türrahmen stehen. Irgendwie blickte sie ein bisschen weniger trotzig drein als gewöhnlich und wirkte mit ihren in alle Himmelsrichtungen abstehenden Strubbelhaaren einfach wie das, was sie war – ein kleines Mädchen, das zu früh geweckt worden war.

»Ach ... es ist meine Schuld«, sagte ich reumütig. »Ich bin etwas laut geworden. Da war kaputtes Glas und ich wollte nicht, dass sie es anfasst. Ich hab wohl etwas heftig reagiert und da hat sie sich erschrocken. Sie dachte wohl, ich schimpfe mir ihr ... dabei wollte ich nur nicht, dass sie sich wehtut.«

»Sie hat gesagt, da war eine Puppe und sie wollte damit spielen.«

»Da war nur ein Kopf.« Mir war nicht danach, Maddie alles haarklein zu erklären. »Aber der war aus Glas und ganz scharf an der kaputten Stelle. Ich hab mich beim Aufheben selber geschnitten.«

Wie zum Beweis hielt ich ihr die Hand hin, woraufhin sie ernst nickte, offenbar zufrieden mit der Erklärung.

»Okay. Kann ich Coco Pops zum Frühstück haben?«

»Vielleicht. Aber sag mal, Maddie –« Ich stockte, suchte nach den passenden Worten. Die vorsichtige Annäherung zwischen uns wollte ich nicht gefährden, doch mir schwirrten so viele Fragen im Kopf

herum, ich konnte es nicht einfach auf sich beruhen lassen.

»Maddie, hast du schon mal ... weißt du, wo die Puppe herkam?«

»Wie meinst du das?« Sie sah mich verständnislos an. »Wir haben viele Puppen.«

»Weiß ich, aber das war eine besondere, so eine altmodische.«

Da ich keine Lust hatte, den schaurigen kaputten Kopf wieder aus dem Müll zu fischen, zückte ich mein Handy und tippte

»viktorianische Puppe« in die Bildsuche. Ich scrollte hinunter, bis ich eine fand, die der vom Dachboden ähnelte, wenn auch mit etwas weniger fiesem Gesichtsausdruck. Maddie starrte auf das Foto und runzelte die Stirn.

»So eine hab ich mal im Fernsehen gesehen. Das war eine Sendung über Ankiteten.«

»Ankiteten?« Ich sah sie ratlos an.

»Ja, so alte Sachen, die viel Geld wert sind. Eine Frau wollte ihre alte Puppe verkaufen, aber der Mann von der Sendung hat gesagt, die ist nichts wert.«

»Ach so, Antiquitäten. Ja, die Sendung kenn ich. Aber in echt hast du so eine noch nie gesehen?«

»Glaub nicht«, sagte Maddie und wandte sich ab. Ich versuchte, ihren Ausdruck zu deuten. War sie wirklich nicht neugierig? Würde ein normales Kind nicht mehr Fragen stellen? Aber ich schüttelte den Gedanken ab. Dieses ständige Zweifeln grenzte schon an Paranoia. Kinder waren nun mal egozentrisch, das wusste ich aus der Kita. Und es gab auch weiß Gott genug Erwachsene, die so gleichgültig waren, dass sie nichts hinterfragten, was sie nicht direkt betraf.

Ich überlegte noch, wie ich die Sache mit den Kritzeleien auf dem Dachboden und den Buchstabennudeln ansprechen sollte, da

wechselte sie abrupt das Thema und kehrte in typisch kindlicher Unbeirrbarkeit zur Ausgangsfrage zurück.

»Also, kann ich jetzt Coco Pops haben?«

»Hm ...« Ich biss mir auf die Lippe. Die Nahrungsmittel der Kategorie »ausnahmsweise« wurden langsam zur Regel. Aber wenn Sandra nicht wollte, dass die Kinder sie bekamen, sollte sie sie auch nicht im Haus haben, stimmt's? »Okay, ausnahmsweise. Aber das ist das letzte Mal diese Woche, klar? Ab morgen gib't's wieder Weetabix. Und jetzt ab nach oben, Schuluniform an, und wenn du runterkommst, gib't's die Coco Pops. Oh, und sagst du Ellie Bescheid, dass für sie auch eine Schale hier steht, falls sie Hunger hat?«

Sie nickte und verschwand nach oben, und ich setzte Teewasser auf.

Mit meiner unverletzten Hand flößte ich Petra gerade ihren Haferbrei ein, als plötzlich ein kleiner Kopf zur Küchentür hereinlugte. Er verschwand sofort wieder, doch auf einmal lag ein Zettel auf dem Boden.

»Ellie?«, rief ich, doch es kam keine Antwort. Ich hörte nur Schritte, die sich rasch entfernten. Seufzend kontrollierte ich kurz die Sicherheitsgurte an Petras Hochstuhl und ging dann zur Tür, um den Zettel aufzuheben.

Zu meiner Überraschung handelte es sich um einen getippten Brief. Er war formatiert wie eine E-Mail, aber ohne Betreff und ohne Eintrag im Empfängerfeld. Der Text bestand aus einer durchgehenden Zeile ohne Satzzeichen.

Lieber Owen sorry ich wollte dich nicht krassen und weglaufen ich hasse dich gar nicht bitte nicht böse sein geh nicht weg wie die

*Anden tut mir leid liebe Grüße Ellie hab mich auch schon selber
angezogen*

Lieber Owen? Die Anrede ließ mich stutzen, doch der Rest des Briefs ließ keinen Zweifel daran, wer gemeint war. Ich schnappte mir Petra und setzte sie in den Laufstall in der Ecke, bevor ich mich wieder dem Brief zuwandte.

»Ellie?«, rief ich.

Stille.

»Ellie, ich hab deinen Brief gefunden. Es tut mir sehr leid, dass ich geschimpft habe. Ich möchte mich auch entschuldigen. Okay?«

Nach einer langen Pause rief eine piepsige Stimme: »Ich bin hier hinten.«

Ich ging durch das Fernsehzimmer hinein ins Wohnzimmer. Auf den ersten Blick wirkte es leer, doch dann sah ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung und ging langsam auf die hintere Ecke zu, die noch im Schatten lag. Dort hatte Ellie sich zwischen Sofakante und Wand gekauert, nur ein blonder Haarschopf und zwei Schuhspitzen ragten hervor.

»Ellie.« Ich ging in die Hocke und hielt ihr den Brief hin. »Hast du das geschrieben?«

Sie nickte.

»Das ist richtig gut. Woher kannst du so gut schreiben? Hat Maddie dir geholfen?«

»Ich hab es selbst geschrieben. Nur ... nur die kleine Eichel hat geholfen.«

»Die Eichel?«, fragte ich verdutzt, und sie nickte.

»Man drückt die und dann sagt man, was man schreiben will, und die Eichel schreibt es auf.«

»Was denn für eine Eichel?« Ich war völlig perplex. »Kannst du mir die zeigen?« Verschämt und stolz zugleich, und sichtlich

beflügelt von dieser Gelegenheit, ihr Können zu demonstrieren, kam sie aus ihrem Versteck hervor. Ihr Schulrock war ganz staubig und sie hatte die Schuhe verkehrt herum an, aber ich ignorierte beides und folgte ihr in die Küche, wo sie das Tablet nahm, das Gmail-Programm öffnete und dann das Mikro-Symbol anklickte. Da dämmerte es mir. Es sah tatsächlich aus wie eine stilisierte Eichel – vor allem, wenn man noch nie ein altmodisches Mikrofon gesehen hatte.

Jetzt sprach sie ins Tablet hinein.

»Liebe Rowan, ich schreibe dir einen Brief und es tut mir sehr sehr leid. Deine Ellie.«

Lieber Owen – wie durch Zauberhand erschienen die Buchstaben auf dem Bildschirm – *ich reibe dir einen Brie* – nach einer winzigen Pause erfolgte die Auto-Korrektur – *schreibe dir einen Brief und es tut mir wer wer – sehr sehr – leid deine Ellie*.

»Und dann drückt man hier auf die Punkte und dann kommt das in Daddys Zimmer aus dem Drucker«, erklärte sie stolz.

»Verstehe.« Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Als Kompromiss bückte ich mich und nahm sie in den Arm. »Na, du bist ja ganz schön schlau, und das ist ein ganz lieber Brief. Mir tut es auch sehr leid. Ich wollte nicht laut werden. Und ich geh nirgendwohin, versprochen.«

Sie schlang die Arme um meinen Hals und ich hörte ihren schweren Atem und spürte ihre weiche, warme Wange an meiner.

»Ellie«, fing ich zaghaft an. Ich hatte Angst, das hart erkämpfte Vertrauen zu zerstören, aber ich musste es einfach wissen. »Ellie, kann ich dich was fragen?«

Sie antwortete nicht, doch ich spürte, wie sie nickte, ihr kleines spitzes Kinn sich in meine Schulter bohrte.

»Hast du ... hast du mir vielleicht den Puppenkopf in den Schoß gelegt?«

»Nein!« Sie zog sich zurück und sah mich etwas erschrocken an, aber nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Dann schüttelte sie heftig den Kopf, dass ihr die Haare wild ums Gesicht flogen. Ihre Augen waren weit aufgerissen und ich sah ihr an, wie dringend sie wollte, dass ich ihr glaube. Aber warum? Weil sie die Wahrheit sagte? Oder weil sie mich anlog?

»Ganz bestimmt nicht? Ich bin auch nicht böse, versprochen. Ich wollte nur ... Ich hab mich nur gefragt, wo der herkam.«

»Ich war das nicht«, sagte sie und stampfte mit dem Fuß auf.

Ich ruderte zurück. »Schon gut, schon gut. Ich glaub dir ja.« Sie zögerte kurz, dann legte sie ihre Hand in meine. »Also ...«, versuchte ich es noch einmal, ganz behutsam, »weißt du denn vielleicht, wer es sonst gewesen sein könnte?«

Jetzt drehte sie den Kopf weg, wich meinem Blick aus.

»Ellie?«

»Ein anderes Mädchen«, sagte sie. Und irgendwie wusste ich da, dass ich nicht mehr aus ihr herausbekommen würde.

»Maddie, Ellie, kommt runter!« Ich stand mit dem Schlüssel in der Hand im Eingangsflur, als Maddie, schon in Mantel und Schuhen, die Treppe heruntergerannt kam. »Super, Maddie! Du hast dir ja selbst die Schleifen gebunden!« Sie sauste vorbei an meinen ausgestreckten Armen, aber Ellie, die gerade aus der Toilette im Erdgeschoss kam, war nicht so schnell. Lachend hob ich sie hoch, brummte dabei wie ein Bär und gab ihr einen Kuss auf den knautschigen kleinen Bauch. Sie quiekte vor Vergnügen, und als ich sie wieder absetzte, stolperte sie lachend hinter ihrer Schwester her zum Auto.

Als ich mich umdrehte, um ihre Schultaschen aufzuheben, stieß ich fast mit Mrs McKenzie zusammen, die mit verschränkten Armen im Flur zur Küche stand.

»Scheiße!«, entfuhr es mir und sofort biss ich mir auf die Zunge. Ich durfte ihr nicht noch mehr Munition liefern. »Ach, hallo, Mrs McKenzie. Haben Sie mich erschreckt, ich hab Sie gar nicht kommen hören.«

»Bin durch die Hintertür, matschige Schuhe«, erklärte sie knapp, doch ihre Züge wirkten etwas sanfter als sonst, während sie den Mädchen nachsah. »Aber Sie ...« Sie schüttelte den Kopf. »Egal.«

»Nein, was ist denn?«, fragte ich, schon leicht gereizt. »Wenn Sie was sagen wollen, nur los.«

Sie schürzte die Lippen und ich wartete ab, die Arme verschränkt. Doch dann lächelte sie völlig unerwartet, was ihr sonst eher grimmiges Gesicht gleich um Jahre jünger erscheinen ließ.

»Ich wollte nur sagen, dass Sie das gut machen mit den Mädchen. Und jetzt fahren Sie mal besser los, Sie sind spät dran.«

Später dann waren wir auf dem Rückweg von der Carn Bridge Grundschule nach Hause, Petra hinten in ihrem Kindersitz zeigte

immer wieder aus dem Fenster und brabbelte fröhlich Nonsenssilben und erste Wörter vor sich hin. Während der Fahrt dachte ich an das erste Mal zurück, als ich mit Jack vom Bahnhof nach Heatherbrae fuhr – an den Sonnenuntergang, der die Berge in goldenes Licht getaucht hatte, das kaum hörbare Summen des Tesla-Motors, den Anblick der Schafe und Hochlandrinder auf stoppeligen Weiden, an die hübschen kleinen Steinbrücken. Heute aber war ein grauer und diesiger Tag und die ganze Landschaft fühlte sich anders an – düster und karg und gar nicht sommerlich. Sogar die Kühe auf den Wiesen wirkten niedergeschlagen, ließen die Köpfe hängen, und Regen tropfte von ihren Hörnern.

Dann schwang das Tor auf und wir bogen in die Auffahrt ein, und ich fühlte mich zurückversetzt an jenen ersten Abend, als ich im Wagen neben Jack gesessen und vor lauter Hoffen und Bangen kaum noch Luft bekommen hatte.

Hinter der letzten Kurve erhob sich die graue, kompakte Fassade von Heatherbrae, und ich rief mir mein Hochgefühl vom ersten Tag in Erinnerung, als alles so golden und warm und so verheißungsvoll ausgesehen hatte.

Wie anders das Gebäude heute wirkte. Nicht wie die Chance auf einen Neuanfang, ein neues Leben, sondern grau und abweisend wie ein viktorianisches Gefängnis – aber auch das war eine Täuschung, wie ich ja wusste, denn die alte Fassade, die ich von hier aus sah, ließ nicht mal erahnen, was einen auf der Rückseite erwartete: ein Haus, dem eine Hälfte amputiert worden war, ersetzt durch eine Prothese aus Glas und Stahl.

Als Letztes ließ ich den Blick zum Dach schweifen. Die Ziegel glänzten vom Regen. Das Fenster im Dachboden, das Jack zugemacht hatte, ging zum Innenhof hinaus und war von hier nicht

zu sehen. Doch allein das Wissen, dass es dort war, bescherte mir eine Gänsehaut.

Jean McKenzies Auto stand nicht mehr in der Einfahrt und auch von Jack und den Hunden war keine Spur zu sehen, als wir ankamen. Nach allem, was passiert war, konnte ich mir plötzlich nicht vorstellen, das Haus allein zu betreten. So weit war es also schon gekommen, dachte ich, als ich Petra aus dem Kindersitz befreite, dass ich mich lieber mit zwei aufdringlichen Vierbeinern herumgeschlagen hätte, die mir ständig die Schnauze unter den Rock schoben, als alleine zu bleiben in diesem Haus mit seinen gläsernen, eiförmigen Augen, die aus jeder Ecke über mich wachten.

Hier draußen konnte ich wenigstens frei denken und fühlen und reden, ohne auf jedes Wort, jede verzogene Miene, jede Stimmungsschwankung zu achten.

Hier konnte ich *ich* sein, ohne Angst vor Patzern.

»Komm, Petra«, sagte ich. Ich holte ihren Buggy aus dem Kofferraum, setzte sie hinein und zog den Regenschutz darüber.
»Wir gehen spazieren.«

»Ich patien!«, rief Petra und drückte mit den Händen gegen die Plastikhaube, doch ich schüttelte den Kopf.

»Nein, Maus, es ist zu nass und du hast keine Regenjacke an. Du bleibst da drin, da ist es schön warm und trocken.«

»Mapütte!«, rief sie jetzt und zeigte durch die Plane auf den Boden. »Mapütte pingen!« Erst hatte ich keinen Schimmer, was sie meinte, aber dann sah ich, dass sie auf eine große Wasserlache zeigte, die sich vor den alten Stallungen gebildet hatte.

»Ach, du willst in der Matschpfütze rumspringen wie Peppa Wutz?« Sie nickte eifrig. »Ohne Regenstiefel geht das leider nicht, aber pass auf —«

Also joggte ich los, nahm Anlauf und raste mitsamt Buggy durch die Pfütze. Es gab einen Riesenplatscher, und das Wasser spritzte von allen Seiten auf meine Jacke und die Haube des Buggys.

Petra kreischte vor Lachen.

»Nomal! Mehr Pütte!«

Auf der anderen Seite des Hauses befand sich noch eine Pfütze, die wir natürlich auch mitnahmen, ebenso wie eine weitere auf dem Pfad, der hinunter zu den Sträuchern führte.

Als wir den alten Küchengarten erreichten, war ich pitschnass und schon viel besser gelaunt, doch langsam wurde mir kalt. Auf einmal erschien mir das Haus gar nicht mehr so unbehaglich. Es mochte zwar voller Kameras und störungsanfälliger Technik sein, aber immerhin warm und trocken. Außerdem kamen mir meine Ängste hier draußen plötzlich mehr als albern vor.

»Pütte!«, rief Petra und hüpfte unter ihrem Gurt aufgeregt auf und ab. »Mehr Pütte!«

Ich lachte und schüttelte den Kopf.

»Nein, jetzt reicht es, Süße, ich bin schon ganz nass! Guck mal!« Ich ging nach vorne und zeigte ihr meine klatschnasse Jeans, und sie lachte, das kleine Gesicht verzerrt hinter dem knittrigen Plastik.

»Owa nat!«

Owa. Das war das erste Mal, dass sie versucht hatte, meinen Namen zu sagen, und es zog mir das Herz zusammen vor Zuneigung und auch vor Traurigkeit – über all die Dinge, die ich ihr nicht sagen konnte.

»Ja!«, sagte ich mit einem Kloß im Hals und lächelte sie an. »Ja, Rowan ist nass!«

Erst als ich den Buggy wendete, um den Rückweg zum Haus anzutreten, fiel mir auf, wie weit wir gekommen waren – der

Giftgarten war ganz in der Nähe. Über die Schulter warf ich einen Blick darauf – und stutzte.

Denn etwas war anders als beim letzten Mal.

Etwas fehlte.

Es dauerte einen Moment, dann sah ich es: Die Schnur am Tor war verschwunden.

»Kleinen Moment«, sagte ich zu Petra, die ungeduldig nach »Mehr Pütten!« verlangte. Dann stellte ich die Bremsen fest und lief auf das Eisentor zu. Es war dasselbe Tor, vor dem vor so vielen Jahren Dr. Grant gestanden hatte, voller Stolz auf seinen Forscherspielplatz, dasselbe Tor, das ich mit einer Schnur gesichert hatte, ganz weit oben, wo kleine Hände nicht heranreichten.

Jetzt war sie weg. Nicht nur aufgeknotet oder zerschnitten und weggeworfen, sondern ganz weg.

Jemand hatte meine improvisierte Sicherung rückgängig gemacht.

Aber wer? Und warum?

Die Fragen nagten an mir, während ich langsam zurück zu Petra stapfte, die in ihrem Buggy immer quengeliger wurde, und sie ließen mich auf dem ganzen anstrengenden Weg bergauf nicht mehr los.

Dann erreichten wir das Haus. Petra war inzwischen richtig schlecht gelaunt, und ein Blick auf die Uhr sagte mir, dass das Zeitfenster für ihren Morgensnack schon lange verstrichen war und es bald Zeit fürs Mittagessen wurde. Die Räder des Buggys waren völlig verdreckt, aber weil ich den Schlüssel zur Hintertür drinnen gelassen hatte, blieb mir nur der Vordereingang. Während ich Petra festhielt, damit sie nicht selbstständig auf Pfützensuche ging, faltete ich den Buggy mit der freien Hand umständlich zusammen und stellte ihn

unter dem Vordach ab. Dann drückte ich mit dem Daumen auf das Touchpanel, und die Tür schwang lautlos auf.

Sofort drang mir der Speckgeruch in die Nase.

»Hallo?«

Vorsichtig setzte ich Petra auf der untersten Treppenstufe ab, machte die Tür zu und zog die matschigen Stiefel aus.

»Hallo, wer ist da?«

»Ach, du bist das.« Die Stimme gehörte Rhiannon, die uns mit einem fetttriefenden Sandwich in der Hand aus der Küche entgegenkam. Sie sah völlig fertig aus, war grün um die Nase und hatte dunkle Ringe unter den Augen, als hätte sie noch weniger geschlafen als ich.

»Oh, du bist zurück«, sagte ich überflüssigerweise, und sie stakste die Augen verdrehend an mir vorbei zur Treppe, wobei sie genüsslich in ihr Sandwich biss.

»He«, rief ich, als ein Klecks Soße auf den Fliesen landete. »He! Nimmst du bitte einen Teller?«

Aber da war sie schon fast oben und verschwand kurz darauf in ihrem Zimmer.

Doch auf einmal hatte ich einen komischen Geruch in der Nase – ganz schwach nur und fast übertüncht vom Speckgeruch, aber er war so unerwartet und zugleich so vertraut, dass ich stutzte.

Es war ein leicht vergorener Geruch, der mich jäh in die Teenagerzeit zurückversetzte, doch es dauerte einen Moment, bis ich ihn zuordnen konnte. Plötzlich war ich mir sicher – es war der süßlich-penetrante Duft von billigem Alkohol, der einem am nächsten Morgen noch aus den Poren drang.

O Gott.

Scheiße.

Erst wollte ich mir einreden, es ginge mich nichts an – man hatte mich als Nanny aufgrund meiner Erfahrung mit Kleinkindern eingestellt, mit Teenagern hatte ich nichts am Hut. Außerdem – woher sollte ich wissen, was Sandra und Bill durchgehen ließen? Wer weiß, vielleicht tranken ja heutzutage schon die Vierzehnjährigen? Vielleicht war es ja normal?

Insgeheim wusste ich natürlich, dass ich hier *in loco parentis* handeln musste. Ob nun Sandra sich daran stören würde oder nicht – was ich gesehen hatte, gab *mir* Grund zur Sorge. Und bei Rhiannon gab es eine ganze Menge Warnsignale. Aber wie sollte ich damit umgehen? Wie *konnte* ich damit umgehen?

Die Fragen beschäftigten mich weiter, während ich Petra und mir ein Sandwich machte und sie anschließend schlafen legte. Natürlich konnte ich als Erstes Rhiannon selbst darauf ansprechen – aber die hatte garantiert eine Ausrede parat, falls sie sich überhaupt zu einer Antwort herablassen würde.

Dann fiel mir Cass ein. Vielleicht könnte die Licht ins Dunkel bringen – oder mir zumindest den Ablauf des Abends schildern, vielleicht war ja alles halb so wild. Ein paar vierzehnjährige Mädchen beim Geburtstagfeiern ... Wer weiß, vielleicht hatte ja sogar Cass selbst ein paar Alkopops spendiert und Rhiannon hatte nur ein bisschen mehr als die anderen getrunken.

In meinem Handy scrollte ich durch meine Nachrichten runter zu Cass' Antwort. Ich klickte auf die Nummer und wartete, während es klingelte.

»Jo?« Die Stimme klang rau, schottisch und sehr männlich.

Irritiert warf ich einen Blick auf die Nummer auf dem Bildschirm, bevor ich mir das Telefon wieder ans Ohr hielt.

»Hallo?«, sagte ich zögernd. »Wer ist da?«

»Craig hier«, sagte die Stimme, die nicht nach einem Teenager klang – der Typ war mindestens Anfang zwanzig. Also definitiv nicht Cass, aber eben auch kein Vater von der Schule. »Und wer stört?«

Ich war so verdattert, dass ich nicht antworten konnte.

»Hallo?« Er klang gereizt. »Hallo-ho? Zu doof zum Wählen oder was?« Dann murmelte er noch »Meine Fresse, Alte« und legte auf.

Ich ging langsam zurück in die Küche und versuchte zu begreifen, was gerade passiert war.

Offensichtlich war das also nicht die Nummer von Elises Mutter. Und Rhiannon konnte sich bei der Nummer nicht vertan haben, denn ich hatte ja bereits eine Nachricht an diese Nummer geschrieben und eine Antwort bekommen, angeblich von Cass.

Was bedeutete, dass Rhiannon mich angelogen hatte.

Was außerdem bedeutete, dass sie sehr wahrscheinlich nicht bei Elise gewesen war. Sondern wohl eher bei Craig.

Verdammt.

Ich beschloss, Sandra und Bill eine Mail zu schreiben, und nahm das Tablet.

Nur wusste ich nicht, wo ich anfangen sollte, es gab so viel zu erzählen. Sollte ich mit Rhiannon anfangen? Oder doch mit dem Dachboden? Mit den Geräuschen und dem irren Gekrakel?

Am liebsten wollte ich weit ausholen – vom Verwesungsgeruch, der mir immer noch in der Nase hing, über den Puppenkopf und Maddies gruselige Zeichnung bis hin zu meinem Telefonat mit Craig.

Etwas stimmt nicht, wollte ich schreiben. *Nein, Blödsinn: Nichts stimmt*. Doch wie konnte ich von Rhiannon und Maddie erzählen, ohne dass sie es als Kritik an ihrer Erziehung auffassen musste? Und wie konnte ich beschreiben, was in diesem Haus vor sich ging, ohne gleich als die nächste geistersehende Nanny abgestempelt zu

werden? Wie sollte ich jemanden überzeugen, der nicht selbst den schaurigen Dachboden betreten hatte?

Erst einmal der Betreff. Alles, was mir einfiel, klang entweder wie eine Untertreibung oder doch zu theatralisch, sodass ich mich am Ende einfach für *Update* entschied.

Gut so. Sachlich und unaufgeregt. Jetzt zum Haupttext.

Liebe Sandra und lieber Bill, schrieb ich, dann setzte ich mich auf den Küchenhocker und nagte unruhig an meinem Fingerpflaster herum, während ich grübelte, wie es weitergehen sollte.

Eins vorweg: Rhiannon ist heute Morgen sicher wieder nach Hause gekommen, allerdings habe ich ein paar Bedenken, was den Besuch bei Elise angeht.

Das war doch schon mal gut. Klar und sachlich und nicht anklagend. Das Problem war nur: Wie sollte ich von dieser Aussage überleiten zu

Meine Fresse, Alte.

Ganz zu schweigen von

Wir hassen dich

Sie sint böse

GE WEG

Und wie sollte ich erklären, dass ich nicht mehr in diesem Zimmer schlafen konnte, die Schritte nicht mehr hören, die staub- und todgetränkte Luft da oben nicht mehr atmen wollte.

Ratlos starrte ich auf den Bildschirm, das langsame *Krrk ... Krrk ...* immer in den Ohren, als ich Petra durchs Babyfon knatschen hörte. Ein Blick auf die Uhr erinnerte mich, dass es Zeit war, die Mädchen von der Schule abzuholen.

Ich öffnete das Nachrichtenfeld und schrieb an Rhiannon: *Hole schnell die Mädchen ab. Wenn ich zurück bin, müssen wir was besprechen.* Das Tablet mit der angefangenen Mail ließ ich liegen,

und dann rannte ich nach oben, schnappte mir Petra und verfrachtete sie ins Auto.

Bis zum späten Abend dachte ich nicht weiter an die E-Mail. Der Nachmittag war gut gelaufen, Maddie und Ellie waren überglücklich gewesen, Rhiannon wiederzusehen, die rührend mit ihnen umging – keine Spur von der blasierten Privatschulgöre, als die ich sie kennengelernt hatte. Zwar war sie sichtlich verkatert, aber sie spielte über zwei Stunden lang mit den beiden Barbie und aß mit ihnen Pizza. Irgendwann verzog sie sich auf ihr Zimmer, während ich mit den Mädchen die Abendrituale absolvierte und sie ins Bett brachte. Mit einem Gutenachtkuss verabschiedete ich mich und machte das Licht aus.

Auf dem Weg nach unten bereitete ich mich auf die angekündigte Diskussion vor, indem ich mir vorstellte, wie Rowan die Supernanny es handhaben würde. Nämlich bestimmt, aber fair. Nicht mit Vorwürfen und Drohungen anfangen, sondern sie reden lassen.

Doch Rhiannon wartete schon in der Küche und trommelte ungeduldig mit den Nägeln auf die Tischplatte. Ich musste zweimal hinschauen, als ich ihren Aufzug sah. Dickes Make-up, Absätze, Minirock und ein bauchfreies Top, das ihr Nabelpiercing zeigte.

Huch.

»Ähm«, fing ich an, aber Rhiannon kam mir zuvor.

»Ich gehe heute Abend aus.«

Für einen Moment war ich sprachlos. Dann riss ich mich zusammen.

»Das wüsste ich aber.«

»Ist aber so.«

Ich lächelte. Das konnte ich mir erlauben. Es dämmerte schon. Der Schlüssel für den Tesla befand sich in meiner Tasche, und der

nächste Bahnhof war fünfzehn Kilometer weit entfernt.

»Und in den Schuhen willst du laufen?«, fragte ich. Doch Rhiannon lächelte zurück.

»Ich werde abgeholt.«

Scheiße.

»Pass auf, Rhiannon, das ist alles schön und gut, aber du weißt ja, dass ich das nicht erlauben kann. Ich muss jetzt deine Eltern anrufen. Und dann muss ich ihnen auch sagen –« Scheiß drauf, dann eben doch mit Vorwürfen und Drohungen, sie musste ja wissen, dass ich sie durchschaut hatte. »Ich werde ihnen erzählen, dass du heute Morgen nach Alkohol gestunken hast.«

Die Worte sollten einschlagen wie eine Bombe, doch sie zeigten kaum Wirkung.

Rhiannon sagte bloß: »Das halte ich für keine gute Idee.«

Aber ich hatte mein Handy bereits gezückt.

Seit dem Abendessen hatte ich nicht mehr draufgeguckt und zu meiner Überraschung blinkte jetzt das E-Mail-Symbol. Sandra hatte geschrieben.

Gespannt klickte ich die Mail an, vielleicht gab es ja etwas, das ich wissen sollte, bevor ich Sandra anrief. Doch als ich den Betreff las, musste ich stutzen.

Re: Update

Was? Hatte ich die angefangene Mail aus Versehen doch abgeschickt? Ich hatte mich vom Tablet aus in mein Gmail-Konto eingeloggt – hatte ich etwa vergessen, mich wieder auszuloggen? Konnte eines der Kinder versehentlich auf Senden geklickt haben?

Beunruhigt öffnete ich die Antwort und rechnete schon mit einem verwirrten Einzeiler à la »?? Was ist los?« – aber weit gefehlt.

Vielen Dank für dein Update, Rowan, das klingt doch gut. Schön, dass Rhiannon Spaß bei Elise hatte. Bill fliegt heute Abend nach Dubai und ich habe ein Essen mit einem Kunden, aber melde dich auf jeden Fall, wenn irgendwas ist. Ich versuche, mich morgen per FaceTime bei den Mädchen zu melden. Alles Liebe, Sandra

Das ergab keinen Sinn. Jedenfalls nicht, bis ich nach unten scrollte und dort die E-Mail fand, die ich angeblich um 14:48 Uhr gesendet hatte, gut zwanzig Minuten, nachdem ich das Haus verlassen hatte, um die Mädchen von der Schule abzuholen.

Lieber Bill, liebe Sandra,
nur ein kurzes Update von zu Hause. Hier ist alles in Ordnung, Rhiannon ist wohlbehalten von Elise zurückgekehrt und scheint es genossen zu haben.

Heute Nachmittag haben wir es uns hier nett gemacht – sie ist ein tolles Mädchen.

Maddie und Ellie senden euch liebe Grüße,
Rowan

Einen Moment lang war es ganz still, dann drehte ich mich zu Rhiannon um.

»Du kleines Aas.«

»Wie charmant«, erwiderte sie. »Hast du bei den Kleinen Strolchen auch so geredet?«

»Bei den – wie bitte?« Woher wusste sie, wo ich gearbeitet hatte? Aber ich durfte mich nicht aus dem Konzept bringen lassen. »Lenk nicht ab. Dein Verhalten ist nicht nur absolut inakzeptabel, sondern auch noch dumm. Erstens weiß ich von Craig.« Das saß, einen Augenblick lang sah sie richtig erschrocken aus. Aber sie fing sich schnell wieder und ihr Gesicht nahm den gleichen gelangweilten

Ausdruck an wie vorher. Trotzdem konnte ich mir ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen. »Ach so, hat er dir das gar nicht erzählt? Ich hab nämlich bei Cass angerufen. Natürlich werde ich jetzt als Erstes deiner Mutter erklären, dass du die E-Mail geschrieben hast, und dann werde ich ihr von diesem Craig erzählen und sie informieren, dass du mit diesem Typen, den ich nicht kenne, in einem Top, das nicht einmal in die Nähe deines Bauchnabels reicht, auf die Piste gehen willst, und dann hören wir mal, was sie davon hält.«

Vielleicht hatte ich erwartet, sie würde in Wut ausbrechen, oder sogar anfangen zu weinen und darum betteln, rauszudürfen.

Doch sie tat nichts von all dem. Stattdessen lächelte sie auf eine fast liebevolle Art, was ziemlich verstörend war, und sagte: »Ach, das machst du bestimmt nicht.«

»Nenn mir einen guten Grund, warum ich das nicht tun sollte!«

»Ich weiß sogar zwei«, sagte sie. »Rachel. Gerhardt.«

Fuck.

In der Küche herrschte vollkommene Stille.

Kurz hatte ich Angst, meine Knie würden nachgeben, und ich tastete mich zu einem Hocker vor und ließ mich kraftlos darauf sinken. Ich bekam kaum Luft.

Sie hatte mich in die Ecke gedrängt, so viel war klar. Aber ich hatte keine Ahnung, wie eng es in dieser Ecke noch werden würde.

Denn ab hier sieht es gar nicht mehr gut für mich aus, habe ich recht, Mr Wrexham?

Ab diesem Moment verwandelte ich mich in den Augen der Polizei von jemandem, der zur falschen Zeit am falschen Ort war, in jemanden mit einem Motiv.

Denn sie hatte recht, ich konnte Sandra und Bill nicht anrufen.

Es ging nicht, weil Rhiannon die Wahrheit kannte.

Sie werden nicht überrascht sein, Mr Wrexham. Jedenfalls nicht, wenn Sie die Zeitungen gelesen haben.

Denn dann werden Sie von Anfang an gewusst haben, dass die im Fall Elincourt festgenommene Nanny nicht Rowan Caine, sondern Rachel Gerhardt hieß.

Bei der Polizei aber schlug die Neuigkeit ein wie eine Granate. Oder vielleicht nicht wie eine Granate, sondern mehr wie eine Piñata randvoll mit Süßigkeiten.

Denn ich hatte ihnen eine Steilvorlage für die Anklage geliefert.

Ab da konzentrierten sie sich ganz auf die Frage, wie mir die Täuschung gelungen war, als hätten sie es mit einem kriminellen Superhirn zu tun, das alles bis ins letzte Detail durchgeplant hatte. Sie wollten sich wohl nicht vorstellen, wie verlockend und wie lächerlich simpel alles gewesen war. Dass es keine Urkundenfälschung und keinen ausgeklügelten Identitätsdiebstahl gegeben hatte. *Und wie sind Sie an die falschen Papiere gekommen, Ms Gerhardt?*, wollten sie wissen, dabei hatte es gar keine falschen Papiere gebraucht. Ich hatte lediglich die Urkunden meiner Freundin Rowan aus ihrem Zimmer in unserer gemeinsamen Wohnung genommen und sie Sandra gezeigt. Führungszeugnis, Staatliche Anerkennung, Erste-Hilfe-Zertifikat, Lebenslauf – nirgendwo waren Fotos drauf. Ich hatte also gar keinen Grund, irgendetwas zu fälschen, und Sandra keinen Anlass zu bezweifeln, dass die Person, die ihr gegenüber saß, nicht die war, deren Zertifikate sie gerade prüfte.

Außerdem, redete ich mir ein, war es eigentlich auch kein richtiger Betrug. Schließlich verfügte ich wirklich über all diese Dokumente – jedenfalls die meisten. Ich hatte das Führungszeugnis und das Erste-Hilfe-Zertifikat. Und wie Rowan hatte ich bei den Kleinen Strolchen in der Babygruppe gearbeitet, nur nicht so lange

wie sie und ohne Leitungsverantwortung. Auch als Nanny hatte ich schon Erfahrung, nur nicht ganz so viel, und vielleicht wären meine Referenzen auch etwas weniger lobhudelnd ausgefallen. Aber vom Prinzip her war alles da. Das mit dem Namen war eigentlich ... reine Formalität. Ich hatte ja sogar einen gültigen Führerschein, wie ich es Sandra gesagt hatte. Nur konnte ich ihr den schlecht zeigen, wegen des Fotos. Aber alles, was ich über meine Qualifikationen behauptet hatte – all das war wahr.

Alles, bis auf meinen Namen.

Natürlich war auch Glück im Spiel gewesen. Ich hatte Glück, dass Sandra meiner Bitte entsprochen und bei den Kleinen Strolchen keine Referenz angefragt hatte. Sonst hätte sie erfahren, dass Rowan Caine schon vor einigen Monaten gekündigt hatte. Und zum Glück hatte Sandra bei der Sache mit dem Führerschein nicht weiter nachgehakt.

Und es war Glück, dass Sandra die Lohnzahlungen über eine externe Firma abwickelte, sodass ich Rowans Pass nie persönlich vorzeigen musste und einfach den Scan weiterleiten konnte, den sie auf dem Desktop ihres Computers gespeichert hatte.

Und der glücklichste Umstand überhaupt war, dass es Banken – unbegreiflicherweise – offenbar egal ist, auf welchen Empfängernamen ein Dauerauftrag erteilt wird, solange Kontonummer und Bankleitzahl übereinstimmen. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. Nächtelang hatte ich wach gelegen und gegrübelt, wie ich die Sache lösen sollte. Einfach behaupten, dass ich mein Konto unter einem anderen Namen führte? Um Barzahlung bitten oder um Schecks auf den Namen R. Gerhardt in der Hoffnung, dass Sandra nicht nachfragen würde? Ich habe fast laut gelacht, als klar war, dass all das keine Rolle spielte, dass man bei Überweisungen auch einfach Donald Duck ins Empfängerfeld

eintragen konnte und selbst das durchgehen würde. Eigentlich haarsträubend, das Ganze.

Doch um ehrlich zu sein, hatte ich gar nicht über die erste Hürde hinausgedacht. Eigentlich wollte ich nur zum Vorstellungsgespräch eingeladen werden, im Heatherbrae House stehen und Sandra und Bill in die Augen sehen. Mehr wollte ich nicht, nur deshalb hatte ich auf die Anzeige reagiert. Doch irgendwie war eins zum anderen gekommen, immer neue Gelegenheiten taten sich auf wie verlockende, schön verpackte Geschenke, die nur darauf warteten, von mir ausgepackt zu werden.

Natürlich war es ein Fehler, das weiß ich heute, Mr Wrexham. Aber verstehen Sie nicht – können Sie sich vorstellen, wie es für mich war?

Und jetzt stand plötzlich Rhiannon vor mir und lachte mich aus. Erst bekam ich Panik, doch gleich darauf durchströmte mich ein Gefühl der Befreiung – als hätte ich gewusst, dass der Moment kommen würde – und ich war froh, dass es vorbei war.

Kurz überlegte ich zu bluffen, mich dumm zu stellen und so zu tun, als hätte ich den Namen Rachel Gerhardt noch nie gehört. Aber wirklich nur kurz. Wenn sie sich die Mühe gemacht hatte, meinen echten Namen herauszufinden, würde sie sich von einem empörten Dementi nicht abschütteln lassen.

»Wie bist du dahintergekommen?«, fragte ich stattdessen.

»Weil ich es, anders als meine lieben Eltern, für angebracht halte, ein paar Nachforschungen anzustellen, wenn mal wieder jemand Neues einziehen soll. Du würdest staunen, was man alles online finden kann. Heute lernen wir in der Schule, wie man seinen digitalen Fußabdruck klein hält. Zu deiner Zeit hat man das noch nicht unterrichtet, oder?«

Der Spott war nicht zu überhören, aber ich ging nicht darauf ein. Es war auch nicht wichtig. Was zählte, war die Frage, wie tief sie gegraben hatte und warum – und was genau sie wusste.

»Rowan Caine zu finden ging schnell«, erklärte sie. »Die ist ziemlich langweilig, oder? Da gibt's ja kaum Munition.«

Darum ging es also. Rhiannon hatte online nach kleinen Fehlritten gestöbert, die sie als Druckmittel einsetzen könnte. Nur dass sie dabei auf etwas viel, viel Größeres gestoßen war.

»Erst hab ich es nicht verstanden«, sagte sie und lächelte schief. »Es passte alles – Name, Geburtsdatum und natürlich die Kleinen Strolche ... putziger Name übrigens«, sagte sie höhnisch. »Würg. Aber dann waren da plötzlich nur noch Fotos aus Thailand und Vietnam. Und als ich dich dann auf der Auffahrt gesehen habe, dachte ich schon, ich hätte mich vertan, dass ich vielleicht wirklich die Falsche gefunden hatte. Dann hab ich echt noch ein paar Stunden gebraucht, um dich aufzuspüren. Ich lasse wohl langsam nach. Aber Pech für dich, dass sie auf Facebook ihre Freundesliste nicht auf privat gestellt hat. Und du dein Profil nicht gelöscht hast.«

So simpel war es also gewesen. Sie brauchte nur durch Rowans Freundesliste zu scrollen und war dort auf mein Foto gestoßen, das ich brav und für alle Welt sichtbar dort hochgeladen hatte. Wie hatte ich so blöd sein können? Aber ehrlich gesagt wäre mir im Traum nicht eingefallen, dass irgendjemand sich die Mühe machen würde. Und ich wollte ja gar keinen Betrug begehen. Das habe ich auch versucht, der Polizei zu erklären. Wenn ich ernsthaft und in betrügerischer Absicht ein Doppelleben *hätte* führen wollen, hätte ich dann nicht wenigstens versucht, die Spuren zu verwischen?

Denn so war es ja kein Betrug, jedenfalls kein richtiger. Nicht so, wie die Polizei unterstellt hat. Es war ... einfach Zufall. Wie wenn man sich das Auto eines Freundes ausborgt, wenn der verreist ist.

Es sollte ja nie so weit kommen.

Nur gab es eine Sache, die ich der Polizei nicht sagen konnte. Nämlich den Grund, warum ich *überhaupt* unter falschem Namen nach Heatherbrae gekommen war. Immer wieder haben sie nachgehakt, immer weiter gebohrt, und immer erfand ich irgendwelche Ausreden – dass Rowans Zeugnisse besser waren (was stimmte), dass sie mehr Erfahrung hatte als ich (stimmte auch). Ich glaube, am Anfang vermuteten sie irgendein düsteres berufliches Geheimnis dahinter – wer weiß, vielleicht war ich ja eine vorbestrafte Sexualstraftäterin oder hatte versäumt, meine Zulassung erneuern zu lassen. Aber natürlich war das nicht der Fall, und so angestrengt sie auch nach Unstimmigkeiten suchten, mit meinen Zertifikaten war alles in Ordnung.

Es sah schlecht aus für mich, das wusste ich da schon. Aber nachdem Rhiannon meine Motive nicht durchschaut hatte, redete ich mir ein, dass die Polizei vielleicht auch nicht dahinterkommen würde.

Das war natürlich ziemlich dumm. Polizisten sind Polizisten. Es ist ihr Job, nachzubooren.

Es hat eine Weile gedauert. Tage mindestens, vielleicht sogar Wochen, ich weiß nicht mehr genau. Die Verhörtage fließen in meinem Kopf ineinander, und die Polizisten hakten, bohrten, stocherten immer weiter. Eines Tages kamen sie dann mit einem Blatt Papier ins Zimmer und sahen aus wie zwei Grinsekatzen, die versuchten, eine gewichtige Miene aufzusetzen.

Und da wusste ich, dass sie Bescheid wussten.

Und ich wusste, dass ich geliefert war.

Aber das kam ja alles später. Alles der Reihe nach.

Erst muss ich den letzten Teil der Geschichte erzählen. Den schwersten. Den ich bis heute nicht fassen kann.

Und den ich mir nicht einmal selbst richtig erklären kann.

Ich muss Ihnen von jener Nacht erzählen.

Dann war Rhiannon weg. Vom Flur aus sah ich den Lichtern des Vans nach, während ich grübelte, was ich tun sollte. Sandra anrufen? Aber was sollte ich ihr sagen? Alles gestehen? Oder weiter schauspielern?

Ich blickte auf die Uhr. Es war kurz nach halb zehn. Was hatte Sandra noch geschrieben? – *Bill fliegt heute Abend nach Dubai und ich habe ein Essen mit einem Kunden, aber melde dich auf jeden Fall, wenn irgendwas ist.*

Auf keinen Fall konnte ich sie bei ihrem Dinner mit den Neuigkeiten überraschen, schon gar nicht per Textnachricht.

Hi, Sandra, hoffe, alles läuft gut. Nur zur Info: Rhiannon ist mit einem komischen Typen unterwegs und ich bin nicht die, für die du mich hältst. Bis dann!

Es hätte fast lustig sein können, wäre die Lage nicht so ernst gewesen wäre. *Scheiße*. Und wenn ich ihr alles in einer langen Mail erklärte? Vielleicht. Das hätte ich längst tun sollen, und zwar bevor Rhiannon das Fake-Update unter meinem Namen abgeschickt hatte. Jetzt steckte ich erst recht in Erklärungsnot.

Doch kaum hielt ich das Tablet in den Händen, wusste ich, dass das mit der Mail keine Option war. Es war nur feige. Zumindest einen Anruf war ich ihr schuldig – wenn ich mich schon nicht persönlich erklären konnte. Aber was sollte ich sagen?

Da stand die Weinflasche auf der Küchentheke, wie eine Einladung zum Vergessen. Ich schenkte mir ein Glas ein, für die Nerven, und gleich noch ein zweites, nicht ohne einen verstohlenen Blick auf die Kamera in der Ecke zu werfen. Dabei war es mir eigentlich schon fast egal. Die Kacke war längst am Dampfen und schon bald wären Videoaufnahmen von mir beim Weintrinken die geringste meiner Sorgen.

Natürlich wusste ich insgeheim, dass es Selbstsabotage war, als ich mir mein drittes Glas einschenkte. Und als schließlich nur noch ein Glas in der Flasche übrig war, lag es auf der Hand – jetzt war ich zu betrunken, um Sandra anzurufen, um überhaupt irgendetwas Sinnvolles zu tun, außer ins Bett zu gehen.

Mit der Hand auf dem Knauf blieb ich lange vor meinem Zimmer stehen und traute mich nicht einzutreten. Beim Anblick des schwarzen Spalts unter der Tür durchzuckte mich die schaurige Vision, irgendeine widerliche Kreatur würde darunter hindurchwabern, mich bis nach unten verfolgen, mich einhüllen in seine Finsternis ...

Langsam ließ ich die Hand sinken und schlich mich rückwärts davon, als könnte mir das dunkle Etwas tatsächlich folgen, wenn ich ihm nur den Rücken kehrte. An der Treppe drehte ich mich entschlossen um und rannte nach unten und zurück in die warme Küche. Ich schämte mich für meine Angst, meine Feigheit, für alles.

In der Küche war es behaglich und hell, doch sobald ich die Augen schloss, kam die Erinnerung an den modrigen Hauch auf dem Dachboden zurück – und während ich unschlüssig dastand und grübelte, ob ich mir auf dem Sofa ein Bett machen oder lieber wachbleiben und auf Rhiannon warten sollte, spürte ich das Pochen in meinem Finger, wo ich mich an dem Puppenkopf geschnitten hatte. Die Haut unter dem Pflaster war gespannt und geschwollen, vielleicht hatte die Wunde sich entzündet.

Ich stand gerade am Spülbecken und zog vorsichtig das Pflaster ab, als es an der Hintertür klopfte. Erschrocken fuhr ich zusammen.

»W-wer ist da?«, rief ich etwas zitterig.

»Ich bin's, Jack.« Der Wind dämpfte seine Stimme. »Ich hab die Hunde hier.«

»Komm rein, ich bin –«

Die Tür ging auf und kalte Luft wehte herein, und ich hörte, wie Jack seine schweren Schuhe auszog und auf die Matte fallen ließ, und ich hörte das Winseln der Hunde, die um ihn herumwuselten, seine Beschwichtigungsversuche. Irgendwann aber ließen sie sich in ihre Körbchen schicken und er kam in die Küche.

»Normalerweise gehe ich nicht so spät mit ihnen raus, aber heute hat alles länger gedauert. Hätte gar nicht gedacht, dass du noch wach bist. Hattest du einen guten Tag?«

»Eher nicht«, sagte ich. Mir war auf einmal schwindlig und ich merkte von Neuem, wie betrunken ich war. Ob es ihm auffallen würde?

»Nicht?« Er hob fragend eine Augenbraue. »Was ist passiert?«

»Ich hatte einen –« Gott, wo sollte ich anfangen. »Ich bin ein bisschen mit Rhiannon aneinandergeraten.«

»Aneinandergeraten?«

»Als sie heute zurückkam, habe ich –« Ich stockte, unschlüssig. Einerseits schien es keine gute Idee, Jack einzuweihen, bevor ich Sandra alles gestanden hatte, und bestimmt würde ich irgendwelche Verschwiegenheitspflichten verletzen, wenn ich Rhiannons Probleme mit jemand anders als ihren Eltern besprechen würde. Andererseits hatte ich Angst, verrückt zu werden, wenn ich mich nicht bald einem Erwachsenen anvertraute. Und vielleicht gab es wirklich eine Vorgeschichte, von der ich wissen sollte, denn es wurde immer offensichtlicher, dass lange nicht alles im großen roten Ordner stand. »Wir haben uns gestritten«, sagte ich schließlich. »Und dann hab ich damit gedroht, Sandra anzurufen, und da hat sie – sie ist einfach ...« Ich konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

»Was ist denn passiert?« Jack zog einen Stuhl heran, und ich ließ mich hineinplumpsen, und die Verzweiflung schwappte wie eine

Welle über mich.

»Sie ist weg. Mit so einem grässlichen Typen abgehauen, der bestimmt kein guter Umgang ist. Ich hatte es verboten, aber sie ist trotzdem gegangen, und jetzt weiß ich nicht, was ich machen soll. Was soll ich Sandra sagen?«

»Ach, mach dir keine Sorgen wegen Rhiannon. Die ist ziemlich schlau und selbstständig, da wird bestimmt nichts passieren, auch wenn Sandra und Bill vielleicht nicht begeistert wären.«

»Aber wenn doch? Was, wenn ihr unter meiner Aufsicht was zustößt?«

»Du bist Nanny, keine Gefängniswärterin. Was hättest du denn machen sollen? Sie ans Bett fesseln?«

»Du hast ja recht«, sagte ich. »Ich weiß, dass du recht hast, es ist nur ... ich bin so *müde*, Jack. Ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen, und dann tut mein Finger auch noch so höllisch weh.«

»Dein Finger?«

Ich blickte hinunter auf meine Hand, die in meinem Schoß lag und im Takt mit meinem Puls pochte.

»Da hab ich mich geschnitten.« Mir war nicht danach, ihm die Geschichte zu erzählen, aber als ich an das grinsende, fiese kleine Gesicht dachte, lief mir ein Schauer über den Rücken.

Jack runzelte die Stirn. »Kann ich mal sehen?«

Ich hielt ihm meine Hand hin und er nahm sie ganz vorsichtig und drehte sie zum Licht. Ganz sachte drückte er auf die Schwellung um die Wunde, dann verzog er das Gesicht.

»Das sieht ja nicht so gut aus, ehrlich gesagt. Hast du gleich danach irgendwas draufgemacht?«

»Nur ein Pflaster.«

»Ich meine zum Desinfizieren. Hast du?«

»Meinst du, das ist nötig?«

Er nickte. »Der Schnitt geht ziemlich tief, und dass das so geschwollen ist, gefällt mir nicht. Es sieht nach Entzündung aus. Ich schau mal nach, was Sandra im Haus hat.«

Quietschend schob er seinen Stuhl zurück und ging in den Hauswirtschaftsraum, wo ein kleiner Medizinschrank an der Wand hing. Da hatte ich auch mein Pflaster her, aber ein Antiseptikum war mir zwischen den Peppa-Wutz-Pflastern und ein paar Flaschen Kinder-Paracetamol nicht aufgefallen.

»Nichts«, sagte Jack, als er zurückkam. »Genauer gesagt nichts außer Hustensaft in sechs verschiedenen Geschmacksrichtungen. Dann komm mal mit, ich hab ein richtiges Erste-Hilfe-Set in der Wohnung.«

»Ähm – das geht nicht.« Ich setzte mich auf und rollte meinen verletzten Finger in die Handfläche ein, der weiter schmerzhaft pochte. »Ich kann die Kinder nicht allein lassen.«

»Sollst du ja auch nicht«, sagte Jack geduldig. »Du gehst bloß über den Hof und nimmst das Babyfon mit. Sandra und Bill sitzen im Sommer auch ständig im Garten, das ist nichts anderes. Wenn du irgendeinen Mucks hörst, bist du in Nullkommanichts wieder hier ...«

»Hmmm ...«, machte ich, während mir unscharfe, verworrene Gedanken durch den weinschweren Kopf waberten. Ob ich ihn bitten sollte, den Erste-Hilfe-Kasten zu holen? Doch ein Teil von mir – zugegeben, ein großer Teil – war auch neugierig. Ich wollte mit ihm mitgehen. Ich wollte seine Wohnung sehen.

Und, um ganz ehrlich zu sein, Mr Wrexham: Ich wollte raus aus diesem Haus.

Wenn Sie wirklich geglaubt haben, dass Gefahr droht, wie konnten Sie da die Kinder allein lassen? Das hat mich die Polizistin gefragt und mich dabei mit unverhohlener Abscheu angesehen.

Und ich versuchte es ihr zu erklären. Ich versuchte, ihr klarzumachen, dass die Kinder ja nichts gesehen und nichts gehört hatten. Dass der ganze Spuk sich nur gegen *mich* zu richten schien. *Ich* hatte die Schritte gehört. *Ich* hatte die Botschaften gelesen. *Ich* war Nacht für Nacht von seltsamen Geräuschen, von Türenklingeln und Eiseskälte um den Schlaf gebracht worden.

Keiner der anderen, nicht einmal Jack, hatte das Gleiche gesehen oder gehört wie ich.

Wenn da in diesem Haus irgendwas war – was ich auch jetzt, trotz allem, was passiert war, nur halb glauben konnte –, *wenn* da etwas war, dann hatte es mich auf dem Kieker. Mich und die anderen vier Nannys, die längst das Weite gesucht hatten.

Und alles, was ich wollte, war, mich für ein paar Minuten seinem Dunstkreis zu entziehen. Nur ein paar Minuten, Babyfon und Tablet immer dabei. War das wirklich zu viel verlangt?

Die Polizistin kaufte es mir nicht ab. Sie schüttelte nur fassungslos den Kopf, schürzte die Lippen in Verachtung für diese dumme, verantwortungslose Egoistin, die ihr gegenüber saß.

Aber glauben *Sie* mir, Mr Wrexham? Verstehen Sie langsam, wie schwer es war, jede Nacht allein dort oben dem Klang dieser Schritte ausgesetzt zu sein? Verstehen Sie jetzt, warum mir die paar Meter über den Hof als keine große Sache und zugleich wie das Größte erschienen?

Ich weiß nicht. Ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen begreiflich machen kann, wie es wirklich für mich war.

Jedenfalls schnappte ich mir das Babyfon und das Tablet und folgte Jack durch den Hauswirtschaftsraum nach draußen. Er hielt mir die Tür auf und zog sie dann hinter uns zu. Ich spürte seine Körperwärme, während er mich über den dunklen kopfsteingepflasterten Hof führte. Auf der Treppe zu seiner Wohnung

ging ich hinter ihm und konnte dem Spiel seiner Rückenmuskeln unter dem T-Shirt zusehen.

Oben angekommen zückte er einen Schlüssel, schloss auf und ließ mir den Vortritt.

Halb rechnete ich damit, dass er als Erstes auf einem Touchpanel oder seinem Smartphone herumtippen würde, doch stattdessen drückte er einfach einen Schalter und das Licht ging an. Es mag absurd klingen, aber ich hätte vor Erleichterung am liebsten losgelacht.

»Hast du gar kein Kontrollpanel?«

»Zum Glück nicht! Die Wohnungen hier wurden für die Angestellten konzipiert. An unsereins braucht man keine teure Technik zu verschwenden.«

»Stimmt wohl.«

Er knipste noch ein Licht an und ich sah ein kleines, helles Wohnzimmer, schlicht, aber komfortabel möbliert, mit einem verblichenen Stoffsofa. Im kleinen Kamin in der Ecke glimmten noch die Reste eines Holzfeuers, und am anderen Ende befand sich eine Kochnische. Dahinter ging eine Tür ab, vermutlich zum Schlafzimmer, aber ich wollte nicht indiskret sein, also fragte ich nicht nach.

»Okay, dann setz dich mal«, sagte er und zeigte auf das Sofa, »und ich hol den Verbandskasten.«

Ich nickte dankbar. Es fühlte sich gut an, dass sich jemand um mich kümmerte und ich einfach dasitzen konnte, die Restwärme des Feuers im Gesicht, im Rücken ein paar schnöde, fröhlich bunte Ikea-Kissen, während Jack hinter mir in den Küchenschränken kramte. Das Sofa war genau das gleiche, das Rowan und ich in unserer Londoner Wohnung hatten. Davor hatte es Rowans Mum gehört. Modell Ektorp oder so ähnlich, mit zehn Jahren Garantie und waschbarem Bezug, der in Jacks Fall mal rot gewesen war, aber wohl dank der Sonne und vieler Waschgänge inzwischen zu einem streifigen Rosa verblasst war.

Als ich mich draufsetzte, war es ein bisschen wie nach Hause kommen.

Nach Heatherbrae mit all seinem paradoxen Luxus hatte diese Wohnung ihren ganz eigenen Charme. Sie war solide gebaut und aus einem Stück – keine abrupten Wechsel zwischen viktorianischer Opulenz und kühler, futuristischer Hightech. Alles wirkte nett und heimelig, von den Wasserrändern auf dem Wohnzimmertisch bis hin zu den Fotos auf dem Kaminsims – Freunde mit ihren Kindern oder vielleicht Jacks Nichten und Neffen. Ein kleiner Junge tauchte öfter auf, offensichtlich ein Verwandter, die Familienähnlichkeit war nicht zu verkennen.

Mir fielen langsam die Augen zu, die zwei schlaflosen Nächte forderten ihren Tribut ... doch dann hörte ich ein Räuspern und Jack stand vor mir, mit Verbandszeug und einem Fläschchen Desinfektionsmittel in der einen Hand und zwei Gläsern in der anderen.

»Magst du was trinken?«, fragte er und ich blickte verdutzt auf.

»Trinken? Ach nein, danke.«

»Sicher? Vielleicht ist etwas Betäubung gar nicht schlecht, wenn ich dir das hier draufmache. Das brennt nämlich ganz schön. Und ich glaube, da steckt vielleicht noch eine kleine Scherbe drin.«

Ich schüttelte den Kopf, aber er behielt recht – es tat höllisch weh. Zuerst, als er das Antiseptikum drauftupfte, und dann noch mal, als er mit einer Pinzette in die Wunde ging. Dann ein widerlich schleifendes Geräusch, Metall auf Glas, und ein stechender Schmerz, als der vergessene Splitter seine Lage veränderte.

»Au!«, schrie ich. Doch da grinste Jack schon und hielt die Pinzette mit dem blutigen Splitter hoch.

»Fertig. Das muss ganz schön wehgetan haben.«

Meine Hand zitterte, als er sich neben mich setzte.

»Weißt du, dass du schon länger ausgehalten hast als die anderen?«

»Was meinst du?«

»Die letzten paar Nannys. Ach, stimmt gar nicht, Katya war drei Wochen da, glaube ich. Aber seit Holly geht's hier zu wie im Taubenschlag.«

»Wer war Holly?«

»Das war die erste, die auch am längsten geblieben ist. Hat sich um Maddie und Ellie gekümmert, als die noch richtig klein waren. Sie war fast drei Jahre hier, bis –« Er stockte einen Augenblick. »Ach, ist ja auch egal. Und die zweite, Lauren, ist acht Monate geblieben. Aber die nach ihr hat es nicht mal auf eine Woche gebracht. Und Katyas Vorgängerin, Maja hieß die, hat sich schon in der ersten Nacht vom Acker gemacht.«

»In der ersten Nacht? Was ist denn da passiert?«

»Hat sich ein Taxi gerufen und ist mitten in der Nacht verschwunden. Hat sogar die Hälfte ihrer Sachen hiergelassen – Sandra musste ihr alles nachsenden.«

»Ich meinte, was ist passiert, dass sie weggegangen ist?«

»Ach so, das weiß ich gar nicht genau. Ich dachte immer –« Er wurde etwas rot und starrte in sein leeres Glas.

»Sag«, bat ich und er schüttelte heftig den Kopf, als ärgerte er sich über sich selbst.

»Mann, ich hab gesagt, ich mach so was nicht.«

»Was machst du nicht?«

»Meine Arbeitgeber schlechtmachen. Das hab ich dir am ersten Tag gesagt, Rowan.«

Der Name versetzte mir einen Stich, Schuldgefühle wohl, wegen all der Dinge, die ich vor ihm verheimlichte. Doch ich schob den Gedanken beiseite, denn ich musste unbedingt hören, was er zu

sagen hatte. Was war es, was meine Vorgängerinnen vertrieben hatte? Was hatte diese jungen Frauen in die Flucht gejagt?

»Jack«, fing ich an. Ich zögerte kurz, dann legte ich ihm die Hand auf den Arm. »Das ist nicht illoyal. Es sind doch auch meine Arbeitgeber, wir sind Kollegen. Es ist nicht so, als würdest du dir vor Fremden das Maul zerreißen. Mit Kollegen darf man über die Arbeit reden. Sonst wird man doch verrückt.«

»Meinst du?« Er blickte von seinem Whiskyglas auf und lächelte etwas bitter. »Na ja ... jetzt habe ich sowieso schon zu viel gesagt, da kann ich den Rest auch noch erzählen. Und vielleicht solltest du es auch wissen. Ich dachte immer, dass sie wegen –« Er atmete durch, als müsse er sich stählen für das, was folgte. »Ich dachte, es liegt vielleicht an Bill.«

»An *Bill*?« Damit hatte ich nun nicht gerechnet. »Inwiefern denn?«

Aber kaum hatte ich es gesagt, kam die Erinnerung zurück. Die Erinnerung an meinen ersten Abend, der breitbeinige Sitz, das ständige Nachschenken, sein Knie, das sich ungebeten, unerwünscht, zwischen meine Beine gedrängt hatte ...

»Ach du Scheiße«, sagte ich. »Nein, du brauchst nichts zu sagen. Ich kann's mir vorstellen.«

»Maja ... also, die war noch ziemlich jung«, sagte Jack zögerlich. »Sehr hübsch. Und hinterher kam mir der Gedanke, dass sie ... also ... dass er sie vielleicht belästigt hatte und sie nicht wusste, was sie machen sollte. Und davor auch schon – das war, als Lauren noch hier war, da hatte er mal ein blaues Auge und ich dachte, vielleicht hat sie ihm ja ...«

»Eine gescheuert?«

»Genau. Und wenn, dann wohl verdient, sonst wäre sie ja gefeuert worden.«

»Das leuchtet ein. Krass. Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Nach dem Motto: *Übrigens, der Boss grabbelt ganz gern, nur dass du's weißt?* Ist gar nicht so leicht, das irgendwie anzubringen, so am ersten Tag.«

»Klar. O Mann.« Meine Wangen waren heiß und wahrscheinlich so rot wie die von Jack, nur lag es bei mir vor allem am Wein. »Gott. Igitt. Widerlich.«

Das Gefühl des Verrats war überwältigend, auch wenn es vielleicht nicht gerechtfertigt war. Es war ja nicht so, als hätte ich nichts geahnt. Bei mir hatte er es schließlich auch versucht. Aber die Vorstellung, dass er systematisch den Nannys seiner Kinder nachgestellt und billigend in Kauf genommen hatte, dass er eine nach der anderen damit in die Flucht jagte ... Ich verspürte plötzlich den irrationalen Drang, mich zu waschen, um alle Spuren von ihm auf meiner Haut restlos wegzuschrubben, obwohl ich ihn seit Tagen nicht mehr gesehen und er mich nur ganz kurz berührt hatte.

In Gedanken hörte ich Ellie, ihr dünnes, hohes Stimmchen: *Ich find besser, wenn er weg ist. Er bestimmt immer, und dann müssen sie Sachen machen, die sie nicht wollen.*

Konnte sie ihren eigenen Vater gemeint haben, der junge Frauen bedrängte, die seine Frau zur Betreuung seiner Kinder angestellt hatte?

»O Gott.« Ich legte den Kopf in die Hände. »Was für ein absoluter Scheißkerl.«

»Aber ich weiß ja nicht –« In Jacks Stimme schwang Unbehagen mit. »Ich kann mich auch täuschen. Ich hab keine Beweise, ich dachte nur –«

»Du brauchst auch keinen Beweis«, sagte ich. »Bei mir hat er es auch versucht.«

»Was?«

»Ja. Nichts, womit ich beim Arbeitsgericht weit kommen würde. Er hat halt anzügliche Bemerkungen gemacht und mir ganz ›zufällig‹ den Weg verstellt. Aber ich weiß schon, wenn ich belästigt werde.«

»Gott, Rowan, das ist – das tut mir so leid – ich –«

»Es ist nicht deine Schuld, es braucht dir nicht leidzutun.«

»Aber ich hätte was sagen müssen! Kein Wunder, dass du die ganze Zeit so aufgewühlt bist und nachts irgendwelche Typen herumschleichen hö–«

»Nein«, fiel ich ihm ins Wort. »Darum geht es nicht. Jack, ich bin eine erwachsene Frau, ich bin nicht nur einmal im Leben blöd angemacht worden. Damit komm ich schon klar. Die Sache mit dem Dachboden hat damit nichts zu tun. Das ist ganz – das ist was anderes.«

»Abscheulich ist das.« Sein Gesicht war jetzt richtig rot und er sprang auf, als könnte er im Sitzen seine Wut nicht mehr zügeln, und lief mit geballten Fäusten zwischen Sofa und Fenster hin und her. »Am liebsten würde ich –«

»Jack, lass gut sein«, bat ich und stand vom Sofa auf. Ich zog ihn am Arm herum und auf einmal standen wir uns gegenüber und dann – Gott, ich weiß nicht mal, wie es passiert ist.

Ich finde keine Worte dafür, ohne dass es klingt wie in einem Kitschroman. Miteinander verschmelzen, sich in den Armen des anderen verlieren. Lippen, die aufeinandertreffen wie Wellen auf den Strand. Die ganzen blöden Klischees eben.

Aber es war gar kein Schmelzen, keine Weichheit. Es war hart und hitzig und heftig und auch ein bisschen schmerzhaft. Wir küssten uns und bissen uns, ich wühlte in seinen Haaren, er riss an meinen Knöpfen, Haut an Haut, Mund an Mund – ich kann Ihnen das nicht schreiben. Schreiben kann ich es nicht, aber ich kann auch nicht aufhören, daran zu denken.

Hinterher lagen wir Arm in Arm vor dem Kamin, unsere Haut glänzend und klebrig vor Schweiß, und dann schlief er ein, sein Kopf auf meiner Brust hob und senkte sich mit meinen Atemzügen. Eine Weile betrachtete ich ihn einfach nur, seine Haut, die unterhalb der Hüfte blasser, fast milchig weiß war, die einzelnen Sommersprossen auf seinem Nasenrücken, seine dunklen geschwungenen Wimpern, seine starke Hand an meiner Schulter. Und dann blickte ich auf, zum Kaminsims, wo das Babyfon stand, stumm wachend und wartend.

Ich wollte nicht weg. Aber ich musste.

Spätestens als ich merkte, wie ich langsam eindöste, wusste ich, dass es Zeit war zu gehen. Ich durfte nicht riskieren, irgendwann im Morgengrauen gesenkten Hauptes durch die Kälte zurück zum Haus schleichen zu müssen, wo sich die Mädchen vielleicht gerade schon selbst ihr Frühstück machten.

Und da war ja noch Rhiannon. Die sollte mich auf keinen Fall hier entdecken, wenn sie von wo auch immer zurückkam. Sandra gegenüber gab es schon genug zu erklären, da brauchte es nicht auch noch ein nächtliches Stelldichein.

Denn dass ich ihr alles beichten musste, stand außer Frage. Das war mir klar geworden, als ich mit Jack so dagelegen hatte ... Vielleicht hatte ich es insgeheim längst gewusst. Ich musste Klartext reden, auch wenn ich damit meinen Job aufs Spiel setzte. So unheimlich die Vorstellung war, plötzlich ohne Geld, ohne Job, ohne Referenzen dazustehen, da musste ich durch, denn ich hatte es nicht anders verdient.

Wenn ich ihr aber meine Gründe erklären würde, wenn sie verstehen würde, warum ich so gehandelt hatte, vielleicht, ganz vielleicht würde sie dann ja ...

Ich hatte meine Jeans schon fast angezogen, als ich das Geräusch hörte. Es kam nicht aus dem Babyfon, sondern von irgendwo draußen, ein dumpfer Knall, wie wenn ein Ast abbricht. Danach nichts mehr. Ich lauschte mit angehaltenem Atem, doch es blieb still und auch aus dem Babyfon drang kein Laut, zumindest hatte also das Geräusch Petra und die anderen nicht aufgeweckt.

Trotzdem zückte ich mein Handy und öffnete die App. Ich klickte auf die Kamera in Petras Zimmer, und obwohl das Bild pixelig und die Konturen im schwachen Licht unscharf waren, war sie gut zu erkennen. Alle viere von sich gestreckt lag sie da und schlummerte ganz unbekümmert. Jetzt seufzte sie und steckte sich den Daumen in den Mund.

Im Zimmer der Mädchen war nichts zu erkennen. Beim Zubettbringen musste ich vergessen haben, das Nachtlicht einzuschalten, und die Auflösung war so schwach, dass der ganze Raum in ein körniges Schwarz getaucht war, hier und da mal ein grauer Fleck wegen der unbeständigen Übertragung. Aber die Dunkelheit war ein gutes Zeichen, denn wenn sie aufgewacht wären, hätten sie mit Sicherheit ihre Nachttischlampen angemacht.

Also zog ich mich fertig an, beugte mich vor und gab Jack einen sachten Kuss auf die Wange. Er wachte nicht auf, sondern wälzte sich nur auf die Seite und murmelte etwas, das ein bisschen klang wie »Nacht, Lynn«.

Als ich es hörte, zuckte ich kurz zusammen, aber dann dachte ich mir: halb so wild. Wahrscheinlich hatte ich mich verhört, vielleicht hatte er ja *Nacht dann* gesagt. Und selbst wenn es *Nacht, Lynn* oder *Liz* oder irgendein anderer Name war, na und? Wir alle haben eine Vergangenheit, Jack genauso wie ich. Und ich hatte weiß Gott selbst zu viel Geheimnisse, als dass ich andere dafür verurteilen konnte.

Ich hätte einfach gehen sollen.

Ich hätte mir das Babyfon schnappen und verschwinden sollen.

Doch ich musste mich noch mal umdrehen, einen letzten Blick auf Jack werfen, wie er dalag, seine Haut golden im Schein des Feuers, die Augen geschlossen, die Lippen leicht geöffnet, und am liebsten hätte ich ihn noch ein letztes Mal geküsst.

Doch in diesem Moment fiel mir etwas ins Auge.

Auf der Arbeitsplatte in der Küche lag eine einzelne lila Blüte. Erst konnte ich sie nicht zuordnen, hätte nicht mal sagen können, warum sie mir überhaupt aufgefallen war. Dann dämmerte es mir – es war die gleiche Art Blüte, die ich am Tag zuvor in der Küche aufgelesen und in einen Becher mit Wasser gestellt hatte. Hatte Jack sie mitgenommen? Aber das konnte nicht sein – er war ja über Nacht zu Bill gefahren ... oder doch nicht? Oder war das ein anderer Tag gewesen? Der Schlafmangel ließ die Tage ineinanderfließen und inzwischen konnte ich nicht mehr sagen, welche lange, alpträumhafte Dunkelheit zu welchem Morgen gehörte.

Noch immer stand ich da, grübelte und versuchte angestrengt, mich zu erinnern, als mir etwas anderes auffiel. Etwas Banales eigentlich. Und doch ließ es mich stutzen und gab mir ein flaues Gefühl. Es war ein Stück Schnur. Ein harmloses, normales Stück Schnur – warum machte es mich so nervös?

Ich ging hin und nahm es in die Hand.

Es war ein Strang Küchengarn, mehrfach gewickelt und mit einem Altweiberknoten zusammengebunden, der mir auf einmal sehr bekannt vorkam. Es war sauber durchtrennt worden, vielleicht mit einem sehr scharfen Messer oder sogar mit genau der Gartenschere, die ich mitgenommen hatte.

Womit auch immer, es spielte keine Rolle.

Was sehr wohl eine Rolle spielte, war dies: Mit genau diesem Stück Schnur hatte ich das Tor zum Giftgarten fixiert, schön weit oben – zur Sicherheit der Kinder. Was hatte es hier in Jacks Küche zu suchen? Und warum lag es neben der harmlos aussehenden Blüte?

Mit einem flauen Gefühl im Magen, so als wüsste ich längst, was ich finden würde, nahm ich mein Handy, öffnete die Bildersuche und gab »lila blüte giftig« in die Suchmaske ein. Und da war sie, gleich im zweiten Bild, die Glockenform und die leuchtend lila Farbe unverkennbar. *Aconitum napellus (Blauer Eisenhut)* las ich und klickte auf den Text. Mit jeder Zeile wurde das flaue Gefühl stärker. *Eine der giftigsten Pflanzen Europas. Alle Pflanzenteile einschließlich Stamm, Blätter, Blüten und Wurzeln enthalten das hochpotente Nervengift Aconitin. Während die meisten Todesfälle auf den Verzehr von A. napellus zurückzuführen sind, sollten Gärtner auch bei der Handhabung von Stecklingen große Vorsicht walten lassen, denn schon intensiver Hautkontakt kann starke Reizungen zur Folge haben.*

Darunter gab es eine Auflistung bekannter Todesfälle und Morde, die mit der Pflanze in Verbindung gebracht wurden.

Ich schloss das Suchfenster und blickte ungläubig auf Jack. Konnte das wirklich sein? War er es gewesen?

Er, der in diesem ummauerten Garten die Giftpflanzen hegte und pflegte, diesen schaurigen Ort am Leben hielt.

Der die Befestigung zerstört hatte, mit der ich die Kinder hatte schützen wollen.

Der mit Bedacht die giftigste aller Blüten ausgewählt und mitten auf dem Küchenboden abgelegt hatte.

Nur ich hatte sie angefasst – aber wie leicht hätte sie von den Kindern oder einem der Hunde aufgelesen werden können.

Und ich war eben noch mit ihm im Bett gewesen.

Aber warum? Was für ein Motiv hatte er? Und was ging noch alles auf sein Konto?

Hatte er das System gehackt und uns alle mitten in der Nacht mit ohrenbetäubendem Krach und gellenden Schreien aus dem Bett gejagt?

Und hatte er mich nachts mit der Klingel aus dem Schlaf gerissen und dann mit schrecklichen knarzenden Geräuschen wachgehalten?

Und vor allem: Hatte er auf dem Dachboden diese furchtbaren Dinge an die Wand geschrieben und alles verrammelt, um es dann zum richtigen Zeitpunkt »wiederzuentdecken«?

Mein Atem ging schnell und flach und meine Finger zitterten, als ich das Handy wieder in die Tasche schob, und auf einmal wollte ich nur noch raus, so schnell wie möglich weg von ihm.

Ich stürmte die Treppe hinunter und hinaus in die Nacht. Dann rannte ich über den Hof, mit Tränen in den Augen und dem Regen im Gesicht.

Die Tür zum Hauswirtschaftsraum war nach wie vor unverschlossen und kaum war ich drin, lehnte ich mich mit dem Rücken dagegen, wischte mir die Augen und versuchte, mich zu beruhigen.

Verdammt. *Verdammt*. Was war das nur mit den Männern in meinem Leben? Warum waren sie alle Arschlöcher?

Während ich dastand und versuchte, meinen Atem zu beruhigen, fiel mir das Geräusch wieder ein, das ich von Jacks Wohnung aus gehört hatte. Im Haus schien alles unverändert, von Rhiannon keine Spur, keine Stöckelschuhe im Flur, keine Handtasche achtlos auf der Treppe zurückgelassen. Aber damit hatte ich auch nicht gerechnet. Wenn ein Auto vorgefahren wäre, hätte ich es ja gehört. Wahrscheinlich hatte einer der Hunde das Geräusch gemacht.

Seufzend zog ich mir die Schuhe aus und ging dann langsam in Richtung Küche, spürte den beheizten Betonboden unter den Füßen. Hero und Claude lagen zusammengerollt in ihren Körbchen und schnarchten leise. Als ich vorbeiging, stellten sie kurz die Ohren auf und schlummerten dann weiter. Ich setzte mich an die Küchentheke, legte den Kopf in die Hände und grübelte über die nächsten Schritte nach.

Ins Bett gehen war keine Option. Rhiannon war noch nicht zurück und egal, was Jack gesagt hatte, ich konnte diese Tatsache nicht ignorieren. Was ich allerdings tun konnte – sogar tun musste –, war, eine E-Mail an Sandra zu schreiben. Eine ausführliche E-Mail, in der ich alles genau erklärte.

Doch vorher musste ich noch etwas anderes tun.

Denn je länger ich darüber nachdachte, desto seltsamer kam mir Jacks Verhalten vor. Nicht nur die Sache mit dem Garten, sondern alles. Dass er immer zur Stelle war, wenn etwas schiefging. Dass er zu jedem Raum im Haus einen Schlüssel zu haben schien, außerdem Zugriff auf Funktionen der Haus-App, auf die er eigentlich keinen Zugriff haben sollte. Woher hatte er gewusst, wie man die App außer Kraft setzte, als der Lärm aus allen Lautsprechern dröhnte? Und wieso hatte er zufällig den Schlüssel zu der Tür zum Dachboden?

Und auch wenn er jede Verwandtschaft bestritt, war sein Name nun mal Grant. Was, wenn es doch eine Verbindung gab? Vielleicht war er ein lange verschollener Großneffe mit der Mission, die Elincourts vom Familiensitz zu vertreiben.

Nein, das war absurd. Das hier war kein bäuerliches Vergeltungsdrama aus dem 19. Jahrhundert. Und was sollte Jack davon haben, die Elincourts aus ihrem Haus zu vertreiben? Nach ihnen würde eben irgendeine andere englische Familie einziehen.

Und sowieso waren die Elincourts auch gar nicht die Zielscheibe – sondern ich.

Denn es war nun einmal Tatsache, dass schon vier Nannys – fünf, wenn man Holly mitzählte – vor mir die Elincourts verlassen hatten. Oder vielmehr: systematisch in die Flucht getrieben worden waren, eine nach der anderen. Ich hätte mir durchaus vorstellen können, dass allein Bills Gegrapsche dafür verantwortlich war, wären da nicht meine eigenen Erlebnisse in Heatherbrae gewesen. Jemand oder *etwas* in diesem Haus setzte alles daran, die Nannys zu vertreiben.

Irgendwo hinter meinen Augen hatte sich ein dumpfer, im Takt mit meiner Hand pochender Schmerz eingestellt – die Weinseligkeit von vorher ging bereits in einen handfesten Kater über. Aber ich durfte nicht schlappmachen. Vorsichtig rutschte ich vom Hocker, wankte ans Spülbecken und spritzte mir Wasser ins Gesicht, um mich wach zu machen für das, was ich vorhatte.

Langsam richtete ich mich auf, Wasser tropfte aus meinen Haaren, und ich stützte mich mit beiden Händen am Becken ab. Plötzlich sah ich etwas. Etwas, was vorher noch nicht da gewesen war, da war ich mir sicher – jedenfalls so sicher, wie ich sein konnte, denn es schien gar keine Gewissheit mehr zu geben.

Rechts neben der Spüle stand meine fast leere Weinflasche. Nur war sie jetzt ganz leer, dabei hätte noch ein gutes Glas drin sein müssen. Und in der Kerbe am Rand des Abfallzerkleinerers steckte eine einzelne zerdrückte Beere.

Klar, es hätte auch eine bis zur Unkenntlichkeit zermatschte Blau- oder Himbeere sein können, doch insgeheim wusste ich, dass es nicht so war.

Mit klopfendem Herzen griff ich langsam in den Abfallzerkleinerer, führte die Hand immer tiefer in den Metallschlund, bis ich am Boden

etwas ertastete. Es war eine breiig-stückige Masse. Vorsichtig schloss ich die Finger darum und hob sie heraus.

Es waren Beeren. Eibe. Stechpalme. Lorbeerkirsche.

Und obwohl ich soeben Wasser hatte laufen lassen, klebte ein deutlicher Weingeruch daran.

Aber es ergab keinen Sinn. Nichts davon. Da waren keine Beeren im Wein gewesen – und wie auch? Ich hatte die Flasche ja selbst aufgemacht.

Was also hieß, dass jemand anderes sie in meiner Abwesenheit hineingetan hatte. Jemand war hier in der Küche gewesen, nachdem die Kinder schon im Bett waren.

Nur dass irgendjemand sie auch wieder ausgegossen hatte.

Als wären hier zwei Kräfte am Werk – eine, die mich loswerden wollte, und eine, die mich beschützte. Aber wer steckte dahinter?

Wenn es irgendwo eine Antwort gab, dann wusste ich, wo ich zu suchen hatte.

Als ich mich wieder aufrichtete, bekam ich kaum Luft. Ich nahm einen Stoß Asthmaspray, doch die Enge löste sich nicht, viel zu schnell und flach ging mein Atem, als ich mich auf den Weg zur Treppe machte und hinauf ins Dunkel stieg.

Während ich mich dem Treppenabsatz des zweiten Stocks näherte, musste ich daran denken, wie ich zuletzt vor meiner Tür gestanden und den runden Knauf umschlossen hatte, unfähig einzutreten und mich dem gespenstisch lauenden Dunkel zu stellen.

Doch allmählich kam mir der Verdacht, dass, was auch immer Heatherbrae heimsuchte, eher menschlicher Natur war. Und diesmal würde ich die Tür öffnen, denn ich brauchte Beweise dafür – Beweise, die ich Sandra zeigen konnte.

Oben angekommen entdeckte ich, dass ich die Zimmertür gar nicht öffnen musste. Sie stand bereits offen.

Dabei hatte ich kristallklar vor Augen, wie ich vor der verschlossenen Tür gestanden und auf den dunklen Spalt gestarrt hatte, außerstande, den Knauf zu bewegen.

Und jetzt war sie auf.

Es war wieder kalt im Zimmer, kälter noch als in der einen Nacht, als ich fröstelnd aufgewacht war, weil der Thermostat heruntergeregelt war und die Klimaanlage auf Hochtouren lief. Diesmal spürte ich, dass es noch mehr war als nur die Kälte im Zimmer. Es war ein deutlicher Luftzug.

Auf einmal verschrumpelte meine Entschlossenheit wie ein Stück Plastik im Feuer.

Wo kam der Wind her? Von der Tür zum Dachboden etwa? Wenn die auch aufstand – trotz des Schlüssels in meiner Tasche und obwohl Jack in seiner Wohnung am anderen Ende des Hofes tief und fest schlief –, würde ich losschreien.

Dann fasste ich mich.

Es war absurd. Geister gab es nicht. Spukhäuser gab es nicht. Und auf diesem Dachboden gab es nichts als Staub und die Hinterlassenschaften gelangweilter Kinder, die seit fünfzig Jahren tot waren.

Ich trat ins Zimmer und tippte das Touchpanel an.

Nichts passierte. Ich probierte ein rechteckiges Symbol, von dem ich sicher war, dass ich damit gestern noch Licht gemacht hatte. Immer noch nichts, allerdings surrte jetzt irgendwo ein Ventilator. Ich roch die kühle, staubige Dachbodenluft, die durch das Schlüsselloch drang, und dann hörte ich ein Geräusch – nicht das *Krrk, Krrk* der Schritte, sondern ein tiefes, mechanisches Brummen. Was war das?

Und plötzlich, wie aus dem Nichts, packte mich eine unbändige Wut.

Was immer es war, was sich da oben befand, ich durfte mir nicht solche Angst einjagen lassen. Irgendjemand, irgendetwas wollte mich aus Heatherbrae vertreiben und ich würde mich nicht kampflös ergeben.

Vielleicht war es der Restalkohol in meinem Blut, der mir den Mut gab, oder das Wissen, dass ich nach meinem Gespräch mit Sandra am nächsten Tag sowieso nach Hause fahren würde – jedenfalls beschloss ich, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich zog mein Handy hervor, schaltete die Taschenlampe ein und lief quer durchs Zimmer zur Tür, die auf den Dachboden führte.

Da war das Brummen wieder. Es schien von oben zu kommen. Das Geräusch klang vertraut, trotzdem konnte ich es nicht zuordnen. Es klang wie eine gefangene Wespe, gleichzeitig irgendwie robotisch, nicht wie ein Lebewesen.

Ich tastete nach dem Schlüssel in meiner Jeanstasche und zog ihn heraus.

Sehr vorsichtig schob ich ihn ins Schlüsselloch und drehte ihn. Er klemmte noch ein bisschen, aber nicht so wie beim ersten Mal. Das Öl hatte gewirkt, ich spürte zwar Widerstand, doch er ließ sich geräuschlos drehen.

Dann öffnete ich die Tür.

Der Geruch war immer noch der gleiche – feucht und modrig, ein Hauch von Tod und Verwahrlosung.

Doch da oben war etwas, ein schwaches weißes Licht, das die Spinnweben über den Stufen anstrahlte. Aber seit Jack und mir war niemand hier hochgegangen, so viel war sicher. Dafür sprach nicht nur der Schlüssel in meiner Hosentasche – sondern auch die dichten

Spinnennetze, die seit meinem letzten Betreten der Treppe sorgsam repariert worden waren. Niemand wäre hier durchgekommen, ohne sie zu zerstören. Ich musste mir vorsichtig einen Weg bahnen, mit der Hand vor dem Gesicht wedeln, um die klebrigen Fäden von Mund und Augen fernzuhalten.

Was war das für ein Licht? Etwa doch der Mond, der durch das kleine Fenster schien? Möglich, aber das war so schmutzig gewesen, dass es kaum einen Lichtstrahl durchließ.

Auf der obersten Stufe blieb ich kurz stehen und holte leise Luft, dann trat ich auf den Dachboden.

Sofort fielen mir zwei Dinge auf.

Erstens war der Raum genau so, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte, bevor ich Jack nach unten gefolgt war. Einzig der Puppenkopf, der von dem Stapel in die Mitte gerollt war, lag nicht mehr dort.

Zweitens schien der Mond tatsächlich durchs Fenster hinein, überraschend hell sogar, denn das Fenster – genau das Fenster, das Jack zugemacht hatte – stand offen. Wahrscheinlich hatte er es doch nicht richtig geschlossen und es war in der Nacht aufgeweht worden. Entschlossen stapfte ich über die knarrenden Dielen und zog es erneut fest zu und tastete im Dunkeln nach einem Verschluss. Dann fand ich ihn, es war ein langer Riegel mit Löchern, der übersät war mit Spinnweben. Als ich sie wegwischte, spürte ich die kleinen Knubbel toter Insekten darin. Dann hakte ich den Riegel so ein, dass das Fenster nicht mehr im Wind aufliegen konnte.

Ich wischte mir die Hände ab und wandte mich um. Es war gleich viel dunkler im Raum, jetzt, wo das Fenster zu war, nur ein Schimmer drang noch durch das trübe Glas. Ich war schon auf dem Weg zurück zur Treppe, die LED-Lampe meines Handys wies mir den Weg über die Dielen, als ich etwas anderes bemerkte. Da war noch ein Licht. Blasser und irgendwie bläulich, in der Ecke

gegenüber dem kleinen Fenster – die eigentlich komplett im Schatten lag, auf die kein Mondlicht fallen konnte.

Mit klopfendem Herzen näherte ich mich dem seltsamen Licht. Gab es vielleicht doch eine Öffnung zu einem der Zimmer darunter? Woher sonst sollte der Schimmer kommen? Was auch immer die Lichtquelle war, sie befand sich hinter einer Truhe. Hastig rückte ich sie zur Seite, der Lärm war mir egal. Sollten sie mich doch hier oben finden, ich hatte nur ein Ziel – herauszufinden, was hier oben los war.

Was ich dann sah, machte mich stutzig. Ich kniete mich auf den staubigen Boden, um es mir genauer anzusehen.

Hinter der alten Truhe lag ein kleiner Haufen Gegenstände. Ein Buch. Schokoriegelhüllen. Ein Armband. Eine Kette. Eine Handvoll Zweige und Beeren – ein bisschen welk zwar, aber noch lange nicht vertrocknet.

Und ein Handy.

Es war das Bildschirmlicht des Handys, das ich von der anderen Seite des Dachbodens gesehen hatte. Im selben Moment, als ich es aufhob, vibrierte es wieder, und jetzt begriff ich: Das war das Brummen, das ich unten schon gehört hatte. Das Gerät schien nach einem Update in einer Neustartschleife festzuhängen und brummte bei jedem erneuten Versuch.

Es war ein etwas älteres Modell, wie ich es selbst vor ein paar Jahren noch gehabt hatte, und ich erinnerte mich an einen Trick, der bei meinem manchmal funktioniert hatte, wenn der Akku schon fast leer war: Ich hielt die Tasten »Lautstärke +« und »Start« mehrere Sekunden lang gleichzeitig gedrückt. Der Bildschirm wurde schwarz. Dann veranlasste ich einen Neustart.

Während das Gerät hochfuhr, fiel mir plötzlich etwas ins Auge. In dem Haufen Kram, in dem auch das Handy gelegen hatte, glitzerte

etwas.

Und da, zwischen all den anderen wertlosen Relikten, lag sie wie achtlos hingeworfen und funkelte im Schein meiner Lampe.

Meine Halskette.

Mit wild pochendem Herzen hob ich sie auf und konnte es nicht glauben. Meine Kette. Wie kam sie hierher, an diesen düsteren Ort?

Danach saß ich lange in der Küche, nippte an einer Tasse Tee und ließ immer wieder die feinen Glieder der Kette durch meine Finger rieseln, während ich versuchte, aus all dem schlau zu werden.

Das Handy hatte ich auch mitgenommen, doch ohne PIN konnte ich es nicht freischalten und nachsehen, wem es gehörte. Es war offensichtlich mit dem WLAN im Haus verbunden, doch eine SIM-Karte schien nicht drinzustecken.

Aber das Handy war es gar nicht, was mich am meisten verstörte. Natürlich war es seltsam, aber es ging mir weniger nah, als meine Kette dort oben zu finden, in dieser dunklen Ecke, inmitten gammeliger Federn und einem Haufen Müll. Wahrscheinlich hätte ich mich um Rhiannon sorgen und über den unvermeidlichen Streit bei ihrer Rückkehr grübeln sollen. An Sandra hätte ich denken sollen, meine Optionen abwägen, mir Worte zurechtlegen.

Und das tat ich auch, aber zwischen all diesen Gedanken hatte sich meine Kette verfangen, und ich zerbrach mir den Kopf über die Ereignisse und ihre zeitliche Abfolge. Wie war meine Kette in einem verschlossenen Raum gelandet, hinter einer Tür, deren einziger Schlüssel sich in meiner Hosentasche befand, hinter einer Treppe, die mit zig unversehrten Spinnennetzen überzogen war? Hatte sie etwa schon da gelegen, bevor Jack und ich zum ersten Mal hinaufgestiegen waren? Aber das würde auch nichts erklären. Die Kammer war monate-, wahrscheinlich jahrelang verrammelt gewesen. Die Staubschichten, die dichten Spinnweben – über die Treppe hatte ganz sicher schon lange niemand mehr den Dachboden betreten. Und das Fenster war vielleicht gerade groß genug, dass ich Kopf und Schultern hindurchzwängen könnte, und drum herum befanden sich nur blanke Schieferplatten.

Nachdem ich die Halskette entdeckt hatte, hatte ich jeden Winkel des Dachbodens auf versteckte Luken und Falltüren abgesucht –

doch da war nichts. Die viktorianischen Dielen führten durchgehend in ununterbrochener Linie von Wand zu Wand, die Wände grenzten direkt an die Dachziegel, und ich hatte jedes Möbelstück zur Seite geschoben, jeden Zentimeter Zimmerdecke von unten inspiziert. Es gab immer noch vieles, bei dem ich mir nicht sicher sein konnte, aber ich war nun restlos überzeugt, dass außer von meinem Zimmer über die Treppe kein Weg zum Dachboden führte.

Der Mond stand noch weit oben am Himmel, doch die Uhr am Herd zeigte schon nach vier, als ich endlich das Knirschen von Reifen auf dem Kies hörte, gefolgt von Flüstern und leisem Lachen vor dem Haus, dann das Öffnen der automatischen Tür per Fingerabdrucksensor. Gleich darauf schloss sich die Tür leise wieder und der Van fuhr davon. Vorsichtige Schritte, dann ein Stolpern.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben.

»Hallo, Rhiannon«, sagte ich trocken. Die Schritte im Eingangsflur stoppten abrupt, ich hörte leises Fluchen. Sie hatte sich wohl unbemerkt reinschleichen wollen.

Auf unsicheren Beinen kam sie in die Küche gestakst. Ihre Schminke war verschmiert, die Strumpfhose voller Laufmaschen, und sie roch nach einem süßlichen Alkoholmix – Drambuie war dabei, ein Hauch von Malibu, und noch etwas anderes – vielleicht Red Bull?

»Du bist betrunken«, stellte ich fest, und sie lachte auf.

»Ruft es aus dem Glashaus. Ich kann die Weinflaschen von hier sehen.«

Ich zuckte die Schultern. »Mag sein, aber du weißt bestimmt, dass ich das nicht durchgehen lassen kann, Rhiannon. Ich muss es deinen Eltern sagen. Du bist erst vierzehn Jahre alt und kannst nicht einfach so abdampfen. Und wenn was passiert und ich weiß nicht mal, wo du bist und mit wem du unterwegs bist?«

»Okay«, sagte sie, fläzte sich an die Küchentheke und nahm sich einen Keks aus der Dose. »Tu das, *Rachel*. Wirst ja sehen, was du davon hast.«

»Macht nichts«, sagte ich ruhig, nahm mir auch einen Keks und tunkte ihn in meinen Tee. Meine Finger zitterten leicht, aber ich versuchte, es zu überspielen. »Ich habe mich längst entschieden. Ich werde deiner Mutter alles sagen. Und wenn ich meinen Job verliere, ist das eben so.«

»*Wenn* du deinen Job verlierst?« Sie schnaubte verächtlich. »*Wenn*? Tickst du noch richtig? Du tanzt hier unter falschem Namen an, wahrscheinlich auch noch mit falschen Zeugnissen! Da kannst du froh sein, wenn du nicht vor Gericht musst.«

»Mag sein«, sagte ich, »das Risiko gehe ich ein. Und jetzt ab nach oben, wasch dir mal das Zeug aus dem Gesicht.«

»Fick dich«, blaffte sie mit vollem Mund, wobei sie Kekskrümel versprühte, die in meinem Gesicht landeten. Ich schüttelte mich angewidert, blinzelte und wischte mir die Reste aus den Wimpern.

»Kleines Miststück!« Meine mühsam aufgebaute Selbstbeherrschung fiel in sich zusammen. »Was ist denn dein Problem?«

»*Mein* Problem?«

»Ja, eigentlich euer aller Problem. Was habt ihr gegen mich? Was habe ich euch getan? Wollt ihr wirklich allein hier versauern? Das wird nicht mehr lange dauern, wenn ihr weiter alle Nannys vergrault.«

»Halt die Klappe, was weißt du schon davon?«, blaffte sie und sprang wutentbrannt auf, wobei ihr Chromhocker scheppernd auf den Betonboden krachte. »Meinetwegen kannst du dich verpissen, wir wollen dich hier nicht, und brauchen tun wir dich auch nicht.«

Erst wollte ich kontern, doch wie sie sich da vor mir aufgebaut hatte mit ihrer zerzausten blonden Mähne, die im Licht der Deckenstrahler wie Feuer leuchtete, mit ihrem vor Wut und Schmerz verzerrten Gesicht, war sie auf einmal Maddie so ähnlich, war sie *mir* so ähnlich, dass mein Herz einen Schlag aussetzte.

Ich dachte daran zurück, wie es war mit fünfzehn, als ich abends später nach Hause kam und meine Mutter anbrüllte: »Nicht mein Problem, wenn du dir Sorgen machst! Hat dich ja niemand gebeten aufzubleiben! Ich brauch dich nicht als Aufpasserin!«

Natürlich war das gelogen.

Denn alles, was ich tat, jede gute Note, jedes Zuspätkommen, jedes Zimmeraufräumen und jedes Zimmernichtaufräumen – alles diente demselben Zweck: Meine Mutter sollte mich bemerken. Mich beachten.

Vierzehn Jahre lang hatte ich mit aller Kraft versucht, die perfekte Tochter zu sein, aber nie war ich gut genug. Egal, wie schön meine Schrift war, wie viele Punkte ich im Diktat hatte oder wie viel Lob mein Kunstprojekt erntete, es reichte einfach nicht. Ich konnte stundenlang ein Bild für meine Mutter ausmalen und sie würde die eine Stelle finden, wo mir der Stift über die Linie gerutscht war, weil ich niesen musste.

Und wenn ich einen Samstag lang mein Zimmer aufgeräumt hatte, klagte sie, dass meine Schuhe im Flur herumstanden.

Was ich auch tat, es war falsch. Ich wuchs zu schnell, meine Klamotten waren zu teuer, meine Freunde zu laut. Mal war ich zu moppelig, mal stocherte ich nur im Essen herum. Meine Haare waren stets zu dick und zu zottelig – ungeeignet für die hübschen Zöpfchen und Pferdeschwänze, die sie gern an mir gesehen hätte.

Und so begann ich als Teenager, einfach das Gegenteil zu tun. Der Versuch, perfekt zu sein, hatte nichts gebracht, also war damit

jetzt Schluss. Ich ging aus. Ich trank Alkohol. Ich vernachlässigte die Schule. Aus widerspruchslosem Gehorsam wurde Totalverweigerung.

Doch es änderte nichts. Was ich auch tat, ich war nicht die Tochter, die ich hätte sein sollen. Mit meinem Verhalten führte ich es uns beiden nur immer klarer vor Augen.

Ich hatte ihr Leben zerstört. Das war die Botschaft, die unausgesprochen in der Luft lag und dazu führte, dass ich mich umso verzweifelter an sie klammerte, je mehr sie sich abwandte. Und irgendwann konnte ich einfach nicht mehr – ich ertrug es nicht länger, diese Gewissheit über mich in ihrem Gesicht zu sehen.

Mit achtzehn zog ich von zu Hause aus, mit einem mäßigen Schulabschluss und einem Au-pair-Job in Clapham in der Tasche. Mit den Sperrstunden war es vorbei, und niemand blieb mehr nachts wach, um mich mit vorwurfsvollem Blick zu empfangen.

Aber ich war noch weit davon entfernt, niemanden zu brauchen, der auf mich aufpasste.

Vielleicht war es ja bei Rhiannon genauso.

»Rhiannon –« Ich ging auf sie zu, bemüht, nicht zu mitleidig zu klingen. »Rhiannon, ich weiß, dass ihr seit Holly –«

»Wag es nicht, diesen Namen auszusprechen«, knurrte sie. Sie machte einen Schritt zurück, wankte auf ihren hohen Absätzen und auf einmal sah sie genauso aus wie das, was sie war – ein junges Mädchen in zu erwachsenen Kleidern. Ihre Lippen waren gekräuselt, vielleicht vor Wut, aber ich vermutete eher, dass sie Tränen zurückhalten musste. »Wag es nicht, hier über diese verfluchte Schlampe zu reden.«

»Wen – Holly?« Ich war verwirrt. Etwas war anders. Die Reaktion ging weit über Rhiannons allgemeinen Welthass hinaus, war

zielgerichteter, feindseliger, persönlicher, und ihre Stimme bebte, als sie es sagte.

»Was war .. was ist denn passiert?«, fragte ich. »Hat sie euch im Stich gelassen?«

»Im Stich gelassen?« Rhiannon prustete verächtlich. »Quatsch. Die hat uns nicht im Stich gelassen.«

»Was dann?«

»*Wäs dänn?*«, äffte sie meinen Südlondoner Akzent nach, ließ den Satz nuschelig und näselnd klingen. »Sie hat sich unseren Vater geschnappt, wenn du's genau wissen willst.«

»Was?«

»Ja, meinen lieben Daddy. Ist fast zwei Jahre mit ihm ins Bett gegangen. Maddie und Ellie hat sie um den kleinen Finger gewickelt, damit sie meiner Mutter Lügen erzählen. Und weißt du, was das Schlimmste war? Ich hab es ewig nicht mitbekommen, bis meine Freundin einmal hier geschlafen und mich darauf angesprochen hat. Erst hab ich ihr nicht geglaubt – aber dann habe ich die beiden in eine Falle gelockt. Ist dir schon mal aufgefallen, dass mein Vater keine Kameras in seinem Arbeitszimmer hat?« Sie stieß ein bitteres, stakkatoartiges Lachen aus. »Lustig, oder? Er kann uns alle ausspionieren – aber seine Privatsphäre ist ihm heilig. Also hab ich Petras Babyfon genommen und unter seinem Schreibtisch angebracht. Und dann hab ich sie gehört. Ich hab gehört, wie er ihr erzählt hat, dass er sie liebt, dass er meine Mutter verlassen will, dass sie nur ein bisschen Geduld haben muss und dass sie auf jeden Fall zusammen nach London ziehen würden, ganz wie er es ihr versprochen hatte.«

Ach du Scheiße. Am liebsten hätte ich sie in den Arm genommen und sie getröstet, ihr gesagt, dass es nicht ihre Schuld war, aber ich konnte mich nicht rühren.

»Und sie hab ich auch gehört, wie sie gebettelt hat und gejammt, dass sie es nicht mehr abwarten kann, dass sie mit ihm zusammen sein will – hab all das gehört, was sie ihm versprochen hat, all die Dinge, die sie mit ihm anstellen wollte – es war so –« Sie stockte, verzog angewidert das Gesicht, doch dann schien sie sich zu fangen, verschränkte die Arme und setzte eine ernste Miene auf, die zu alt für sie wirkte. »Also hab ich der Schlampe was angehängt ...«

»Was –«, fing ich matt an, doch mehr brachte ich nicht heraus.

Rhiannon grinste, doch ihr Ausdruck war gequält, als ob sie mit den Tränen kämpfte. »Ich hab sie vor eine Kamera gelockt und so lange provoziert, bis sie mir eine geknallt hat.«

O Gott. Daher hatte Maddie das also.

»Und dann hab ich ihr gesagt, sie soll verschwinden, sonst würde ich das Video auf Youtube hochladen und dafür sorgen, dass sie in diesem Land nie wieder einen Job bekommen würde. Und dann war sie weg und seitdem –«

Sie stockte, schluchzte und versuchte es von vorn.

»Und seitdem –«

Aber sie konnte nicht weiterreden. Das brauchte sie auch nicht. Ich wusste längst Bescheid.

»Rhiannon ...« Mit ausgestreckter Hand ging ich vorsichtig auf sie zu, als wollte ich ein wildes Tier besänftigen. Auch meine Stimme bebte jetzt. »Rhiannon, ich verspreche dir, ich schwöre, ich würde niemals was mit deinem Vater anfangen.«

»Das kannst du gar nicht versprechen.« Ihr Gesicht war aufgedunsen, Tränen liefen über ihre Wangen. »Das glauben sie alle, wenn sie hierherkommen. Aber er lässt nicht locker, und sie wollen ja ihren Job nicht verlieren, und Geld hat er auch und er kann sogar ganz charmant sein, wenn er will, weißt du?«

»Nein.« Ich schüttelte heftig den Kopf. »Nein, nein, nein. Rhiannon, hör zu, ich kann es dir nicht erklären, aber glaub mir einfach – nein. Auf keinen Fall, unter keinen Umständen würde ich das tun.«

»Ich glaub dir nicht«, schluchzte sie. »Er hat es sogar schon früher gemacht. Vor Holly. Und da ist er wirklich abgehauen. Er hatte schon mal eine Familie. Und noch ein Kind, ein Baby. Ich hab gehört, wie m-m-meine Mutter darüber geredet hat. Und er hat sie einfach verlassen – so ist er, und wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte, wäre er, er wäre einfach –«

Sie sprach den Satz nicht zu Ende, ihre Stimme war in ein Schluchzen übergegangen. Auf einmal erkannte ich ihr ganzes Leid und ich fasste sie an den Armen, versuchte, uns beide zu stützen, ein Band zwischen uns zu knüpfen, mit den Händen auszudrücken, was ich mit meiner Stimme nicht sagen konnte.

»Rhiannon, hör zu, ich kann dir eins felsenfest versprechen – ich schwöre bei meinem Leben, dass ich niemals etwas mit deinem Vater anfangen werde.«

Weil.

Ich biss mir auf die Zunge.

Ich wünschte, ich hätte den Satz zu Ende gebracht, Mr Wrexham. Ich wünschte, ich hätte ihr einfach alles erklärt. Aber ich hatte immer noch den Plan, am nächsten Tag mit Sandra zu sprechen. Ich musste erst ihr alles beichten. Ihr Mitleid und Verständnis für meine Beweggründe, die Stelle unter falschem Namen anzutreten, waren meine einzige Chance, aus der Sache rauszukommen, ohne gefeuert und ziemlich sicher auch verklagt zu werden.

Aber für Sie brauche ich den Satz nicht zu vervollständigen, oder, Mr Wrexham? Sie wissen ja warum. Jedenfalls gehe ich davon aus, wenn Sie die Zeitung gelesen haben. Sie wissen es, weil die Polizei

es weiß. Die Polizisten brauchten nur zwei und zwei zusammenzuzählen, was Sie mit Sicherheit auch gerade machen.

Sie kennen den Grund, warum niemals die Gefahr bestand, dass ich etwas mit Bill Elincourt anfangen würde: Weil er auch mein Vater war.

Wie ich zu Beginn bereits schrieb, war ich gar nicht auf der Suche nach einem Job, als ich auf die Anzeige stieß. Ich tat nur, was ich schon viele Male zuvor getan hatte: den Namen meines Vaters googeln.

Denn ich hatte immer schon gewusst, wer er war, und eine Zeitlang hatte ich sogar gewusst, wo er war – nämlich in einer schicken Doppelhaushälfte in Crouch End, mit automatischem Eingangstor und glänzendem BMW in der Einfahrt. Als Teenager war ich einmal dort, meiner Mutter hatte ich erzählt, ich wäre mit einer Freundin zum Shoppen in der Oxford Street unterwegs. Ich erinnere mich noch an jede Einzelheit – den Geschmack in meinem Mund, meine zitternden Hände, als ich dem Busfahrer mein Ticket zeigte, jeden einzelnen Schritt ab der Haltestelle in Crouch End Broadway.

Mit einer seltsamen Mischung aus Wut und Angst stand ich lange vor dem Tor und traute mich nicht, zu klingeln und diesem Mann gegenüberzutreten, den ich nie kennengelernt hatte, weil er abgehauen war, als meine Mutter im neunten Monat schwanger war.

Eine Zeitlang hatte er noch Schecks geschickt, aber er stand nicht in der Geburtsurkunde, und meine Mutter war wohl zu stolz gewesen, ihm hinterherzulaufen, damit er Unterhalt zahlte.

Stattdessen rappelte sie sich auf, suchte sich einen Job bei einer Versicherung und lernte bald darauf den Mann kennen, den sie später heiraten würde. Den Mann – die Botschaft war eindeutig –, mit dem sie von vornherein hätte zusammen sein sollen.

Und so zogen wir, als ich sechs Jahre alt war, in sein kastenförmiges kleines Haus.

Sie schufen sich ein Zuhause. Gemeinsam. Meins war es nicht. Das war vom ersten Tag an klar, als ich das kleine Zimmer über der Treppe beziehen sollte und gleich ermahnt wurde, mit meinem Koffer

nicht über die Bodenleisten zu schrammen. Und es blieb so bis zu dem Tag zwölf Jahre später, als ich mit einem anderen, größeren Koffer in der Hand endlich auszog.

Es war ihr Zuhause – nur ich störte die Idylle. Ich war ja immer da, das permanente, lebende Andenken an ein früheres Leben. An den Mann, der meine Mutter verlassen hatte. Tagtäglich musste sie mir in die Augen sehen, *seine* Augen, die sie über den Frühstückstisch hinweg anstarrten. Und wenn sie mir einen Pferdschwanz machte, waren es seine dicken, drahtigen Haare, die sie büstete, nicht ihre eigenen, viel feineren.

Denn das war alles, was ich von ihm hatte. Das und die Kette, die er mir zu meinem ersten Geburtstag geschickt hatte, der letzte Kontakt, den wir mit ihm hatten. Ein Kettchen mit meiner Initiale – R für Rachel.

Billigen Tand hatte meine Mutter es immer genannt, aber das hielt mich nicht davon ab, es bei jeder Gelegenheit zu tragen. Sogar noch als Erwachsene, bei meinem ersten Job als Au-pair, unter dem T-Shirt und den Plastikschrürzen, immer lag der kleine Anhänger warm auf meiner Haut.

Als sie mich anrief, arbeitete ich gerade als Nanny in Highgate. Sie und mein Stiefvater würden das Haus verkaufen und ihren Ruhestand in Spanien verbringen. Einfach so. Zu dem Haus hatte ich keine innige Beziehung – glücklich war ich dort nie gewesen.

Trotzdem war es der einzige Ort, der einem Zuhause nahekam. »Du kannst uns gern mal besuchen«, sagte sie, doch es klang aufgesetzt und etwas defensiv, als wüsste sie sehr genau, was sie da tat. Und ich glaube, das war es, was mir den Rest gab. *Du kannst uns gern mal besuchen* sagte man vielleicht zu entfernten Verwandten oder lästigen Bekannten in der Hoffnung, dass sie das Angebot nie annehmen würden.

Ich hab ihr gesagt, dass sie mich mal kreuzweise kann. Stolz bin ich darauf nicht. Dann sagte ich noch, dass ich sie hasste, dass ich seit vier Jahren in Therapie war, um meine Kindheit irgendwie zu verarbeiten, und dass ich nie wieder etwas mit ihr zu tun haben wollte.

Das war nicht wahr, natürlich nicht. Sogar jetzt noch, sogar hier in Charnworth, war sie die Erste, die ich auf meine Anruferliste gesetzt habe. Aber sie hat sich noch nicht gemeldet.

Zwei Tage, nachdem sie mir die Neuigkeiten eröffnet hatte, kehrte ich nach Crouch End zurück.

Da war ich zweiundzwanzig. Und diesmal war ich nicht wütend. Ich war einfach nur ... einfach furchtbar traurig. Jetzt hatte ich das einzige Elternteil verloren, das ich je gekannt hatte – und mein Bedürfnis, die Lücke mit irgendetwas zu füllen, ganz gleich wie armselig und unzureichend, war übermächtig.

»Hallo ... Bill.« Meinen Text hatte ich am Abend zuvor geübt, komplett ungeschminkt hatte ich vor dem Spiegel gestanden, was mich jünger machte und auch ein bisschen verletzlicher, obwohl das gar nicht meine Absicht war. Meine Stimme hatte sich unnatürlich hell angehört, als wollte ich Mitleid erregen. Ich wusste ja nicht, was für eine Tochter er sich wünschen würde – doch diese Person wollte ich sein. »Hallo, Bill. Du kennst mich nicht, aber ich bin Rachel. Catherines Tochter.«

Mit klopfendem Herzen näherte ich mich dem Tor, klingelte und wartete, dass jemand aufmachte oder sich eine knisternde Stimme über die Sprechanlage meldete. Aber nichts passierte.

Ich versuchte es erneut, drückte so lange auf die Klingel, bis schließlich die Haustür aufging und mir eine kleine Frau um die fünfzig mit Kittel und Staubwedel über die kiesbedeckte Einfahrt entgegenkam.

»Hallo, ja bitte?« Ich hörte einen starken osteuropäischen Akzent.
»Ich kann helfen?«

»Oh ... guten Tag.« Mein Puls ging so schnell, dass ich das Gefühl hatte, jeden Moment umzukippen. »Hallo. Ich suche Mr ... Mr Elincourt. Ist er da?«

»Nicht da.«

»Ach so. Kommt er denn später zurück?«

»Ist weg. Neue Familie.«

«Wie ... was soll das heißen?«

»Er mit Frau umgezogen. Nach Ausland. Schottland. Hier neue Familie. Mr und Mrs Cartwright.«

Oh.

Die Nachricht traf mich wie ein Schlag in die Magengrube.

»Gibt es ... haben Sie vielleicht eine Adresse?«, fragte ich und auf dem letzten Wort brach meine Stimme. Sie schüttelte den Kopf und sah mich mitleidig an.

»Leider habe nicht, ich hier nur putze.«

»Sie –« Ich schluckte heftig. »Sie haben eine Frau erwähnt. Mrs Elincourt. Können Sie mir – wie heißt sie?«

Ich weiß nicht, warum mir die Information plötzlich wichtig war. Vielleicht hatte ich Angst, seine Spur zu verlieren, und jeder Schnipsel war besser als nichts. Die Frau sah mich traurig an. Für wen mochte sie mich halten? Eine verschmähte Geliebte? Eine ehemalige Angestellte? Vielleicht hatte sie aber auch schon die Wahrheit erraten.

»Heißt Sandra«, sagte sie schließlich ganz leise. »Ich muss gehen.« Und damit wandte sie sich um und ging zurück ins Haus.

Auch ich machte kehrt und trat zu Fuß den langen Weg zurück nach Highgate an, um das Geld für die Fahrkarte zu sparen. Mein

Schuh hatte ein Loch, und während ich bergauf lief und meiner verpassten Chance nachhing, setzte der Regen ein.

Danach suchte ich ein paar Jahre lang nicht mehr ernsthaft. Dann eines Tages, als ich doch mal wieder halbherzig seinen Namen in die Suchmaske tippte, war da auf einmal die Stellenanzeige. Alles passte: ein Haus in Schottland. Eine Frau namens Sandra.

Und eine Familie.

Und mir blieb keine Wahl.

Es war, als wollte mir das Universum eine neue Chance geben.

Dabei wollte ich ihn gar nicht mehr als Vater haben, nicht nach all den Jahren. Eigentlich wollte ich nur mal sehen, wie er so war. Aber natürlich konnte ich schlecht unter meinem eigenen Namen in Schottland auftauchen, dann wäre der Erwartungsdruck viel zu hoch gewesen und vielleicht hätte ich die Zurückweisung nicht verkraftet. Auch nach fast dreißig Jahren war es ziemlich unwahrscheinlich, dass er den Vornamen seiner ersten Tochter vergessen hatte, und Gerhardt war ein so ungewöhnlicher Nachname, dass er bestimmt gestutzt und sich an seine Verfllossene erinnert hätte.

Aber zum Glück brauchte ich ja gar nicht unter meinem Namen zu fahren, denn ich hatte einen viel besseren Namen, eine bessere Identität parat. Damit würde ich den Fuß in die Tür bekommen, ganz ohne Druck. Und so schnappte ich mir die Dokumente, die Rowan wie auf dem Silbertablett in ihrem Zimmer hatte rumliegen lassen, wo sie niemandem nutzten. Und die meinen eigenen so ähnlich waren, dass es mir kaum wie Betrug vorkam.

Dann bewarb ich mich.

Natürlich rechnete ich nicht damit, den Job zu bekommen, Mr Wrexham. Ich wollte ihn ja noch nicht mal richtig. Ich wollte lediglich den Mann kennenlernen, der mich vor so vielen Jahren im

Stich gelassen hatte. Als ich dann Heatherbrae House sah, änderte sich das. Auf einmal wusste ich, dass ein Besuch nicht reichen würde. Denn ich wollte dazugehören, wollte in den weichen Daunendecken schlafen, mich auf die samtenen Sofas kuscheln, mich von der Regendusche berieseln lassen. Ich wollte Teil dieser Familie sein.

Und natürlich wollte ich mehr als alles andere Bill treffen.

Als er zum Vorstellungsgespräch nicht auftauchte, sah ich nur einen Weg, das zu erreichen.

Ich musste den Job bekommen.

Und dann bekam ich ihn. Doch als ich Bill kennenlernte und erkannte, was für ein Typ er war – Gott, dieser erste Abend ist wie eine Metapher für den ganzen Rest, Mr Wrexham. Es hängt alles zusammen. Die Schönheit, der Luxus des Hauses – und das Gift, das durch die Hightech-Fassade sickert. Die solide viktorianische Tür mit glänzendem Messingbeschlag – und der kalte, widerliche Verwesungsgeruch, der einem durchs Schlüsselloch entgegenweht.

Dieses Haus krankte an etwas, Mr Wrexham. Und ob nun Bill die Krankheit mitgebracht hatte oder das Haus ihn angesteckt und zu dem übergriffigen, bedrohlichen Mann gemacht hatte, dem ich am ersten Abend gegenüber saß – ich weiß es nicht.

Doch ich weiß, dass in Heatherbrae House beides Hand in Hand geht, und würde man nur ein bisschen an der Fassade kratzen, die hübsche Pfauentapete mit dem Fingernagel einritzen oder ein Loch durch eine Fliese bohren, würde das Dunkel heraussickern, dasselbe Dunkel, das auch bei Bill Elincourt dicht unter der Haut verborgen lag.

» *Geh ihn nicht suchen.*« Viel mehr hatte meine Mutter nicht über ihn gesagt, bevor sie das Thema abblockte. » *Geh ihn nicht suchen, Rachel. Es wird nicht gut enden.*«

Gott, wie recht sie hatte. Und wie sehr ich wünschte, ich hätte auf sie gehört.

»Na komm«, sagte ich schließlich. »Ab ins Bett, Rhiannon. Wir sind beide nicht nüchtern und total müde, lass uns am Morgen weiterreden.«

Dann würde ich endlich Sandra reinen Wein einschenken, irgendwie. Jetzt, da allmählich der Katerkopfschmerz einsetzte und mir die Augen fast zuklappten, fielen mir zwar die richtigen Worte nicht ein, aber sie würden schon kommen. Sie mussten. Mich weiter von Rhiannon erpressen zu lassen war keine Option.

Als ich hinter ihr die Treppe hochstieg, hatte ich plötzlich ein absurdes Bild vor Augen: Sandra, die mich mit offenen Armen in die Familie aufnahm, mir versicherte, dass ich dazugehörte, dass ich – nein, das würde nicht passieren. Eine lächerliche Vorstellung. Selbst die großmütigste Ehefrau müsste sich erst mal an die wie aus dem Nichts aufgetauchte Stieftochter gewöhnen, erst recht, wenn sie auf solche Weise, unter solchen Umständen davon erfuhr. Ich machte mir keine Illusionen über den Verlauf des Gesprächs. Im besten Fall würde es schwierig werden.

Tja, die Suppe hatte ich mir selbst eingebrockt. An der Kündigung führte wohl kein Weg vorbei. Doch dass Bill seine eigene Tochter verklagen würde, nachdem er sie im Stich gelassen und sich vor allen Unterhaltspflichten gedrückt hatte, erschien mir weniger wahrscheinlich. Und es könnte auf die Firma zurückfallen. Nein, wahrscheinlich würde man es unter den Teppich kehren und ich mein Leben weiterleben. Allein.

Und weit weg von Heatherbrae.

An mein Zimmer und die Frage, wo ich in dieser Nacht schlafen würde, hatte ich gar nicht mehr gedacht, bis wir den zweiten Stock erreichten, wo Rhiannon die Tür zu ihrem Zimmer öffnete und ihre Schuhe hineinpfefferte.

»Nacht«, sagte sie, als wäre weiter nichts geschehen – ein bisschen Familienzoff, der morgen vergessen wäre.

»Nacht«, sagte ich. Ich atmete einmal durch, dann ging ich in mein Zimmer, das Dachbodenhandy noch in der Tasche und meine Kette – von der ich befürchtet hatte, dass Bill Elincourt sie erkennen könnte – um den Hals. Sie fühlte sich warm an.

Die Tür zum Dachboden war verschlossen, genau wie ich sie zurückgelassen hatte. Gerade wollte ich mir das Bettzeug holen und mit nach unten nehmen, um vor der Dämmerung noch ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, als plötzlich ein Wind aufkam. Die Bäume vor dem Fenster knarzten, die Vorhänge flatterten wild in der Brise und der frische Kiefernduft einer schottischen Nacht erfüllte das Zimmer.

Es war immer noch bitterkalt im Raum, und auf einmal begriff ich. Die Kälte kam nicht vom Dachboden – es musste von Anfang an das offene Fenster gewesen sein. Nur war ich vorher so darauf fixiert gewesen, was hinter der mysteriösen Tür steckte, dass ich nicht einmal einen Blick auf die Vorhänge geworfen hatte.

Immerhin erklärte das die Kälte. Keine Übersinnlichkeiten – bloß der kühle Hauch der Nacht.

Das Problem war nur: Ich hatte das Fenster nicht aufgemacht. Nicht einmal angerührt hatte ich es, seit ich es ein paar Nächte zuvor geschlossen hatte. Und so war mir auf einmal sehr, sehr mulmig zumute.

Ich stürmte aus dem Zimmer in Richtung Treppe, ließ die Tür zuknallen und ignorierte Rhiannons verschlafenes: »Eeeey, was'n los?« Im ersten Stock öffnete ich mit klopfendem Herzen die Tür zu Petras Zimmer, das Holz schabte über den dicken Teppich und es dauerte einen Moment, bis sich meine Augen an das dämmrige Licht gewöhnt hatten.

Da lag sie, Arme und Beine von sich gestreckt, in tiefem Schlummer, und ich spürte, wie mein Puls sich verlangsamte. Doch bevor ich mich entspannen konnte, musste ich nach den anderen sehen.

Also weiter auf dem Flur zum Zimmer von *Prinzessin Ellie & Königin Maddie*.

Vorsichtig drehte ich den Knauf und schob die Tür auf. Es war stockdunkel, die Vorhänge ließen kein Mondlicht durch und ich fluchte innerlich, weil ich das Nachtlicht nicht angemacht hatte. Doch dann hörte ich leises Schnarchen, und sofort wurde mein Atem ruhiger. Gott sei Dank. Gott sei Dank, sie waren in Sicherheit.

Auf Zehenspitzen schlich ich über den dicken Teppich, tastete mich entlang der Wand zum Nachtlicht vor und knipste es an. Und da lagen sie, Ellie zu einem kleinen Ball zusammengerollt, als wollte sie sich vor etwas verstecken, Maddie ganz zugedeckt, nur eine Kontur unter der Decke.

Beruhigt wandte ich mich zur Tür und lachte ein bisschen über meine Paranoia.

Dann hielt ich inne.

So albern es war, ich musste einfach nachsehen, musste mit eigenen Augen *sehen* ...

Auf Zehenspitzen schlich ich zurück und zog die Bettdecke auf. Wo ich ...

... ein Kissen fand. Zusammengebauscht in die Form eines schlafenden Kindes. Mein Herz raste wie wild.

Als Erstes schaute ich unterm Bett nach. Dann in allen Schränken im Zimmer.

»Maddie.« Ich flüsterte, um Ellie nicht zu wecken, aber es war ein lautes, panisches Flüstern. »Maddie?«

Doch es kam keine Antwort, nicht mal unterdrücktes Kichern, nichts.

Ich rannte aus dem Zimmer.

»Maddie?« Da, die Tür zum Bad war zu. Ich drückte die Klinke, die Tür ging auf und ich blickte in einen leeren Raum. Mondlicht fiel auf die blanken Fliesen.

»Maddie?«

Auch in Sandras und Bills Zimmer: nichts. Das gemachte Bett unberührt, der Teppich hell im Mondschein, die offenen Vorhänge wie weiße Säulen rechts und links der hohen Fenster. Ich riss die Wandschränke auf, doch die Sensorleuchte zeigte nichts als säuberlich aufgereihte Anzüge und volle Schuhregale.

»Was'n los?«, ertönte Rhiannons schläfrige Stimme von oben.
»Was soll der Scheiß?«

»Ich suche Maddie«, rief ich zurück und hoffte, nicht allzu panisch zu klingen. »Sie ist nicht im Bett. Kannst du oben nachsehen? ... Maddie!«

Petra war unruhig geworden, geweckt von meinen immer lauterem Rufen, und ich wusste, das Quengeln war nur die Vorstufe. Jeden Moment konnte sie losschreien, aber mir blieb keine Zeit, sie zu trösten. Ich musste Maddie finden. Hatte sie mich vielleicht gesucht, als ich bei Jack war? Der Gedanke machte mir Bauchschmerzen, und der, der dann folgte, erst recht.

Hatte sie – o Gott. War sie mir etwa gefolgt? Ich hatte die Hintertür nicht abgeschlossen. War sie rausgegangen, um mich zu suchen?

Jetzt malte ich mir alle möglichen Schreckensszenarien aus. Der Teich. Der Bach. Die Straße.

Panisch rannte ich nach unten, zog mir an der Hintertür die erstbesten Regentiefel an und stürmte hinaus in die Nacht.

Auf dem mondhellen Hof war niemand zu sehen.

»Maddie!«, rief ich verzweifelt und aus voller Kehle. Meine Stimme hallte von den Stallmauern wider. »Maaaaddie? Wo bist du?«

Es kam keine Antwort und auf einmal durchzuckte mich ein furchtbarer Gedanke, schlimmer als die kleine Waldlichtung mit dem trügerisch flachen, schlammigen Teich.

Der Garten.

Der Giftgarten, den Jack Grant ungesichert zurückgelassen hatte.

Dem schon mal ein kleines Mädchen zum Opfer gefallen war.

Lieber Gott, betete ich, und sprintete los in den zu großen Stiefeln. Bitte mach, dass es nicht noch mal passiert.

Doch als ich um die Ecke des Hauses bog, fand ich sie.

Da lag sie, auf dem Kopfsteinpflaster vor meinem Fenster, bäuchlings hingestreckt, ihr Rumpf verdreht, der weiße Stoff ihres Nachthemds blutdurchtränkt. Nie hätte ich geglaubt, dass ein kleiner Körper so viel Blut enthalten konnte.

Zäh wie Sirup lief es über die Steine, klebte an mir, als ich mich auf das glitschige Pflaster kniete und ihren vogelarten, zerbrechlichen Körper anhob, sie in den Armen wog und bettelte, flehte, dass sie aufwachen, dass alles wieder gut werden würde.

Aber das war natürlich unmöglich.

Sie würde nicht mehr aufwachen. Und nichts würde mehr gut werden.

Sie war tot.

Zu den Stunden danach hat mich die Polizei wieder und wieder befragt, und jedes Mal war es wie das Aufkratzen einer alten Wunde. Und trotz all der Fragen bleiben mir nur Erinnerungsfetzen, wie eine von Blitzen durchzuckte, aber ansonsten pechschwarze Nacht.

Ich erinnere mich daran, wie ich schrie, während ich Maddie eine gefühlte Ewigkeit lang hielt, und wie erst Jack dazukam und dann Rhiannon mit der weinenden Petra im Arm, und wie sie sie vor Schreck beinahe fallen ließ.

Ich erinnere mich noch an den Schrei, diesen schrillen, entsetzlichen Laut, als sie den Leichnam ihrer Schwester sah. Den werde ich nie vergessen.

Ich erinnere mich daran, wie Jack Rhiannon ins Haus brachte und dann auch mich wegziehen wollte, wie er immer wieder sagte, sie ist doch tot, Rowan, sie ist tot, wir dürfen nichts ändern, müssen sie liegen lassen, für die Polizei. Aber ich konnte nicht loslassen, weinte weiter über ihrem toten Körper.

Ich erinnere mich an das Blaulicht in der Auffahrt und an Rhiannons fahles, gequältes Gesicht, ihre Fassungslosigkeit.

Und ich erinnere mich daran, wie ich über und über mit Blut bedeckt auf einem Sofa saß, und an die immer gleiche Frage: Was ist passiert, was ist passiert, was ist passiert.

Ich weiß es bis heute nicht.

Ich weiß es bis heute nicht, Mr Wrexham, das ist die Wahrheit.

Aber aus den Verhören weiß ich, was die Polizei glaubt.

Für sie stellt sich der Tathergang folgendermaßen dar: Maddie kam in mein Zimmer, traf mich dort nicht an und stieß stattdessen auf irgendetwas, was ich geheim halten wollte – vielleicht sah sie durchs Fenster, wie ich von Jacks Wohnung zurück ins Haus schlich,

oder sie fand bei meinen Sachen etwas, das meine wahre Identität verriet.

So in der Richtung. Zu verbergen gab es ja genug.

Und sie glauben, dass ich zurückkam, sie ertappte und sie in meiner Panik kurzerhand –

Es fällt mir schwer, es nur zu denken, geschweige denn es niederzuschreiben. Aber es muss sein.

Die Polizei glaubt, ich hätte sie aus dem Fenster gestoßen. Sie glauben, ich hätte dort zwischen den wehenden Vorhängen gestanden und zugesehen, wie sie auf den Steinen verblutete, und wäre dann seelenruhig runtergegangen, um bei einer Tasse Tee auf Rhiannon zu warten.

Sie glauben, ich hätte das Fenster absichtlich offen gelassen, damit es aussah, als wäre sie gestürzt. Was sie aber für ausgeschlossen halten. Warum, weiß ich nicht genau, aber es hat wohl damit zu tun, wo oder wie ihr Körper aufschlug – zu weit vom Gebäude entfernt für einen Sturz, eine Flugbahn, die nur bei einem Stoß oder einem Sprung möglich ist.

Ob ich Maddie den Sprung zutraute? Diese Frage habe ich mir tausendmal gestellt.

Und die Wahrheit ist, dass ich es nicht weiß.

Vielleicht werden wir es nie erfahren. Denn die Ironie der Geschichte ist, dass in diesem Haus mit einem Dutzend Kameras keine einzige belegt, was Maddie in dieser Nacht widerfuhr. Die Kamera im Zimmer der Mädchen zeigt nichts als Dunkelheit. Sie ist auf die Betten gerichtet, nicht auf die Tür, sodass nicht einmal eine Silhouette im Türrahmen zu erkennen ist, die uns verraten würde, um wie viel Uhr Maddie das Zimmer verlassen hatte.

Und mein Zimmer ... mein Zimmer ist ein weiteres Glied in der Beweiskette, die gegen mich geknüpft wurde.

»Warum haben Sie die Überwachungskamera in Ihrem Zimmer verdeckt, wenn Sie nichts zu verbergen hatten?«, fragten sie wieder und wieder.

Und ich versuchte, es zu erklären – wie das war, als junge Frau allein in einem fremden Haus, unter den Blicken fremder Menschen. Ich versuchte ihnen zu erklären, dass ich mich mit den Kameras in der Küche, dem Spielzimmer, dem Wohnzimmer, dem Flur und sogar in den Kinderzimmern arrangieren konnte. Aber dass ich auch einen Rückzugsort brauchte, nur einen einzigen Ort, wo ich ich selbst sein konnte, ohne Beobachtung, ohne Überwachung. Wo ich Rachel und nicht Rowan sein konnte – nur ein paar Stunden lang.

»Hätten Sie gerne eine Kamera in Ihrem Zimmer?«, fragte ich den Ermittler geradeheraus, aber er zuckte nur die Schultern nach dem Motto: Um mich geht es hier ja nicht, Schätzchen.

Aber Fakt ist, ich hatte die Kamera abgedeckt. Und hätte ich das nicht getan, wüssten wir vielleicht, was mit Maddie passiert ist.

Denn ich habe sie nicht umgebracht, Mr Wrexham. Ich weiß, ich wiederhole mich. Schon in meinem ersten Brief habe ich das geschrieben. Aber Sie müssen mir einfach glauben, denn es ist die Wahrheit. Ich sitze hier in dieser engen Zelle, während der schottische Regen gegen die Fensterscheibe trommelt, und frage mich tagein, tagaus, ob es mir gelingen wird, Sie zu überzeugen. Wie gerne ich Sie hier treffen würde. Ich habe Sie längst auf die Besucherliste gesetzt. Wenn Sie wollen, können Sie gleich morgen kommen. Und dann könnte ich es Ihnen endlich von Angesicht zu Angesicht sagen: Ich habe sie nicht umgebracht.

Aber die Polizei habe ich nicht überzeugt. Und Mr Gates auch nicht.

Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich mich selbst überzeugt habe.

Denn hätte ich sie an diesem Abend nicht allein gelassen, hätte ich nicht diese paar Stunden mit Jack in seiner Wohnung, in seinen Armen verbracht, wäre das alles nicht passiert.

Ich habe sie zwar nicht umgebracht, aber ich trage Schuld an ihrem Tod. Am Tod meiner Schwester.

Wer war es dann? Helfen Sie uns auf die Sprünge, Ms Gerhardt. Schildern Sie uns doch mal Ihre Version der Ereignisse. Das haben sie wieder und wieder gefordert und ich konnte immer nur den Kopf schütteln. Denn ich wusste es ja selbst nicht. Ich habe tausend Theorien – eine abstruser als die andere. Vielleicht war Maddie doch selbst in die Tiefe gesprungen oder Rhiannon doch früher nach Hause gekommen, vielleicht hatte ja Jean McKenzie sich auf dem Dachboden versteckt oder Jack Grant sich irgendwie an mir vorbeigeschlichen.

Denn wie sich inzwischen gezeigt hat, hatte auch Jack so seine Geheimnisse – wissen Sie das eigentlich schon? Zwar nicht das große, melodramatische Geheimnis, das ich mir ausgemalt hatte – mit Dr. Kenwick Grant ist er wohl tatsächlich nicht verwandt, zumindest konnte keine Verbindung festgestellt werden. Und als ich der Polizei von dem Stück Schnur und der *Aconitum-napellus*-Blüte erzählte, hatte Jack anders als ich eine rasche und nachvollziehbare Erklärung parat. Offenbar hatte er die rote Blüte in dem Becher auf dem Küchentisch erkannt oder vielmehr eine Vermutung gehabt. Also hatte er sie an sich genommen, um sie mit den Pflanzen im Giftgarten zu vergleichen. Und als klar war, dass er mit seinem Verdacht richtiggelegen hatte, dass also die Blüte nicht nur giftig, sondern tödlich war, hat er meine improvisierte Sicherungsvorrichtung am Gartentor entfernt und durch eine Kette mit Vorhängeschloss ersetzt.

Nein, Jacks düsteres Geheimnis war ein banales, das den Verdacht gegen mich nicht etwa ausräumte, sondern noch erhärtete – denn es bot eine weitere Erklärung dafür, warum ich meine Verbindung zu ihm verheimlichen wollte.

Jack war verheiratet.

Als sie dahinterkamen, wusste ich es noch nicht. Danach rieben sie es mir bei jeder Gelegenheit genüsslich unter die Nase, als glaubten sie, sie könnten mir damit wehtun. Dabei war es mir in Wahrheit längst egal. Was spielte es für eine Rolle, dass er in Edinburgh eine Frau und einen zweijährigen Sohn hatte? Er hatte mir ja keine Versprechungen gemacht. Und seit Maddies Tod schien sowieso nichts mehr wichtig.

Aber ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, dass ich in den Tagen, Wochen, Monaten, die ich schon hier bin, nicht an ihn gedacht hätte. Und natürlich habe ich mich gefragt, warum. Warum er mir nichts von seiner Frau erzählt hatte, auch nicht von seinem Sohn. Warum wohnten sie nicht zusammen? War es aus finanziellen Gründen – schickte er ihnen Geld nach Hause? Wenn er bei den Elincourts nur halb so viel verdiente wie ich, war es mehr als plausibel, dass er den Job des Geldes wegen angenommen hatte.

Aber vielleicht auch nicht. Vielleicht waren sie getrennt und hatten kaum Kontakt. Womöglich hatte sie ihn sogar rausgeschmissen, da wäre so ein Job mit Unterkunft genau das Richtige gewesen.

Aber ich kann bloß spekulieren, weil ich nie die Gelegenheit hatte, ihn zu fragen. Seit ich zu meinem ersten Verhör abgeführt wurde, habe ich ihn nicht mehr gesehen. Er hat auch nie angerufen oder geschrieben.

Ich sah ihn zum letzten Mal, als ich noch immer über und über mit Maddies Blut besudelt zum Polizeiwagen stolperte und er plötzlich

meine Hand nahm. Ich erinnere mich genau an seinen starken, festen Griff.

»Es wird wieder in Ordnung kommen, Rowan.« Das war das Letzte, was er zu mir sagte, das Letzte, was ich hörte, bevor die Autotür knallend zufiel und der Motor anging.

Es war gelogen, von vorne bis hinten. Ich war ja nicht mal Rowan. Und nichts würde je wieder in Ordnung kommen.

Doch was mich immer wieder beschäftigt, sind Maddies Worte bei unserer ersten Begegnung, als sie die Arme um mich schlang und das Gesicht in meiner Bluse vergrub.

Du darfst nicht herkommen. Es ist zu gefährlich.

Und dann der letzte Satz, mehr geschluckt als gesprochen und später geleugnet, ein Satz, von dem ich mir noch heute, Monate später, sicher bin, dass ich ihn gehört habe.

Die Geister mögen es nicht.

An Geister glaube ich nicht, Mr Wrexham. Ich habe nie daran geglaubt. Mit Aberglauben habe ich nichts am Hut.

Doch es war kein Aberglaube, der mich Nacht für Nacht auf dem Dachboden Schritte hören ließ. Es war kein Aberglaube, der mich in der Nacht in eisiger Kälte aus dem Schlaf riss, meinen Atem in weiße Wolken, mein Zimmer in ein Kühlhaus verwandelte. Und der Puppenkopf, der über den Perserteppich rollte, der war real, Mr Wrexham. Real wie Sie und ich. Real wie die Botschaften an den Wänden, real wie dieser Brief an Sie.

Und das war es auch, was die Polizisten von meiner Schuld überzeugte. Es war nicht der falsche Name mitsamt den gestohlenen Dokumenten und auch nicht die Tatsache, dass ich Bills verschollene Tochter war. Nichts von all dem.

Es war das, was ich ihnen in jener furchtbaren ersten Nacht erzählte, als ich zitternd vor Schock und Trauer in blutverschmierten

Sachen vor ihnen saß. Denn in dieser ersten Nacht brach ich zusammen und erzählte ihnen alles, was passiert war. Von den Schritten in der Nacht bis zu der namenlosen, dumpfen Angst, die mich ergriff, als ich die Tür zum Dachboden öffnete.

Was ich da erzählte, besiegelte mein Schicksal – mehr als alles, was danach kam.

Von da an war für sie alles klar.

Seit ich diesen Brief begonnen habe, hatte ich viel Zeit zum Nachdenken, Mr Wrexham. Viel Zeit, um mir einen Reim auf alles zu machen. Ich habe der Polizei die Wahrheit gesagt, und das ist mir zum Verhängnis geworden. Sie sahen in mir eine Verrückte, deren Aussage löchriger war als eine Schießscheibe. Und sie sahen ein Motiv. Eine Frau, so entfremdet von ihrer Familie, dass sie sich unter falschem Namen bei ihr einnistete, um auf grausame Art Rache zu üben.

Inzwischen habe ich die Puzzleteile zusammengefügt – das offene Fenster, die Schritte auf dem Dachboden, der verwaiste Vater, der seine Tochter so sehr geliebt hatte, dass er daran zugrunde ging, und der andere Vater, der seine Kinder immer wieder im Stich ließ.

Zwei Teile konnte ich allerdings nie richtig zusammenbringen – das Handy und Maddies blasses, flehendes Gesicht bei meiner Abreise am ersten Tag, als sie flüsterte: *Die Geister mögen es nicht.*

Doch am Ende des Tages ist es egal, was ich denke und wie meine Theorien lauten. Es zählt allein, was die Geschworenen für wichtig halten. Wissen Sie, Mr Wrexham, Sie müssen mir auch gar nicht jedes Detail glauben. Mir ist bewusst, dass man Sie bei Gericht auslachen würde, wenn Sie auch nur die Hälfte von dem

vorbrächten, was ich hier aufgeschrieben habe. Und wahrscheinlich würden sich die Geschworenen dann vollends gegen mich wenden.

Das ist auch gar nicht der Grund, weshalb ich Ihnen die ganze Geschichte erzählt habe. Ich habe einmal versucht, einen Teil von ihr zu verbergen – und deshalb bin ich hier gelandet.

Ich bin überzeugt, dass die Wahrheit meine Rettung sein wird, Mr Wrexham, und die lautet, dass ich meine Schwester nicht umgebracht habe, sie niemals hätte umbringen können.

Mr Wrexham, als ich die Frauen hier drin fragte, wen ich mit meiner Verteidigung beauftragen soll, fiel kein Name so oft wie Ihrer. Sie stehen in dem Ruf, auch in hoffnungslosen Fällen helfen zu können.

Und genau das bin ich, Mr Wrexham. Ohne Hoffnung.

Ein Kind ist tot und die Polizei, die Presse und die Öffentlichkeit, sie alle wollen, dass jemand dafür bezahlt. Und dieser jemand soll ich sein.

Aber ich habe das Mädchen nicht umgebracht, Mr Wrexham. Ich habe Maddie nicht getötet.

Ich habe sie liebgehabt. Und ich will nicht im Gefängnis versauern für etwas, was ich nicht getan habe.

Bitte, bitte glauben Sie mir.

Mit besten Grüßen

Rachel Gerhardt

8. Juli 2019

Richard McAdams

Ashdown Hochbau & Sanierung
interne Kommunikation

Hi Rich, mal was ganz anderes: Einer der Jungs von der Charnworth-Sanierung hat bei einem Wandabriss diesen Haufen Papiere gefunden. Anscheinend hatte jemand sie bei sich in der Zelle versteckt. Der Kollege wusste nicht, was er damit anstellen sollte, also hat er sie mir gegeben. Ich hab mir nur die ersten paar Seiten angeguckt, aber es scheinen Briefe einer Gefangenen an ihren Anwalt zu sein – keine Ahnung, warum sie nicht abgeschickt wurden. Der Kollege hat wohl ein bisschen drin geblättert und meint, es geht um einen bekannten Fall (er kommt hier aus der Gegend und erinnert sich an die Schlagzeilen).

Jedenfalls wollte er sie nicht einfach wegwerfen, falls sie noch als Beweismaterial gebraucht werden oder sonst irgendwie als vertraulich gelten – da wollte er lieber auf Nummer sicher gehen. Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass es noch eine Rolle spielt, aber um ihn zu beruhigen, habe ich versprochen, mich drum zu kümmern. Könntest du dich in der Geschäftsführung mal umhören? Oder

meinst du, es kann einfach weg? Habe nicht so große Lust auf Papierkram.

Ganz oben liegen die Briefe an den Anwalt, aber es waren wohl auch noch ein paar Briefe an sie selbst dabei. Wahrscheinlich Familienkram, aber ich habe sie für alle Fälle mal dazugelegt.

Wär toll, wenn du dich drum kümmern könntest, falls du meinst, dass wir da irgendwie handeln sollten.

Besten Dank

Phil

1. November 2017

Liebe Rachel Gerhardt,

es ist schon sehr ungewohnt, Sie mit diesem Namen anzureden, aber so ist es nun mal.

Als Erstes möchte ich Ihnen sagen, wie leid mir tut, was passiert ist. Vielleicht überrascht es Sie, das zu hören, aber es ist mein voller Ernst – und mir ist wichtig, dass Sie das wissen.

Sie müssen verstehen, dass ich mich schon seit fast fünf Jahren um diese Kinder kümmere – und ich habe in dieser Zeit die Kinderfrauen kommen und gehen sehen. Ich musste zusehen, wie dieses Holly-Flittchen mit Mr Elincourt hinter dem Rücken seiner Frau rumschäkerte, und ich musste hinterher alles kitten, als sie sich aus dem Staub machte und die Mädchen im Stich ließ. Und seitdem hab ich zusehen müssen, wie eine Kinderfrau nach der anderen antanzte und wieder verschwand und den armen Kleinen jedes Mal von Neuem das Herz brach.

Und jedes Mal, wenn eine Neue kam, wenn es wieder so ein hübsches junges Ding war, fühlte ich mich, als würde eine kalte Hand sich in mein Herz krallen, und dann lag ich Nacht für Nacht wach und rang mit mir – sollte ich Mrs Elincourt endlich reinen Wein einschenken, ihr erzählen, was für ein Mann Mr Elincourt war und was der wahre Grund für Hollys Verschwinden war. Doch nie brachte

ich es fertig, ich schluckte meinen Ärger runter und sagte mir, beim nächsten Mal wird schon alles anders werden.

Ich gebe also zu, dass ich mehr als enttäuscht war, als ich Sie zum ersten Mal traf und feststellen musste, dass Mrs Elincourt schon wieder so eine junge, hübsche Frau ausgesucht hatte. Denn ich wusste ja, dass er es wieder versuchen würde. Und egal, ob Sie sich nun drauf einlassen oder nur Angst vor ihm bekommen würden – die Kinder wären so oder so wieder die Leidtragenden. Denn früher oder später würden Sie sich aus dem Staub machen und wer weiß, vielleicht würde er ja dieses Mal sogar mitgehen. Das machte mich unendlich wütend. Und ich schäme mich nicht, das zuzugeben. Aber ich schäme mich heute sehr wohl dafür, wie ich Sie behandelt habe – ich hätte meinen Ärger nicht so an Ihnen auslassen dürfen, und wenn ich daran denke, was ich alles zu Ihnen gesagt habe, tut es mir von Herzen leid. Denn ganz gleich, was die Polizei glaubt, ich weiß genau, dass Sie den Mädchen nie etwas antun würden. Das habe ich auch dem Beamten bei der Vernehmung mitgeteilt. Ich habe gesagt: Ich mochte die Frau nicht, das ist kein Geheimnis, aber sie hätte der kleinen Maddie nie was angetan. Da sind Sie ganz auf dem falschen Dampfer, junger Mann.

Nun, das war ein Grund, warum ich Ihnen schreiben wollte: Ich musste das einfach loswerden.

Doch der andere Grund ist, dass Ellie Ihnen auch einen Brief geschrieben hat. Sie hat ihn in einen Umschlag gesteckt und zugeklebt und ich musste ihr versprechen, ihn nicht aufzumachen. Daran habe ich mich gehalten, weil ich finde, das gehört sich so, auch Kindern gegenüber. Aber ich bitte Sie von Herzen um eines:

Wenn es irgendetwas in diesem Brief gibt, was ich wissen sollte oder was ihre Mutter wissen sollte, dann müssen Sie es uns sagen.

Schicken Sie keine Briefe ans Haus, das steht inzwischen leer. Und die arme Mrs Elincourt hat ja auch weiß Gott genug Sorgen. Ihren Mann hat sie verlassen – hat man Ihnen das schon erzählt? Sie hat die Kinder mitgenommen und wohnt jetzt bei ihrer Familie in England. Und Mr Elincourt ist auch weggezogen – er hat wohl einen Prozess am Laufen mit einer Praktikantin der Firma, so erzählt man sich jedenfalls im Dorf. Es geht das Gerücht, dass er das Haus verkaufen muss, um die Gerichtskosten zu stemmen.

Wenn Sie irgendein Anliegen haben, schreiben Sie mir bitte direkt an meine Adresse (s. unten). Ich werde dann veranlassen, was nötig ist. Sie haben mein volles Vertrauen, denn ich glaube, dass Ihnen die Kinder genauso wie mir am Herzen liegen. Sie würden bestimmt nicht zulassen, dass Ellie zu Schaden kommt, habe ich recht? Ich habe zu Gott gebetet und versucht, auf seine Antwort zu hören – nun schenke ich Ihnen mein Vertrauen, Rachel. Ich bete, dass Sie mich nicht enttäuschen werden.

Mit freundlichen Grüßen

*Jean McKenzie
15a High Street
Carn Bridge*

An:

Von:

Betreff:

Lieber Owen aber jetzt sagen alle du heißt Rätsel stimmt das ich vermiss dich doll es tut mir leid was passiert ist besonders weil das meine Schuld ist aber ich kann das niemand sagen auch nicht Mummy und Daddy weil dann sind sie böse und Daddy geht dann weg weil der hat das schon mal versucht hat die mäh die gesagt ich war das ich habe die mäh die geschubst weil sie wollte das du gehst wie die anderen Nannys sie hat all die Anden auch verjagt sie hat Tricks gemacht mit dem alten Handy von Mummy sie hat den Nannys was geklaut und ist auf den Dachboden geklettert sie ist aufs Dach geklettert durch das Fenster in deinem Zimmer der Dachboden war ihr Geheim Platz aber sie hat immer gesagt ich bin noch zu klein ich darf nicht mit und mit der Happy App hat sie euch geweckt weil sie hat ein Video von Youtube genommen und auf dem Happy Lautsprecher gespielt und das klingt dann wie wenn jemand auf dem Dachboden läuft aber da war keiner das war nur das Video und sie hat auch den Puppenkopf runtergeholt und sie hat gesagt ich soll den auf dein Schoß legen und es tut mir leid ich hab gelogen weil ich gesagt hab es stimmt nicht ich war es aber die mäh die ist aufgewacht und du warst nicht da und mäh die wollte dich vergiften mit Bären aber ich bin ihr nachgelaufen und hab den Wein weggeschüttet und dann war die mäh die ganz sauer und sie hat gesagt sie klettert wieder durchs Fenster auf den Dachboden und sie wollte das du Ärger kriegst mit Mummy und das der Alarm losgeht weil du weggegangen bist und ich bin ihr nachgelaufen und hab gesagt lass das und sie hat gesagt doch ich mach das sonst nimmt die uns Daddy weg und ich hab gesagt aber Owen ist lieb und ich will nicht das sie geht und die mäh die hat gesagt lass mich ich

mach das trotzdem und sie ist geklettert und ich hab sie geschubst
ich wollte das gar nicht es tut mir leid

aber bitte bitte sag das nicht der Polizei ich will nicht ins Gefängnis
und es tut mir so leid aber es ist auch unfair wenn du Ärger kriegst
für was was ich gemacht habe aber Owen du kannst einfach sagen
du warst das nicht und das du weißt wer aber du kannst nicht sagen
wer weil das geheim ist

morgen fahren wir weg in ein neues Haus Daddy kann im Moment
nicht kommen aber ich hoffe du kommst bald bitte komm bald wieder
liebe Grüße Ellie fünf Jahre alt

Ruth Ware wuchs im südenglischen Lewes auf und lebte nach ihrem Studium an der Manchester University eine Zeit lang in Paris. Sie hat als Kellnerin, Buchhändlerin, Englischlehrerin und Pressereferentin für einen großen Verlag gearbeitet und wohnt jetzt mit ihrer Familie in der Nähe von Brighton.

Mit ihren raffinierten atmosphärischen Thrillern ist sie zu einer der erfolgreichsten internationalen Bestsellerautorinnen geworden.

Mehr unter www.ruthware.com

Es ist ein Traumjob: Rowan Caine, 27, bekommt eine gut bezahlte Stelle als Nanny in den schottischen Highlands, bei einer scheinbar perfekten Familie. Gleich zu Beginn ihrer Anstellung wird Rowan für zwei Wochen mit den Kindern alleingelassen. Und praktisch sofort beginnen die unheimlichen Vorkommnisse. Schritte über ihrem Zimmer – wo es aber gar keine Räume mehr gibt. Das plötzliche Dröhnen einer Stereoanlage, die niemand eingeschaltet hat. Hasserfüllte Botschaften. Auch das Haus selbst ist eine beklemmende Mischung aus elegantem altem Herrenhaus und hypermodernem Anbau, durchgestylt und mit »intelligenter Technik« ausgestattet. In dieser beängstigenden Atmosphäre hat Rowan das Gefühl, langsam den Verstand zu verlieren. Und dann kommt es zu einem schrecklichen Todesfall. Rowan gerät unter Mordverdacht. Wer wird ihr glauben, dass sie keine Mörderin ist?

Deutsche Erstausgabe 2021

© 2019 Ruth Ware

Titel der englischen Originalausgabe:

›The Turn of the Key‹ (Harvill Secker/Vintage Publishing/
Penguin Random House, London 2019)

© 2021 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH unter Verwendung von Fotos
von Trevor Payne/Arcangel Images und shutterstock.com

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung
des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Funktionalität der Web-Links wurde zum Zeitpunkt der Drucklegung (E-Book-
Erstellung) geprüft. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk
verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir
übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der
Verlinkungen nicht erkennbar.

eBook-Herstellung im Verlag (01)

eBook ISBN 978-3-423-43759-2 (epub)

ISBN der gedruckten Ausgabe 978-3-423-26271-2

Ausführliche Informationen über unsere Autoren und Bücher finden Sie auf
unserer Website www.dtv.de/ebooks